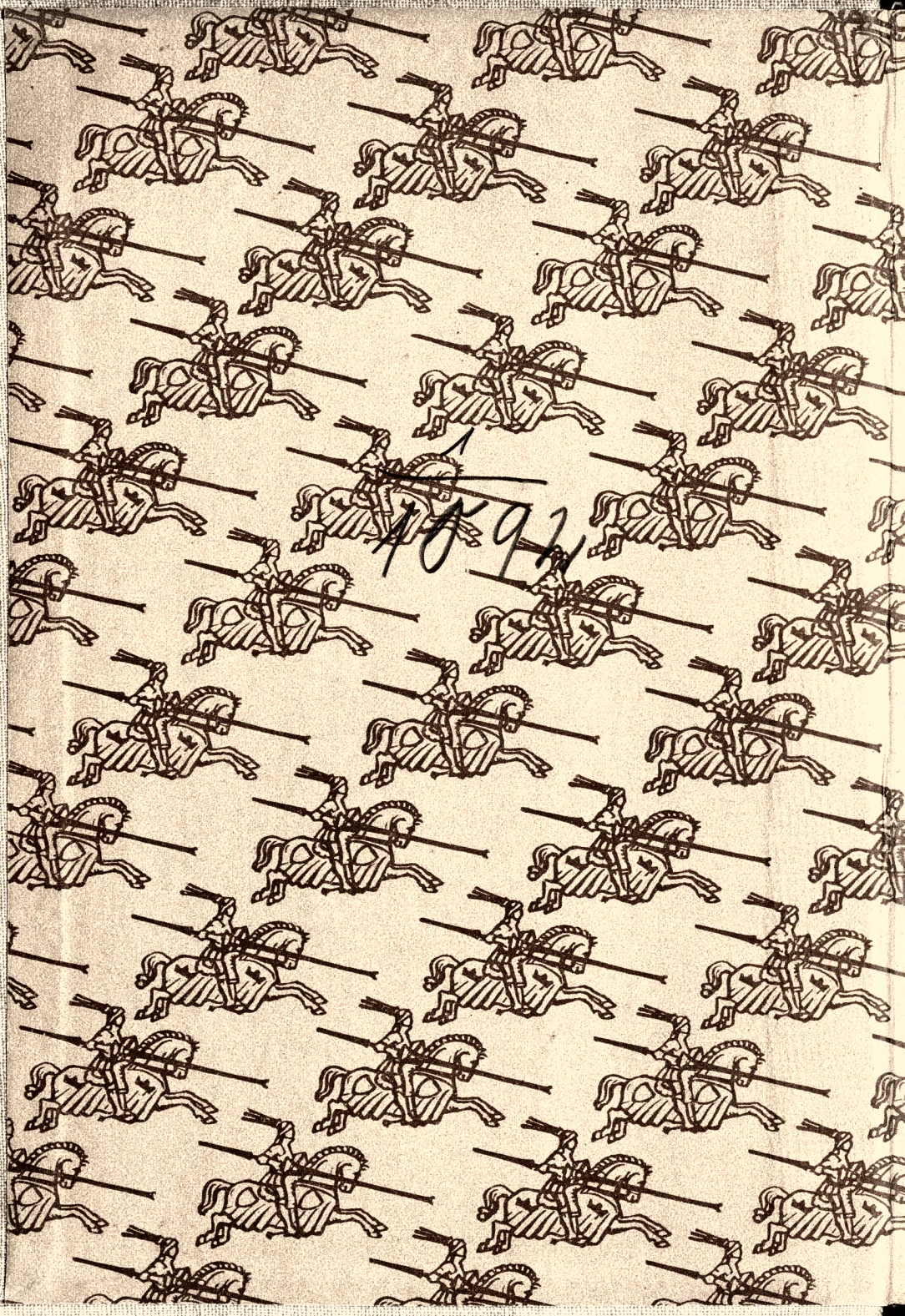
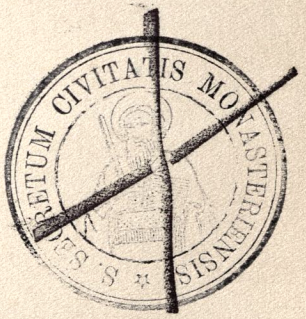
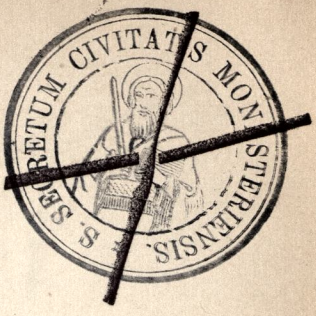
Preußens Geschichte

Von Rudolf Herzog



Lehrerbibliothek
der evang. Volksschule
zu
Münster i. W.




SECRETUM CIVITATIS MONSTERIENSIS

·1888·
·1913·
WILHELM·II·

Preußens Geschichte

von

Rudolf Herzog

Verlag
Quelle & Meyer, Leipzig

Zum Geleit.

Dies Buch soll ein Buch der Liebe sein. Der Liebe zur Heimat, zu jeder Scholle heimischen Landes, auf die wir gestellt sind. Preußens Kinder sind wir. Wie aber vermögen Kinder anders ihr Elternhaus zu lieben, zu lieben bis zur Hergabe des letzten Herzblutes, als mit dem Wissen und Verstehen, wie es erbaut ward von Vater und Ahn, wie es durchhielt durch die Stürme der Jahrhunderte, die es oft und oft niederzureißen drohten, wie es gestützt, gefestigt, wütend verteidigt und Schritt um Schritt ausgebaut wurde zu dem felsenstarken, hoch- und weit-ragenden Gebäude „Preußen". Denn diese Liebe zum Werk der Väter gibt uns den Glauben an uns selber, stärkt unseren Stolz, das Erbe zu pflegen und zu heben, auf daß auch wir einst vor den Augen unserer Kinder bestehen.

Nicht unter die großen Geschichtswerke, die der Forschung dienen, will sich dies Buch einreihen. Der es schrieb, schrieb es aus heißer Heimatliebe heraus, und da Liebe Zeugungskraft ist, so soll es hinausziehen und nichts anderes tun, als wiederum Liebe zeugen, Liebe zur engeren und weiteren Scholle, Liebe zum Vaterland. Wie ein Lied, das in jedem Herzen zur Melodie wird.

Denn die Lieder sind es, die uns an die Heimat binden, die uns aus jeder Ferne heimwärts ziehen.

So möge dies Buch das Preußenlied singen.

Obere Burg zu Rheinbreitbach, am 5. Februar des Jubiläumsjahres 1913

Rudolf Herzog

Inhalts=

Aus grauen Tagen	1
Albrecht der Bär	6
Aus des Bären Geschlecht	13
Der Wirrwarr und der falsche Waldemar	18
Unter Bayern und Luxemburgern	26
Die Quitzows	30
Hie gut Zollern allwege!	35
Eisenzahn, Achilles und Cicero	49
Im Zeichen der Reformation	56
Kurbrandenburg vom Haff bis an den Rhein	67
In den Schrecknissen des Dreißigjährigen Krieges	76
Der große Kurfürst auf dem Plan	85
Feinde ringsum	98
Kurbrandenburg zu Wasser und zu Lande	116
Der erste König	123
Soldatenvater und Beamtenerzieher	134
Der junge Fritz	146
Der Aar steigt auf	158
Friedrich der Große im Siebenjährigen Krieg	171
Der alte Fritz	198
Unter dem Nachfolger	204
Preußens Niederbruch	213

Verzeichnis.

In Auferstehungstagen	226
Die Befreiungskriege	241
Unter Friedrich Wilhelm IV.	263
Wilhelm I. und Otto von Bismarck	278
Der Krieg um Schleswig-Holstein	286
Das große Preußenjahr 1866	298
Preußen-Deutschland gegen Frankreich	320
König und Kaiser	362
Der Todgeweihte	368
Während der Regierung Wilhelms II.	370
Balladen.	
Der erste Markgraf von Brandenburg	11
Der Zollernaar und die märkische Gans	46
Fehrbellin	113
Rheinsberger Tage	156
Bei Torgau	194
Blücher geht über den Rhein	261
Die Düppel-Stürmer	296
König Wilhelms Heldenschau	317
Sedan	360
Anker auf!	376

SB 2119

Univ.-Bibliothek Münster i.W

Städt. Volksbücherei u. Lesehalle Münster (Westf.)

Zum Geleit.

Dies Buch soll ein Buch der Liebe sein. Der Liebe zur Heimat, zu jeder Scholle heimischen Landes, auf die wir gestellt sind. Preußens Kinder sind wir. Wie aber vermögen Kinder anders ihr Elternhaus zu lieben, zu lieben bis zur Hergabe des letzten Herzblutes, als mit dem Wissen und Verstehen, wie es erbaut ward von Vater und Ahn, wie es durchhielt durch die Stürme der Jahrhunderte, die es oft und oft niederzureißen drohten, wie es gestützt, gefestigt, wütend verteidigt und Schritt um Schritt ausgebaut wurde zu dem felsenstarken, hoch- und weit-ragenden Gebäude „Preußen". Denn diese Liebe zum Werk der Väter gibt uns den Glauben an uns selber, stärkt unseren Stolz, das Erbe zu pflegen und zu heben, auf daß auch wir einst vor den Augen unserer Kinder bestehen.

Nicht unter die großen Geschichtswerke, die der Forschung dienen, will sich dies Buch einreihen. Der es schrieb, schrieb es aus heißer Heimatliebe heraus, und da Liebe Zeugungskraft ist, so soll es hinausziehen und nichts anderes tun, als wiederum Liebe zeugen, Liebe zur engeren und weiteren Scholle, Liebe zum Vaterland. Wie ein Lied, das in jedem Herzen zur Melodie wird.

Denn die Lieder sind es, die uns an die Heimat binden, die uns aus jeder Ferne heimwärts ziehen.

So möge dies Buch das Preußenlied singen.

Obere Burg zu Rheinbreitbach, Rudolf Herzog
am 5. Februar des Jubiläumsjahres 1913

Inhalts-Verzeichnis.

Aus grauen Tagen	1
Albrecht der Bär	6
Aus des Bären Geschlecht	13
Der Wirrwarr und der falsche Waldemar	18
Unter Bayern und Luxemburgern	26
Die Quitzows	30
Hie gut Zollern allwege!	35
Eisenzahn, Achilles und Cicero	49
Im Zeichen der Reformation	56
Kurbrandenburg vom Haff bis an den Rhein	67
In den Schrecknissen des Dreißigjährigen Krieges	76
Der große Kurfürst auf dem Plan	85
Feinde ringsum	98
Kurbrandenburg zu Wasser und zu Lande	116
Der erste König	123
Soldatenvater und Beamtenerzieher	134
Der junge Fritz	146
Der Aar steigt auf	158
Friedrich der Große im Siebenjährigen Krieg	171
Der alte Fritz	198
Unter dem Nachfolger	204
Preußens Niederbruch	213
In Auferstehungstagen	226
Die Befreiungskriege	241
Unter Friedrich Wilhelm IV.	263
Wilhelm I. und Otto von Bismarck	278
Der Krieg um Schleswig-Holstein	286
Das große Preußenjahr 1866	298
Preußen-Deutschland gegen Frankreich	320
König und Kaiser	362
Der Todgeweihte	368
Während der Regierung Wilhelms II.	370
Balladen.	
Der erste Markgraf von Brandenburg	11
Der Zollernaar und die märkische Gans	46
Fehrbellin	113
Rheinsberger Tage	156
Bei Torgau	194
Blücher geht über den Rhein	261
Die Düppel-Stürmer	296
König Wilhelms Heldenschau	317
Sedan	360
Anker auf!	376

Aus grauen Tagen.

Aus den Niederungen der Havel stieg der Nebel. Die Sümpfe hauchten ihn aus und die weitgestreckten Moore. In den kümmerlichen Grasnarben lag er wie feuchtes Gespinst, und wenn der Wind ihn hob, hängte er sich in zerfetzten Schleiern an den Kronen der Kiefern auf, deren rotes Stangenholz die Landschaft verdüsterte.

Öde und einsam dämmerte das Land um Havel und Spree, zwischen Elbe und Oder.

Die Reiter am Flußufer lösten sich kaum ab von dem Grau der Umgebung. Gelbhäutigen Gesichts, den kantigen Schädel von dunklem Haar umflattert, kauerten sie, gedrungen und muskelhart, auf den kleinen grauen Steppenpferden, die unbeweglich standen, und spähten aus dunkelglühenden Augen den Elbstrom hinab und hinauf.

Ein Schrei fuhr das Ufer entlang. Ein Schrei aus wilder Kehle. Aus Sümpfen und Mooren, aus Wäldern und Grasland schrie das Echo. Gestalten tauchten auf, ballten sich zu Haufen zusammen, stürmten vor. Die kurzen, breitschultrigen Körper in Wollen- und Leinenzeug gehüllt. Die Faust bewehrt mit Bogen und Schild, Streitaxt, Schleuder oder wuchtiger Wurfkeule. Ihnen allen voran auf schwankender Bahre Holzbilder der Götter, grell bemalt, von Fahnen umweht, von den Priestern gellend angerufen.

Zu Tausenden und Tausenden wälzte sich die Masse vorwärts, dorthin, wohin der Ruf der spähenden Reiter sie gelockt. Und hielten an. Und drängten Schulter an Schulter. Und der wilde Schrei starb den Staunenden in der Kehle.

Die Sonne hatte den Nebel zerrissen und schluckte die

Fetzen. Eisenharnische blitzten, Stahlhelme und Schwerter, Lanzen und Speere. Riesige Rosse entstiegen der Furt des Stromes und schnaubten die Uferböschung hinan. Unzählige hinter ihnen. Ein Strom des Lebens.

Der Gesang, von den Priestern erneuert, wurde zum Lallen, ein rauhes Gurgeln der Kriegsruf der Massen. Ein königlicher Mann war vor das Heer der Geharnischten gesprengt. Sieben Fuß maß sein Leib. Gelb flog ihm das dichte Gelock, der volle Bart. Die eisenbewehrte Hand streckte er hoch:

„Hie Schwert des Herrn!"

Und ein einziger Ruf antwortete ihm, brauste durch die Reihen, brauste mit Schwert und Speer und Rossehuf dem entrollten Kreuzesbanner nach in den entsetzten, flüchtenden Feind hinein:

„Jesus Christus! Jesus Christus!"

Der große Karl, der Frankenkönig, war ins Land der Wenden gekommen.

Der König ritt über die Walstatt, um ihn die Paladine, Ritter und Bischöfe. Die grellbemalten Götzenbilder lagen zerschlagen, scheu stierten die unterworfenen Wenden auf die wunderlosen Trümmer, scheuer noch auf Kreuz und Taufwasser, das reisige Mönche ihnen entgegenhielten. Und Karl ritt sinnend durch die Reihen der Getauften.

Das Leben schlang seine Kreise. Vor Jahrhunderten hielten die Semnonen das Land bewohnt. Sie drängten nach Süden, kriegten mit den Römern, siedelten sich als Hauptstamm der Sueven am oberen Rhein, am Neckar und in Schwaben an. Mit Franken gemischt, kehrten sie unter Karl als Alemannen wieder, das Licht der Erkenntnis in die alte, wendisch gewordene Heimat zu tragen. So kreist das Leben, und immer wieder erneuert sich der Ring.

Feste Burgen richtete Karl längs der Grenze auf und setzte Grafen über das Land, der Ländergier der benachbarten Völker zu wehren. Und aus den Vesten wurden Magdeburg und Erfurt, Zelle und Halle. Er selber aber ritt heim durch das Sachsenland und über den Rhein gen Aachen. Man schrieb das Jahr 789.

✧ ✧ ✧

Wolken und Winde waren über das Land gefahren in Tagen und Nächten, in Monden und Jahren. Öde und einsam dämmerte das Land um Havel und Spree, zwischen Elbe und Oder. Was Karl erstrebt hatte, war zur Sage geworden nach seinem Tode, wie der große Frankenkönig selber. Das Reich zerfleischte sich in ehrgeizigen Kämpfen, die den Machthabern und Machterstrebenden nicht Zeit ließen, des unwirtbaren Havellandes zu gedenken. Auf Raubzügen schlichen die Wenden wie dereinst durch die Niederungen, die Vesten zerfielen und wurden zerstört, die Deutschen erschlagen und verjagt, die alten Götterbilder wieder hervorgeholt und in Tempeln über blutigen Altären erhöht.

Das junge Neuland schien verloren gegangen.

✧ ✧ ✧

Und wieder hatten die deutschen Fürsten einen König gekürt, Heinrich, aus sächsischem Stamm, und als sie ihm die Krone brachten, so kündet die Sage, trafen sie ihn friedlich beim Vogelfang am Finkenherd. Aber dieser Finkler wußte die wirr umherflatternden Vögel in deutschen Landen wohl zu fangen. Sachsen und Franken auf seiner Seite, kirrte er die widerstrebenden Herzöge von Schwaben, Bayern und Lothringen, gründete allüberall Burgen und feste Plätze für den Heerbann, bildete die jungen Mannschaften aus und begann mit ihnen die Siche-

rung der alten Grenzen gegen Ungarn und Slawen. Unwiderstehlich drang er ins Land der Wenden vor.

Den Stamm der Heveller traf sein Angriff. Brennaburg, nachmalig Brandenburg geheißen, war ihre Hauptstadt. In die Veste Brennaburg hineingeworfen, hatten die Wenden es leicht, den Feind zu höhnen, denn der Platz lag unnahbar zwischen Seen und Sümpfen und gestattete kein Anrücken des Heeres. Aber der Winter, der die Brücke zwischen den Jahren 928 und 29 schlug, schlug auch die Brücke über Seen und Sümpfe! Harter Frost ließ sie zu Eis erklirren, und rasch entschlossen führte der Finkler sein Heer über die glatte Bahn zum Sturm auf die Wälle, in die Stadt, in den Sieg. Mit Brennaburg war die Kriegslust der Wendenstämme gebrochen. Sie sandten Friedensboten und nahmen die deutsche Herrschaft an.

Aber nicht lange hielten sie Ruhe. Unter Otto, Heinrichs Sohn, empörten sie sich zum ersten Male und warfen sich auf Gero, des Königs Markgrafen, in blinder Wut. Ein harter und unbeugsamer Mann war Gero und in langen Jahren geschult in den Listen seiner Feinde. Dreißig wendische Fürsten ließ er beim Gastmahl, das er ihnen bot, zusammenhauen, als ihm sichere Kunde geworden war, daß sie feile Mörder gegen ihn gedungen hatten, und hielt sich im Kampf, der blutig in der ganzen Mark gegen ihn losbrach, bis Otto selber nach siegreicher Schlacht gegen die Magyaren herbeieilte, die wendischen Heere, wo er sie traf, vernichtete, das Land bändigte und beruhigte, die Grenzen erweiterte und festigte. Doch stärker als ein anderer vor ihm hob er mit dem Schwert das Kreuz empor. Nur wo ein Gott herrscht, kann ein Volk werden. Und gegen die Einfälle des Unglaubens sicherte er die Grenzen durch die Errichtung der Bistümer zu Zeitz,

Merseburg, Havelberg und Oldenburg. Mitten im Wendenlande selbst aber schuf er im Jahre 948 das Bistum Brandenburg und hieß die Mönche anfeuern, ihr Leben zu wagen zur Bekehrung der Heiden. Und krönte sein gottgefällig Werk im Jahre 968 durch Errichtung eines erzbischöflichen Stuhles in seiner Lieblingsstadt Magdeburg, der Königin des deutschen Ostens.

Nicht länger als 30 Jahre brauchte es, um Otto des Großen Werk aufs neue zum Schwanken zu bringen. Kaiser in deutschen Landen war Otto II., und als sich auf italienischer Erde das Unglück auf ihn warf und die Kunde in die Marken drang, beließen die Wenden es nicht beim bloßen Aufhorchen; alle ihre Völkerschaften erhoben sich wie ein Mann, holten die alten Götterbilder hervor, zerschlugen Kreuz und Kreuzesträger, mordeten, was nicht wendischen Stammes war und vernichteten auf anderthalb Jahrhunderte hinaus den kaum aufgegangenen Samen christlicher Kultur.

In Deutschland kämpfte man um die Kaiserkrone. Wirren und Fehden allenthalben. Wer hätte Lust gehabt, um des barbarischen Wendenlandes willen seine Kräfte zu zersplittern! Wieder sank die Mark in Nacht, verschollen fast, und keiner ahnte die Schätze, die in ihrem Schoße dem Tage entgegenschlummerten.

Albrecht der Bär.

Kaiser in deutschen Landen war Lothar von Sachsen. Zu Ballenstädt aber war ein Graf gewachsen, sehnig und stark, furchtlos und tapfer, der wie ein Bär des Waldes sich auf seine Widersacher stürzte und sie zermalmte: Albrecht, der Bär genannt. Dem Kaiser hatte er oft genug gedient mit Leib und Leben, vergeblich aber auf verdienten Lohn geharrt, bis ihm im Jahre 1134 das Los fiel, die immer wieder gefährdete Nordmark zu schirmen. Furchtbare Tatzenschläge tat der neue Markgraf in die anstürmenden Wenden hinein, warf sie weit über die Grenzen ihres eigenen Landes, drängte mit siegreichem Schwerte nach und — mußte zurück, dasselbe Schwert gegen deutsche Fürsten zu zücken.

Der Hohenstaufe Konrad III. hielt des Reiches Krone. Und der Welfe sprang ihn an, Heinrich der Stolze, Herzog von Bayern und Sachsen. Das Sachsenland nahm ihm der Kaiser und gab es dem Bären Albrecht. Da führte für Heinrichs minderjährigen Sohn, der sich den Namen Heinrich der Löwe gewann, der Oheim Welf die „welfische Sache", kam mit Ungestüm über Albrecht, nahm des Bären Stammburg Anhalt, schlug ihn und seinen neugewonnenen Bundesgenossen, Pribislaw, Fürst der Wenden, und drängte den Hohenstaufen, Versöhnung mit dem welfischen Löwen zu suchen, wollte er den Frieden im Land. Auf Sachsen verzichtend, ergriff Albrecht der Bär mit verdoppelter Kraft die Zügel in der Nordmark.

Weiter stecken wollte er ihre Grenzen. Hinübergreifen über die Spree, bis zur Oder. Die Länder der Wenden aufgehen lassen in der jungen, ins Wachstum drängenden

Albrecht der Bär besiegt die Wenden

Mark. Ein Traum schwebte ihm vor, den spätere Geschlechter zur Erfüllung bringen sollten. Er aber hatte ihn zuerst geträumt.

Der Wendenfürst Pribislaw war gestorben. Zum Freunde hatte ihn Albrecht gewonnen, ihn und seine Gemahlin Petrussa, die sich den Verheißungen des Christengottes ergeben und das Kreuz auf den gestürzten Altären der alten Götter errichtet hatten. Kinderlos war Pribislaw gestorben und hatte den Bären zu seinem Erben eingesetzt. Keinen Menschen ließ Petrussa in die Sterbekammer. „Noch lebt er und wird gestärkt gesunden!“ ließ sie im Wendenlande verbreiten, während ihre Boten auf jagenden Pferden durch die Nacht zu Albrecht ritten, ihm die Todesbotschaft zu bringen und die atemlose Aufforderung, im Sturm zu erscheinen, das Testament zu vollstrecken, des Landes Regierung in die Faust zu nehmen. Und Albrecht kam. Über Tag war er in Brandenburg, dämpfte jede Erhebung, riß, gestützt auf das Testament des fürstlichen Toten, die Gewalt an sich. Einen Schritt vorwärts hatte die Mark getan. Markgraf von Brandenburg nannte sich Albrecht. Nun war er es in Wahrheit.

In Felde stand Albrecht der Bär. Gemeinsam mit Heinrich dem Löwen führte er einen Kreuzzug gegen die immer noch heidnischen Slawen, die Obotriten und Pommern aus. Jahre wurden durchkämpft mit wechselndem Glück. Schon hatten die Pommern das Kreuz geküßt. Kaiser Konrad war gestorben, und der gewaltige Hohenstaufe Friedrich der Rotbart hatte des Reiches Führung. Da traf den Brandenburger Markgrafen, während er am Hofe seines kaiserlichen Herrn weilte, die Kunde von neuer Erhebung im eigenen Lande. Jaczo, des toten Wendenfürsten Pribislaw Neffe, war aufgestanden gegen

das verhaßte Deutschtum, hatte die Stadt Brandenburg überfallen und noch einmal das Heidentum zum Siege geführt. Doch des Bären Tatze erreichte ihn schnell. In Eilmärschen kam Albrecht herangebraust, stürmte die Stadt und vernichtete die wendische Macht.

Die Havel jagt Jaczo, von den Seinen verlassen, den Tod im Nacken, entlang. Nirgends eine Furt. Fast bricht das Roß unter dem eisengepanzerten Mann zusammen. Hinter ihm, neben ihm, um ihr das Kreuzesbanner. Da schreit der Wende in letzter Verzweiflung zum Christengott: „Herr, hilf! Schaff mich über den Strom, und ich will dir dienen! Hilf, Herr!“ Gibt seinem Streithengst die Sporen, setzt in den Fluß — und vor den Augen der staunenden Sieger schwimmt das Roß mit seiner Last durch die Flut und erklimmt ein Landhorn am jenseitigen Ufer. Schildhorn hieß die Stätte fortan, an der der Wendenfürst seinen Schild aufhing als Zeichen seiner Ergebung an den mächtigen Christengott. So will es die Sage.

✧ ✧ ✧

Den starken Arm hatte Albrecht wacker gebraucht gegen die Feinde drinnen und draußen. Nun aber, da er den Frieden aufgerichtet hatte, nützte er die Gaben seines reichen Geistes. Eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande hatte er Gott gelobt und das Gelöbnis gehalten. Heimgekehrt machte er sich daran, seiner Mark Brandenburg fürsorglicher Vater zu werden. Mit deutschen Männern besiedelte er die weiten Ödländer und ließ sie urbar machen. Ackerbauern und Gewerbetreibende berief er weither aus den Kulturländern vom Niederrhein, aus Holland und Flamland, daß sie seinem jungen Lande die alten Segnungen brächten. Dörfer und Städte, von ritterlichen Burgen geschützt, ließ er erstehen. Johanniterritter lud er ein

in sein Land, gab ihnen reichen Besitz und den hohen Auftrag, die Kirche auszubreiten und zu festigen. Einen Staat schuf er, dazu berufen, einst der Angelpunkt Deutschlands zu werden.

Greis war der Bär geworden. Aber die Gestalt des Fürsten blieb allzeit die eines hohen Helden im Gedächtnis des Volkes. Seinem Sohne Otto hatte er die Nachfolge übergeben, bevor er sich aufmachte, gen Ballenstädt zu reiten, um auf der Burg seiner Väter abseits von der Straße den Tod zu erwarten. Auch hierin dem Bilde des Bären gleich, der sich heimlich in seiner Höhle verkriecht, das Sterben mit sich selber abzumachen.

Hinrik de Leuw und Albrecht de Bar,
Darto Frederik mit dat rode Haar,
Dat waren dree Heren,
Die kunden de Welt verkehren!

So ging das Lied von Land zu Land, von Jahrhundert zu Jahrhundert, und wand den Mythenkranz um die Stirn des ersten Markgrafen von Brandenburg, wie es ihn um die Stirn des heißblütigen Welfenherzogs und des großen Hohenstaufenkaisers wand.

Denn des Volkes Liebe, die sich, die Zeiten überdauernd, untrüglich klar in seinen Liedern spiegelt, ist immerdar nur bei der Tat.

Der erste Markgraf von Brandenburg.

Mondfahl der Himmel, von Wolken zerrissen.
Stürmende Schatten, vom Mondlicht zersplissen.
Lautlos und horchend die hastende Nacht . . .
Und die Erde so lautlos fast wie der Himmel,
Und doch drängt sich dahinten Fuchs, Rappe und Schimmel
Im Galopp aneinander in fegender Jagd.

Durch Sümpfe und Moore, mit Müh' zu erkennen,
Zieht sich der Pfad für das wilde Rennen;
Ein Schritt nur nach links oder rechts bringt den Tod!
Doch der Reiter in Stahl, dem die Führung gegeben,
Weiß nur vom Leben, vom jauchzenden Leben,
Von Auferstehung und Morgenrot!

Ein Brieflein trägt er im stählernen Hemde,
Das schrieb eine Frau aus wendischer Fremde:
„Albrecht, du deutscher Bär, spring an!
Der Wendenfürst starb. Noch halt' ich's verborgen.
Komm wie der Sturm, komm wie der Morgen,
Hol' dir die Herrschaft, du tollkühner Mann."

Und ein Lachen fährt über Moor und Heide,
Und die Geißel knallt, und es klirrt die Scheide,
Und die Scholle stäubt auf unterm Pferdehuf.
Halt! Halt —! die Havel . . .! Von Wasser umflossen,
Steigt Brandenburg auf mit Türmen und Schossen,
Und es winkt ein Licht, und es klingt ein Ruf —

„Ihm nach! Und das Sterbhaus werd' Haus mir des Lebens!"
Aus dem Schlaf schreckt das Volk: „Zu den Waffen!" Vergebens —
Fuchs, Rappe und Schimmel zusammengerückt,
Den Helm in den Augen, das Schwert in den Händen,
Stehn Reiter und Reiter an allen Enden.
Der Bär sprang an. Und der Sprung ist geglückt. —

Zur Burg stürzt das Volk in Schreckensschauern.
„Auf, Fürst! Der Bär, der Bär in den Mauern!"
Da hebt sich der Teppich vom Fürstengemach,
Und die Augen im blassen Gesicht wie Kerzen,
Und die Lippen so rot wie das Blut im Herzen,
Steht die Fürstin und träumt ihrem Lächeln nach . . .

„Kniet, kniet. Der Tod ward niedergerungen.
Auch mich hat das blutrote Leben bezwungen,
Und Herrscher — kann nur der Stärkste sein."
Ein Toter, wachsbleich, auf fürstlicher Bahre.
Und neben ihm, aufrecht, in goldblondem Haare,
Ein heldischer Mann, wie Eisen und Stein.

Tief beugt sie das Knie. Und sie flüstert verloren:
„Bär, wilder, mein Dolch hätt' dich müssen durchbohren,
Gäb's einen Stärkern auf Erden als dich . . ."
Und er spricht und streichelt die Lockenkrone:
„Horch auf, Volk! Dein Fürst stieg sterbend vom Throne,
Ich lebe! Und Brandenburgs Markgraf bin ich!"

✧ ✧ ✧

Aus des Bären Geschlecht.

Durch anderthalb Jahrhunderte reiten sie dahin, die Erben und Nachfahren des askanischen Bären, und die Scholle, die der Huf ihrer Rosse betrat, ward brandenburgisch. In anderthalb Jahrhunderten kam ihr Schwert nicht zur Ruhe, ward ihr Denken nicht frei von der Sorge um die Größe der Mark.

Niedergerungen war in Deutschland Heinrich des Löwen über alle Grenzen hinausbegehrende Macht. Im Stiche gelassen von den Welfen im Kampfe gegen Papst und Lombardei, war Kaiser Friedrich, der Rotbart, in furchtbarem Grolle gegen den überstolzen Reichsfürsten heimgekehrt, hatte der Kaiser den welfischen Löwen geschlagen, gedemütigt, ihn bis auf seine Erbgüter seiner Länder entkleidet. Braunschweigische Herzöge blieben seine Erben fortan.

Und wie Albrecht des Bären Sohn, Otto I., im Kampfe mit Pommern gestanden hatte, um der Mark Brandenburg Rechtsansprüche auf das Land zu behaupten, so ritt und stritt Ottos Sohn, Otto II., gegen Dänen und dänische Gier siegreich und ruhmreich, derselbe Otto, der die von den Askaniern aufgerichtete Macht der Kirche gegen sich selbst gerichtet sah, dem Banne des Erzbischofs von Magdeburg verfiel, weil er den versprochenen Kreuzzug geweigert hatte und sich nur lösen konnte durch Annahme seiner Erbgüter als Lehen des Erzstiftes Magdeburg. Ein neuer Feind war geschaffen.

Den Blick nach der Meeresküste richtete Ottos II. Bruder, der als Albrecht II. die Mark regierte. Der wachsende Staat drängte nach der See, Luft zu erhalten

für Handel und Wandel. Da machte der Brandenburger seinen Frieden mit des Welfen Nachkommen und gewann sie zu Bundesgenossen in dem immer heißer werdenden Kampfe um Pommern.

Wie ein Märchen klingt's und bestand als Wahrheit. Zwei Brüder übernahmen die Regierung der Mark, Albrechts Söhne Johann I. und Otto III., und brüderlich, durch die innigste Liebe aneinander gekettet, gingen sie den Lebensweg von Kindheit an miteinander, kämpften sie Sattel an Sattel gegen Brandenburgs Feinde, sorgten sie Stirn an Stirn für des Vaterlandes Wohl. Der neue Feind, den Otto II. in den Kirchenfürsten geschaffen, hieß sie zuerst zu Felde ziehen. Gegen die Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt schlugen sie, bis die Kirche nachließ in neuen Besitzforderungen. Und wandten sich jäh gegen die pommerschen Herzöge, die die Anerkennung ihrer Lehnshoheit weigern wollten, nahmen ihnen die Uckermark und das Land Stargard und gewannen Teltow und die Landschaft Barnim hinzu. Weiter ritten die Unzertrennlichen, über die Oder ins slawische Land hinein, in das ewige Kampfgebiet der Pommern und Polen, schlugen die Polen aufs Haupt und gewannen der Mark die Neumark hinzu. Das Schwert in der Faust, wandelten sie sich zu Friedensfürsten, und hatte Kölln an der Spree und das Fischerdorf Berlin schon um die Jahre 1232 und 1240 Stadtrechte von ihnen erhalten, so ließen sie nicht nach in kräftigen Städtegründungen im neuerworbenen Land, schufen Neubrandenburg im Lande Stargard, Landsberg in der Neumark, im Lande Lebus, das sie durch Kauf von schlesischen Herzögen an sich brachten, Frankfurt an der Oder, und erlangten durch Ottos Heirat Bautzen und Görlitz für die heißgeliebte Mark.

Teilten sie auch um ihrer Söhne willen das Land, so blieb doch die Einheit der Mark nach außen hin bestehen. Und mit Johanns Sohn, Johann II., beginnend, durften sich die brandenburgischen Markgrafen zu den sieben Fürsten zählen, die zu jener Zeit hervortraten aus der Reihe der deutschen Reichsfürsten und als „des Reiches vornehmste Glieder" das Recht erlangten, den König zu küren.

Brandenburgische Rosse werden nicht alt im Stall. Johanns II. Bruder Otto nahm die Zügel, sprang als Otto IV. in den Sattel, rückte mit Heeresmacht vor Magdeburg, von dem alten Feinde die Wahl seines Bruders Erich zum Erzbischof zu erzwingen. Geliebt und gefeiert war Otto als Held und als Minnesänger. Draufgängerisch wagte er jeden Ritt. Vor Magdeburg aber übernahm sich sein ungezügeltes Wesen. „Im Dom wollen wir unsere Rosse stallen und füttern", rief der Siegessichere. Und der Erzbischof entzündete mit dem übermütigen Wort die Magdeburger zu schäumender Wut, entrollte das Banner des heiligen Mauritius, des Schutzpatrons der Stadt, warf sich auf die überrumpelten Brandenburger, schlug sie und nahm Otto gefangen. In hölzernem Käfig hockte der unglückliche Mann, auf dem Markt ausgestellt wie ein wildes Tier, jedem Schimpf der Bürger preisgegeben, bis seine Gattin ihn mit ihrem ganzen Geschmeide löste, und ein alter Diener der Markgrafen, Johann von Buch, den heimlichen Schatz der Askanier auffand und nach Magdeburg brachte.

Ottos Ungestüm aber war nicht gebrochen. Eben erst frei, führte er seine Mannen zum andern Male gegen die verhaßten Magdeburger, belagerte Staßfurt und erhielt beim Sturm einen Pfeilschuß mitten in die Stirn. So fest saßen die Widerhaken im Stirnknochen, daß der kühne

Mann den Pfeil mehr als ein Jahr in der Stirn tragen mußte, ein Wahrzeichen, das ihm den Heldennamen „Otto mit dem Pfeil“ verschaffte.

Wurde Ottos Bruder Erich bei der neuen Erzbischofswahl auch Sieger, brandenburgische Rosse wurden deshalb dennoch nicht alt im Stall. Sie wurden aufs neue getummelt, gegen Polen, Pommern und Mecklenburger die Grenzen zu halten, und als Otto mit dem Pfeil, Anwärter gar der freigewordenen deutschen Königskrone, nach langem rastlosem Leben verschied, hatte er Brandenburg die Mark Landsberg, die Pfalz Sachsen und die Niederlausitz durch geschickten Kauf hinzugefügt.

✧ ✧ ✧

Kinderlos war der tapfere Markgraf verschieden. Auf wenigen Augen nur noch stand das Haus der Ballenstädter, der Askanier aus des Bären Geschlecht. Waldemar, Ottos Neffe, übernahm die Führung. Das gesamte Erbe der Markgrafen fiel ihm allmählich zu, und es war, als ob der sterbende Stamm in diesem Sprossen noch einmal seine herrlichste Blüte zeigen wollte. Ein Jüngling noch, unscheinbar an Gestalt, ein Riese aber an heldischem Mut und scharfen Geistesgaben, zog er aus, Stralsund von andrängenden Feinden zu entsetzen. Und sah sich, wie Brandenburgs Fürsten so oft, einer Welt von Waffen gegenüber. Um des einen Markgrafen willen schlossen sich die Könige von Dänemark, Schweden, Polen und Ungarn, dazu viele Herzöge, Grafen und Bischöfe zusammen, den Stern Brandenburgs auszulöschen am Himmel der Geschichte. Vorwärts ritt Waldemar. Ihm war das Fürchten fremd. Wie ein Wetter fiel er in Mecklenburg ein, und so löwenwild wehrte er sich in der blutigen Schlacht bei Gransee, daß, ob er auch an diesem Tage der versammelten Macht der Feinde erliegen mußte, die Furcht vor ihm und seiner schnellen Rache viele der Gegner bewog, abzulassen von der unsicheren Jagd, und im Frieden zu Templin Waldemar bis auf wenige Gebietstriche alles, was die Askanier je gewonnen hatten, in fester Faust zusammenhielt.

Nie wurde ein Markgraf so geliebt von seinem Volk, in Liedern und Sagen so gefeiert. Der glorreichste Fürst der Zeit war er geworden, und immer kühner schweiften seine Machtgedanken, als der Tod den noch nicht Dreißigjährigen kinderlos dahinraffte.

Es war das Jahr 1319. Ein Jahr später schloß Markgraf Heinrich das Kind, zwölfjährig, die Augen. Albrechts des Bären Geschlecht hatte aufgehört, zu sein.

Nicht aber sein Werk. Das öde Wendenland in den Havelniederungen war zu einem machtgebietenden Staate gewachsen, der von Böhmen bis Pommern, von Polen bis ins Harzgebirge reichte. Reich geworden war das Land an ehrenfesten Städten, blühenden Dörfern, adligen Burgen und gelehrten Klöstern. Sprang auch der Neid auf unter den Nachbarn, die in Schelsucht über die Zäune lugten: was der Bär Albrecht und die seines Geschlechts so stark und furchtlos geschaffen, konnte nicht mehr untergehen!

Der Wirrwarr und der falsche Waldemar.

unkel lag der Himmel über dem führerlosen Brandenburg. Drohende Wetter zogen zu allen Seiten des Horizontes auf, bereit, sich aufeinander zu stürzen und die Mark unter sich zu zerreißen. Im Reiche kämpften Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne von Österreich den Entscheidungskampf um die Königskrone. Hier ging es um mehr als um Brandenburg. Mochten sie sich einstweilen in dem wendischen Wetterwinkel die Köpfe zerschlagen.

Da griff Braunschweig zu und nahm die Altmark als Witwengut der Agnes, Waldemars einstiger Frau und jetziger Gattin des Braunschweiger Herzogs. Da legten der Herzog von Schlesien und der von Glogau die Hand auf die aus ihrem Hause herrührenden Länderteile. Da warfen sich die Herzöge von Mecklenburg und Pommern auf die Priegnitz und die Uckermark, auf Hinterpommern und die Neumark. Der alte Erbfeind, das Erzstift Magdeburg, langte gewalttätig über die Grenzen, und der Herzog Rudolf von Sachsen trat auf und beanspruchte als Erbe das Ganze.

Kaum ein Stück der Mark schien am andern bleiben zu sollen, als im Jahre 1322 bei Mühldorf die Würfel um die Königskrone fielen, Ludwig der Bayer den Gegenkönig endgültig aus dem Felde schlug und mit der Reichsgewalt die herrenlose Mark Brandenburg an sich riß, um sie seinem neunjährigen Sohne Ludwig als Reichslehen zu übergeben, mitsamt der Erzkämmererwürde und allen Landen und Hoheitsrechten, die die Mark bei des großen Waldemars Tode besessen hatte.

Es war leichter gesagt als getan.

Dachte von den benachbarten Fürsten nicht einer im Ernste daran, die geraubten Länder gutwillig wieder herauszugeben, machten die unzähligen Raubritter, die sich nach Waldemars Tode allerorten in der Mark als Landvögte von eigenen Gnaden aufgetan hatten, dem jungen Markgrafen und seinem Vater das Leben sauer, so gesellte sich nun auch noch der Papst, Johann XXII., zu den Feinden. Der Bannstrahl, den der Papst geschleudert hatte, aufgebracht über die Weigerung des Königs, Rom die Entscheidung in dem Thronstreit zwischen Ludwig und Friedrich zuzugestehen, hatte Ludwig den Bayern schwer getroffen. Und um in seinem Streit mit dem deutschen Orden den Papst für sich zu gewinnen, ließ gerade jetzt der Polenkönig, vom Bischof von Lebus aufgestachelt, seine Slawenscharen auf die unglückliche Neumark los. Wie ein Raubtier wütete Wladislaus in den brandenburgischen Landen, sengend, mordend und schändend, und als er endlich vor den mit dem Mute der Verzweiflung anrückenden Bürgern der Städte Frankfurt und Brandenburg und dem Heere Ludwigs den Rückzug antrat, ließ er eine Wüste hinter sich, in der mißhandelte Weiber zwischen den Trümmern der Dörfer vergebens nach den fortgeschleppten Männern schrien.

Die Mark hatte den Leidensweg beschritten. War auch der Feind aus dem Land, der Wirren waren kein Ende. Die Fürsten aus dem luxemburgischen Hause traten auf die Szene.

Und wieder war es der Papst — als Clemens VI. hatte er den Stuhl bestiegen —, der, erzürnt durch eine übermütige Handlung Ludwigs, zugunsten seines ehemaligen Schülers Karl von Mähren gegen den Kaiser und sein

Haus in die Schranken trat. Durch kaiserliches Gericht hatte Ludwig die Ehe Johannes, eines Sohnes König Johanns von Böhmen, luxemburgischen Geblütes, und Margaretes von Tirol scheiden lassen und die Erbin von Tirol seinem eigenen Sohne, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, zum Weibe gegeben.

Um eine Frau, die einen nicht überall einwandsfreien Lebenswandel geführt hatte und wegen ihres großen Mundes spöttisch die Maultasch genannt wurde, mußte Brandenburg weiter auf dem Wege der Not und der Friedlosigkeit.

Den schwersten Bannfluch schmetterte der Papst auf den Kaiser. Abgesetzt erklärte er ihn, und die Völker sprach er los von ihren Eiden. Auszurotten befahl er den Fürsten den verfluchten Mann.

Zu Rense am Rhein versammelten sich die Kurfürsten und wählten des Papstes Freund, den Luxemburger Karl von Mähren, zum König an Ludwigs des Bayern Statt.

Mit Heeresmacht drang Karl IV. in Tirol ein und belagerte die Feste Margarete Maultasch, das Bergschloß Tirol. Aber ob in Liebe oder Leid — einen heißen Feldzug taten die Brandenburger unter ihrem Markgrafen mitten ins Herz Tirols hinein und warfen den neuerwählten König im Sturme über die Grenzen.

✧ ✧ ✧

Nein, sie liebten ihren Markgrafen nicht, die Brandenburger. Zu fremd blieb er ihrem Wesen, das er sich nie zu gewinnen anschickte, und seiner Gemahlin blieb ihre Achtung versagt. Dennoch standen sie in der schwersten Zeit, da sein kaiserlicher Vater Ludwig der Bayer gestorben war und Karl IV. freies Spiel mit der Mark zu haben

glaubte, trotz der Drohungen des Königs und der Bannflüche des Papstes so fest zu ihm, daß der kluge Karl gern einem Abenteuer beistimmte, von den Askaniern in Anhalt und Sachsen gegen Markgraf Ludwig betrieben, die Mark als billiges Erbe zu gewinnen.

Auf den Gassen der märkischen Städte standen die Bürger und raunten. Auf den Landstraßen hielten sich die Wanderer an, flüsterten miteinander und trugen das Gerücht in die Dörfer. Unglaublich schien es, ein Wunder des Himmels, und dennoch wurde es geglaubt, immer inbrünstiger geglaubt von den Tausenden und Tausenden, die unter dem schweren Schicksal des Landes schier verzweifeln wollten.

Zu Wolmirstädt, vor der Burg des Erzbischofs von Magdeburg, war es geschehen, und man schrieb das Jahr 1348. Ein tiefergrauter Mann im Muschelhut und Pilgerkleid schritt ernst und versonnen über die Heerstraße, stand, vom Frühlingslicht übergossen, vor der Pforte der Burg. Den Erzbischof begehrte er zu sprechen, der Pilger aus heiligen Landen, und der Diener brachte ihm mit einem Becher Wein die Weisung, zu warten. Der Graubart trank, warf seinen Siegelring in den geleerten Becher und gab dem Diener auf, ihn dem Erzbischof zurückzubringen. „Des Wartens wird dann ein Ende sein." Der Erzbischof saß mit seinen Herren bei Tisch. Er entnahm dem Becher den Ring, stutzte, betrachtete hastig den Ring von allen Seiten, sprang auf und schrie den Diener an: „Herein mit ihm — herein! Bei Gott, ihr Herren, was ich hier in Händen halte, ist der Ring Markgraf Waldemars von Brandenburg mit seinem fürstlichen Siegel." Da stand der Pilger im Saale.

Tief atmend starrte der Erzbischof ihn an, forschte in allen Falten seines Gesichtes. Und plötzlich streckte er die

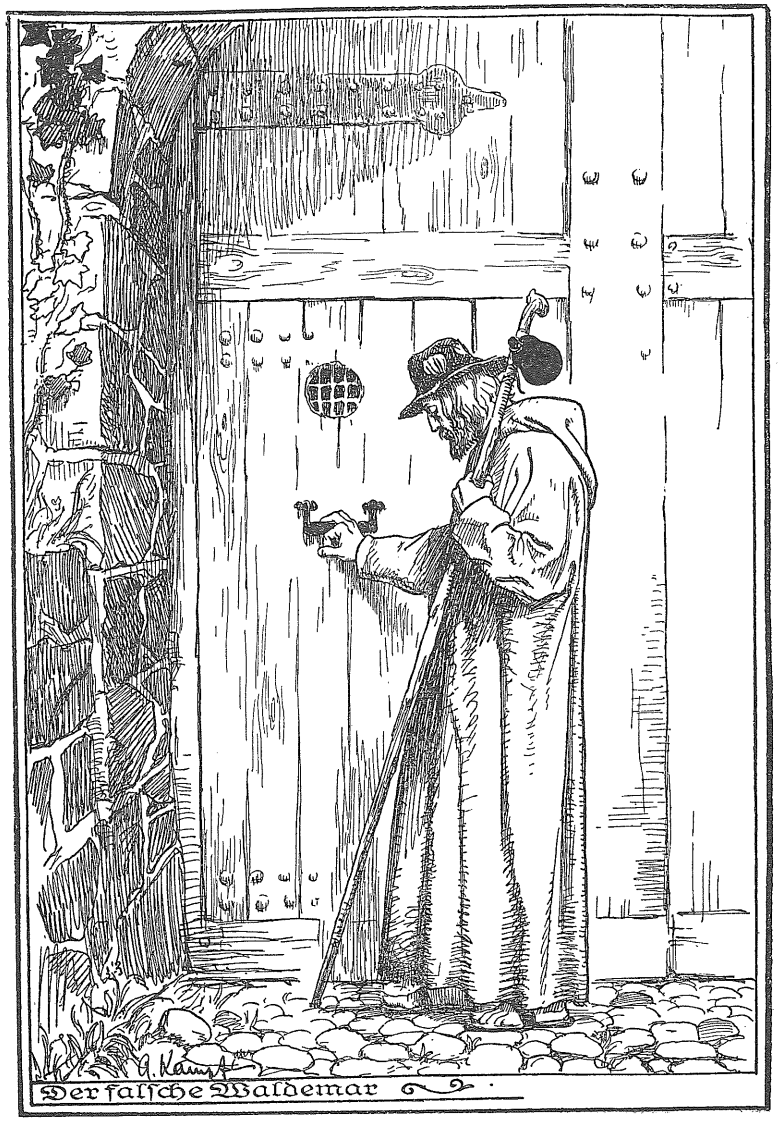
Arme aus, ihn wie einen fürstlichen Bruder mit Kuß und Umarmung zu grüßen.

„Waldemar — es ist Waldemar. Er lebt und ist nicht gestorben, denn meine Augen erkennen ihn."

Und der Pilger antwortete ernst:

„Ich bin es und suche Eure Verzeihung nach, daß ich Euch mit vorgetäuschtem Tode trog. Nie gedachte ich diese Länder wiederzusehen, als ich vor fast dreißig Jahren mich selber aus der Liste der Lebenden strich, eine fremde Leiche als die des Markgrafen beisetzen ließ, selber aber Thron und Ehebett entfloh, von der Folter meiner Seele gejagt, weil ich ein Weib genommen hatte aus allzu naher Blutsverwandtschaft, den Geboten Gottes entgegen. Am Grabe unseres Herrn und Heilands habe ich alle die Jahre gebüßt und gebetet, wollte ich mein altgewordenes Leben betend und büßend beschließen. Da traf mich die Kunde, wie furchtbar das Unglück seit meinem Scheiden über mein geliebtes Land gekommen ist. Das Blut Albrechts des Bären regte sich in mir, riß mich aus meiner Einsamkeit heraus, trieb mich über das Meer. Und nun ich hier bin" — er streckte sich drohend hoch — „will ich nicht mehr rasten, bis ich den unwürdigen Bayern verjagt und dem Lande einen würdigeren Markgrafen zum Erben nach mir gegeben habe."

Boten ließ der Erzbischof reiten zu den Burgen, Städten und Dörfern der Mark, und Ritter, Bürger und Bauern als Zeugen entbieten. Und der Pilger stand mit fürstlichen Gebärden unter ihnen, grüßte diesen und jenen bei Namen, redete mit ihnen von gemeinsamen Erinnerungen und geheimen Dingen, die nur Waldemar und seinen Vertrauten bekannt gewesen waren, und alle erkannten sie ihn wieder an Worten, Antlitz, Wuchs und



Der falsche Waldemar

eigenartigen Gebärden, und das leise Raunen im Land wurde über Nacht zu einem einzigen Jubelschrei.

Die Feinde des Markgrafen Ludwig waren die ersten am Platz. Und ihr Werkzeug Waldemar schloß einen Bund mit ihnen, dem Herzoge von Sachsen und dem von Braunschweig, dem Fürsten von Pommern und dem von Mecklenburg, sowie den Bischöfen ringsum. Einen Aufruf sandte er an das ganze Volk in der Mark, an Hohe und Niedere, ihm, dem rechtmäßigen Herrn, wieder zuzufallen, und streute Freiheiten und Schenkungen an alle getreuen Burgen, Städte und Dörfer aus. Mit einem Heere langte er in der Mark an, Ludwig zum Verzicht zu zwingen, und die Städte öffneten dem Manne, in dem sie ihren alten Helden vermeinten, unter Glockengeläut und Kirchensang die Tore, und das ganze Land fiel ihm jubelnd zu, bis auf die Lausitz und die Neumark, die fest am Eide hielten, bis auf die Städte Frankfurt, Spandau und Brietzen, das von Stund an den Ehrennamen „Treuenbrietzen" trug.

Nach Frankfurt an der Oder schlug sich Markgraf Ludwig mit seinen Mannen, denn nun rückte auch König Karl IV. gegen ihn an, das Gaukelspiel zu vollenden. Nach königlichem Gericht, in dem alle für den Heimgekehrten als den echten Waldemar zeugten, wurde der Pilger aus heiligen Landen als rechtmäßiger Markgraf anerkannt und in seinem Lehen bestätigt, Herzog Rudolf von Sachsen aber als Erbe bestimmt. Seine Helfer beschenkte dieser Waldemar alsbald mit den Landschaften, die sie von der Mark zu erlangen wünschten, ohne Wimperzucken.

Da wurde der Plan an der Treue und Tapferkeit der Frankfurter Bürger zuschanden. So heldenhaft verteidigten sie die Mauern, daß Karl IV. und seine Leute nichts als blutige Köpfe zu gewinnen vermochten und beschämt

von dannen weichen mußten. Der Markgraf aber hatte längst vom Könige gelernt und, vom Vater her im Besitz der Reichskleinodien, samt seinen Anhängern einen Gegenkönig ausgerufen, Günther von Schwarzburg. Als nun die Wittelsbacher auf den Gegenkandidaten zu verzichten versprachen, bot Karl IV. die Hand zum Frieden. Der Gegenkönig verschwand. Markgraf Ludwig erhielt die Anerkennung seitens Karls, und seitens des Papstes Aufhebung des Bannfluches und Bestätigung seiner Ehe. Ein neues vom Könige berufenes Gericht aber stellte alsbald fest, daß der vermeintliche Waldemar nichts als ein Lügner sei und die Märker gezwungen wären, unverzüglich zu ihrem rechten Landesherrn zurückzukehren.

Langsam nur kehrten die märkischen Städte sich von Waldemar ab, der seine letzten Jahre in tiefer Abgeschiedenheit am Hofe des Fürsten von Anhalt in Dessau verbrachte. Und Jahrhunderte hindurch hing das Volk dem Glauben an, daß es dennoch der echte Waldemar gewesen sei und nicht Waldemars ehemaliger Knappe, der Müller Jacob Rehbock, dessen sich Ludwigs Gegner zu ihrem blutigen Mummenschanz bedient hatten. So stark ist die Anhänglichkeit des Volkes an große Namen und große Zeiten.

Unter Bayern und Luxemburgern.

einen bayrischen Trotz hatte Ludwig in allen Fährnissen behalten, gegen Kaiser und Papst hatte er ihn durchgesetzt. Jetzt aber, da der Friede errungen war, blickte er in sich und um sich, und die Freude kam nicht auf, angesichts des verwüsteten Landes. Da gewann die Sehnsucht über ihn Macht nach seiner bayrischen Heimat und dem sonnigen Lande Tirol, und die Sehnsucht wurde so stark, daß er die Mark Brandenburg an seinen Bruder tauschte und heimzog.

Der zweitgeborene Sohn Kaiser Ludwigs des Bayern, Ludwig der Römer, übernahm zuerst die Herrschaft in der Mark. Kaiser Karl IV. aber schuf ein neues Gesetz, die goldene Bulle, die die sieben Wahlfürsten des Reiches aufführte, die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, den Markgrafen von Brandenburg, den Pfalzgrafen bei Rhein, den Herzog von Sachsen und den König von Böhmen, und sie mit großen Gerechtsamen ausstattete. So wurde der Markgraf als Kurfürst von Brandenburg anerkannt, Bayern aber war übergangen, und die Wittelsbacher zürnten ihrem Brandenburger Bruder gewaltig ob seines geringen Familiensinnes. Aus diesem Familienzerwürfnis wünschte Karl IV. seinen Vorteil zu ziehen, und er zog ihn, als Herzog Stephan von Bayern sich Oberbayerns bemächtigte, auf das Ludwig der Römer Anspruch erhob. Schnell wußte der Kaiser den Kurfürsten von der Gefahr, die ihm von Bayern drohte, zu überzeugen, ihm den Nutzen einer engeren Verbindung mit seinem, des Kaisers, luxemburgischen Hause vorzustellen und einen Erbvertrag zustande zu bringen, wonach die Mark nach dem Ableben Ludwigs und seines Bruders Otto, sowie etwaiger männlicher Nachkommen, an die Nachkommen des Kaisers und seines Bruders Johann von Mähren zu fallen habe.

Zwei Jahre darauf starb Ludwig der Römer. In schwachen Händen hielt sein Bruder Otto die Mark. „Der Faule“ hat ihn späterhin des Volkes Stimme getauft, denn mit seinen neunzehn Jahren war er völlig unselbständig und willenlos. Dem Kaiser war es recht. Er brauchte die Mark zur Stärkung seiner Hausmacht, und kein Preis war ihm zu hoch. Er gab dem schlaffen Otto nicht nur lächelnd eine seiner Töchter zur Frau, sondern zahlte ihm obendrein eine so große Mitgift in barem Gelde, daß der junge Mensch durch fröhliches Schwelgen bald vollends unfähig zur Regierung wurde. Sechs Jahre führte Kaiser Karl für ihn das Regiment. Dann verlangte er die Abtretung der Mark.

Da fuhr Otto aus seinem Taumel auf, griff zu den Waffen und rief nach Helfern. Null und nichtig erklärte er den Erbvertrag mit des Kaisers Haus. Das zog die Helfer herbei.

Aber auch des Kaisers Heere standen schon im Land. Den Lohn seiner Arbeit gedachte Karl IV. sich nicht mehr entreißen zu lassen, und der kriegerischen Züge war kein Ende. Hinausgeschlagen von den Märkern, kehrte er mit stärkerer Heeresmacht zurück, trieb die Bundesgenossen Ottos durch Versprechungen zum Abfall, schloß Otto selbst in Frankfurt ein und brach ihm den letzten Mut. Jammernd entlief der schwache Fürst der Stadt, ins feindliche Lager, an das verzeihende Herz des kaiserlichen Schwiegervaters. Bares Geld nur verlangte er für seine sofortige Verzichtleistung zugunsten König Wenzels von Böhmen, Karls IV. Sohn. Und trat vom Schauplatz ab und vertat in fünf Jahren Geld und Leben.

Karl aber, im Besitze der mit allen Mitteln heißerstrebten Mark, wandelte sich gar schnell in den fürsorglichsten Vater des Landes. Er selber führte die Regierung für seinen unmündigen Sohn Wenzel, und wenn er auch auf dem Landtage zu Tangermünde die Mark Brandenburg für ewige Zeiten mit der Krone Böhmens zu vereinigen suchte, so sorgte er doch vor allem für die Wiederbelebung des Landes zu neuer Blüte. Hatten die Brandenburger Markgrafen bisweilen in der Stadt Brandenburg residiert, er verlegte die Hofhaltung nach Tangermünde, um eine neue Handelsstadt zu gewinnen. Und um die Sicherheit zu gewährleisten, griff er mit fester Hand in das Raubritterunwesen hinein und ließ, was er fand, ohne Gnade an den Bäumen henken. Eine neue, große Zeit schien für die heimgesuchte Mark anzubrechen — schien, denn plötzlich starb der Kaiser. Sein Testament aber bestimmte nicht Wenzel von Böhmen, sondern seinen zweiten Sohn, Sigismund, zum Erben der Mark.

Da tat die Mark Brandenburg den tiefsten Fall.

Zum Schwiegersohn des Königs von Ungarn und Polen ausersehen, lebte der bildschöne und ritterliche Jüngling lieber am königlichen Hofe als in der verwahrlosten Mark, lebte bald so verschwenderisch, daß er die ererbten Lande nur als seine Kasse anzusehen pflegte und eines Tages gar die ganze Mark Brandenburg an seine mährischen Vettern Jobst und Procopius gegen Darlehn verpfändete. Jobst aber zahlte Procopius aus und übernahm das Pfand allein, jedoch nur, um alle landesherrlichen Besitzungen und Rechtstitel nach und nach gegen Bargeld weiterzuverpfänden. Recht und Gesetz wurden mit Füßen getreten. Die Vagabunden mehrten sich auf allen Straßen. Die benachbarten Fürsten und Bischöfe errafften

sich Länderbissen. Die Städte, die noch nicht die letzte Kraft und Würde eingebüßt hatten, griffen in den verzweifeltsten Fällen zur Selbsthilfe. Ohne Gewinn. Denn das Raubrittertum, das Karl IV. so kräftig beschnitten hatte, konnte kein besseres Wetter finden, war gewaltig ins Korn geschossen und machte sich zum Herrn und Meister der in den Schmutz gesunkenen Mark.

Die Quitzows.

Ein Geschlecht saß in der Mark, nicht das reichste, nicht das adelshöchste. Aber die zu ihm zählten, galten als Männer, die den Teufel nicht fürchteten in der Schlacht, keine Gurgel beim Becher, keinen Pfaffen in der Rede. Nicht gelehrter waren sie als ihre Standesgenossen, aber eine natürliche, wildgewachsene Begabung und ein starker, stets zutreffender Instinkt erhöhte sie im Ansehen der Geschlechter. Die Quitzows hießen sie, saßen auf Quitzhövel in der Priegnitz und manchen anderen Burgen. Und schon die alten Quitzows zeichnete jener zähe Familiensinn aus, der sie von nah und fern zusammentrieb, galt es einen der ihren aus feindlicher Umklammerung herauszuhauen. Doch das Fehdewesen war ritterliches Recht und kein Raubrittertum.

Von den Söhnen Ritter Kunos von Quitzow auf Quitzhövel waren es die beiden ältesten, Dietrich und Hans, die schon bald die Augen aller auf sich ziehen sollten. Die Zeit, in der sie aufwuchsen, war ihre Erzieherin. Im nahen Tangermünde hatte Karl IV. sein Kaiserschloß errichtet, und der Knaben Phantasie wurde früh angefüllt von Bildern der Pracht und der Macht, die ihnen immer wieder vorschwebten für das ganze Leben. Zum nahen Wilsnack sahen sie jahraus, jahrein die Wallfahrer aus aller Herren Länder ziehen, um von dem Wunder der blutenden Hostien Heilung ihrer seelischen und körperlichen Gebresten zu erflehen oder auf der Sündenwage etwas skrupelloser gewertet zu werden. Die Ehrenhaftigkeit weltlicher wie geistlicher Fürsten jener Zeit aber lernten sie schätzen, als der Erzbischof von Magdeburg und der

Fürst von Anhalt gemeinsam in die von Statthaltern Jobsts von Mähren regierte Mark einfielen wie echte Räuber und Plünderer und zu Rathenow eine so scheußliche Niedertracht bekundeten, wie sie in der Geschichte kaum ihresgleichen hat. Der Fürst von Anhalt nahm die Stadt durch Verrat. Seine rohen Reiterknechte ließ der Fürst wie Jagdhunde von der Leine, und sie stürzten sich in tierischer Brunst auf Frauen und Jungfrauen. Alle waffenfähigen Bürger ließ der Fürst zusammentreiben, befahl ihnen, sich zu wappnen, seinem Freunde und Kumpan, dem Magdeburger Erzbischof, entgegenzuziehen und ihn sicher in die Stadt zu geleiten. Als jedoch die Bürger, die den Eid der Treue geschworen hatten, ausgezogen waren, trieb man anderen Tags Weiber, Greise und Kinder ohne Zehrung und Habe hinter ihnen drein, schloß und verrammelte die Tore und machte sich an eine wüste Plünderung. Der Erzbischof aber wurde von den Rathenowern nicht angetroffen, denn er war auf anderem Wege schon in die Stadt gelangt, und was noch an Beute und Vorräten war, wurde von ihm und den Seinen mit Stumpf und Stiel verzehrt, der Hausrat zerschlagen, die ausgetrunkenen Tonnen angezündet, das Wappen des Markgrafen von Brandenburg überall, wo man es fand, heruntergerissen und durch den Kot gezogen.

Es mag bei solchen Bildern ein starkes Herrentum, wohl aber auch eine starke Menschenverachtung in den beiden Quitzows groß geworden sein, die frühzeitig lernten, sich auf sich selbst und die eigene Kraft zu stellen. Als Jünglinge nahmen sie teil an der ersten Quitzowfehde, ritten an Vaters Seite dem von den Lüneburger und Lauenburger Herzögen belagerten Ohm Johann Quitzow auf Kletzke zu Hilfe, fielen dem nichtsahnenden Feinde

wie Ungewitter in den Rücken und jagten sie mit den aus der Burg Ausfallenden gemeinsam in alle Winde.

Im Jahre 1395 starb der alte Kuno. Dietrich und Johann übernahmen die Leitung der Familie.

Durch seine Heirat mit der Tochter des Schenken von Landsberg verschwägerte sich Dietrich mit altem, reichem Adel. Hans von Quitzow aber erwählte die Tochter Lippolds von Bredow zur Frau, der die Statthalterschaft in den Marken führte für Jobst von Mähren. Durch diese Verbindung gewann Hans von Quitzow bald selber Einfluß auf die Statthalterschaft, und die Quitzows wurden die eigentlichen Herren der Mark.

Jobst ließ es sich wohlgefallen, denn seine Ansprüche an die brandenburgische Kasse waren hoch, und von jeder Beute, die die Quitzows aus ihren zahllosen Fehden mit Städten und Landschaften heimführten, erhielt er seinen ehrlichen Anteil. Einmal nur hatte Jobst versucht, sich seiner Teilhaber zu entledigen und das Geschäft auf eigene Faust zu machen. Den Herzog Johann von Mecklenburg betraute er mit der Landeshauptmannschaft, aber die Quitzows waren eher zur Stelle, durchjagten mit schnell bereiten Bundesgenossen die Mark, warfen sich auf Strausberg, nahmen die Stadt im Sturm, ritten hinter der fliehenden Bürgerschaft drein und standen vor Berlin. Gleich auch war der magdeburgische Erzbischof auf den Beinen, um auf der Quitzows Seite im Trüben zu fischen und die Stadt Brandenburg zu nehmen. Dort aber kommandierte ein Ritter von Manteuffel, der an der Spitze der Bürger die Magdeburger Herren mit zerschlagenen Köpfen heimsandte in ihr Erzbistum. Dietrich von Quitzow jedoch hob den neuernannten Statthalter Günther von Schwarzburg einfach auf, als er das Land betrat,

zog ihn aus und ließ ihn laufen. Der lief bald zurück zu seinem Auftraggeber Jobst, und Jobst besann sich auf die Klugheit, der Tapferkeit besseres Teil, ließ die Quitzows schalten und walten, an sich selber aber kräftig Zahlung leisten. Das taten die Quitzows, die als Eingesessene die Herrschaft in der Mark führen wollten, ohne weiteres, aber sie taten es mit Verachtung. Und so weit ging ihre Verachtung des mährischen Pfandinhabers, daß, als Jobst bei einem Besuche Berlins den Herzog von Mecklenburg auf sein Fürstenwort unter sicherem Geleit zu sich lud, Dietrich und Hans den Herzog aufgriffen und in ihrem festen Schlosse Plaue einkerkerten. Der wackere Jobst aber dachte nicht mehr an sein Fürstenwort, er dachte nur noch an die Geschäfte, die ihm entgehen könnten, und wagte nicht, gegen die Brüder Quitzow aufzutreten.

Was Wunder, daß die Quitzows stolzen, steifen Nackens wie Herrscher durch die Lande ritten und wie Herrscher den Zehnten verlangten von Ernte und Viehstand, Handel und Gewerbe in Städten und Dörfern. Die Großen im Lande und die fürstlichen Nachbarn suchten und bezahlten ihre Huld. Die Städte öffneten ihnen ihre Tore und veranstalteten prunkhafte Feste zu ihren Ehren. Berlin aber, das sich vor Schaden schützen wollte, gab ihnen die glänzendsten Bankette, zu denen die Stadt die schönsten Frauen sandte, Sänger und Harfenspieler, die alle, die Bürger mit Fackeln vorauf, die gestrengen Herren von Quitzow unter Liedern und Scherzen wieder zur Herberge führten, woselbst noch einmal mächtig pokuliert wurde und die schönsten Frauen und Jungfrauen die ungekrönten Herren der Mark im Tanze umschwebten.

Dietrich von Quitzow aber stattete seinen Dank ab, indem er kurze Zeit danach, einer kleinen Forderung wegen,

den Berlinern das Vieh von den Weiden treiben und eine erkleckliche Anzahl ihrer Angesehensten auf seiner Burg Friesack gefangen setzen ließ.

Wo eine Ortschaft, ein Dorf, eine Stadt ihre eigenmächtige Oberhoheit nicht auf der Stelle anerkannte, erschienen unvorhergesehen die Quitzowschen Reiter, verwüsteten die Felder, brannten Hütten und Häuser nieder und nahmen mit eisernen Fäusten, was ihnen nicht freiwillig gegeben werden sollte.

Da blieben die Acker brach liegen, und keiner baute die Dörfer wieder auf. Da zog zur Verarmung Roheit und Sittenlosigkeit ein, und mit Heckenrittern aller Art füllten trunkene Scholaren die Landstraßen. Die Mark lag in den letzten Zuckungen, als im Jahre 1411 Jobst von Mähren starb.

Zum Könige in deutschen Landen war Sigismund gewählt worden. Derselbe Sigismund, der als Jüngling durch die Verpfändung der Mark an seinen Vetter Jobst dem Unglück die Wege geöffnet hatte, er wünschte nunmehr als Mann und deutscher König der Mark Glückbringer zu sein. Das Pfand war an ihn zurückgefallen.

Einen „rechten Obristen" suchte er für die Mark Brandenburg, der mit Rat und Vorsicht bemüht sein sollte, die Mark zu gutem Wesen zu bringen. Und am 8. Juli 1411 vollzog er zu Ofen in Ungarn die Urkunde, der zufolge Friedrich Burggraf zu Nürnberg zum vollmächtigen Verweser und obristen Hauptmann der Mark Brandenburg bestellt wurde.

✧ ✧ ✧

Auf ihren festen Burgen saßen die Quitzows und warteten hohnlachend auf des Burggrafen Erscheinen. „Laßt ihn nur kommen, den Tand von Nürrenberg!" Warteten und rüsteten mit dem Stolz und Trotz der Eingesessenen.

Hie gut Zollern allwege!

Ein Reitertrupp sprengte, von Süden kommend, über die märkische Heerstraße. Allen voran ein schlanker, ritterlicher Mann von feinem, freundlichem Antlitz, das Barett mit der winkenden Feder weit aus der Stirn geschoben. Nun verhielt der Vierzigjährige sein Roß, lugte angespannt in die Ferne und winkte seinen Begleitern.

„Brandenburg," sagte er feierlich und wies mit ausgestreckter Hand auf die Türme der aus dem Havelland aufsteigenden Stadt.

Da reckte sich der Begleiter einer aufrecht in den Bügeln, riß die eiserne Kappe vom Haupt, schwang sie in weitem Kreis und rief jauchzend ins Land:

„Hie gut Zollern allwege!"

Und die anderen jubelten ihm nach.

Friedrich, Burggraf zu Nürnberg aber gab seinem Roß die Sporen, daß er vor Abend noch, im hellen Licht des Tages, die alte Hauptstadt der Mark Brandenburg erreiche. Und es war der 21. Juni des Jahres 1412.

Die Landstraßen aber waren belebt von Reitern und Wagen. Da ritten die Bürgermeister und Ratsherren der märkischen Städte, die adeligen Herren der Lande Teltow, Lebus und Sternberg, die Bischöfe von Brandenburg und Lebus und manche andere Würdenträger. Ein Jahr war vergangen seit des Nürnbergers Bestallung. Fast hatten sie an seinem Kommen gezweifelt.

In der alten märkischen Hauptstadt stand der Burggraf von Nürnberg unter ihnen. Klar schweifte sein Auge über sie hin, und er sah sie alle und sah, daß viele fehlten. Und er hob die Hand und sprach:

„Ich, Friedrich Burggraf zu Nürnberg, von König Sigismund zum obersten Verweser und Hauptmann der Mark ernannt, bin gekommen, mir huldigen zu lassen, des ferner zu der mir in kaiserlichen Briefen ausdrücklich benannten Summe von 100000 ungarischen Goldgulden, und verlange vom Lande die Zusage, von mir, Friedrich Burggraf zu Nürnberg und Verweser der Mark, nicht abweichen zu wollen, bis diese Summe mir und meinen Erben ganz vergenüget und bezahlet ist."

Da leisteten die Städte und adeligen Herren den Eid der Huldigung.

Die Quitzows aber fehlten und mit ihnen der mächtige Kaspar Gans Edler zu Putlitz, Wichard von Rochow, Achim von Bredow und andere. Sie hielten eine Versammlung unter sich, fertigten eine Gesandtschaft an den König ab mit dem Gesuch, eine ihnen genehmere Wahl zu treffen, und taten sich durch Eidschwur zusammen gegen den Nürnberger Tand. So entstand die „Märkische Fronde".

Burggraf Friedrich aus dem Hause Zollern blieb ruhig. Er forderte die Herren auf, die ihnen verpfändeten markgräflichen Schlösser gegen die Pfandsummen wieder herauszugeben. Die Herren aber lehnten trotzig ab.

„Wir lassen uns und das Land nicht verkaufen. Wir sind keine Ware, die einer dem andern um 100000 Goldgulden zuschachert. Die Mark ist unser wie die Schlösser unser bleiben, und sollte es auch ein ganzes Jahr Burggrafen regnen!"

König Sigismund aber beschied die Gesandtschaft mit mahnenden Worten und verwies sie auf ihren Eid, ihm, dem Landesherrn, geschworen. Doch ob er ihnen auch zusicherte, daß es sich nicht um einen Verkauf gegen 100000 Goldgulden handele, sondern daß diese Summe

Hie gut Zollern allwege

lediglich als Gehalt und Repräsentationsgeld für die Ausgaben des Verwesers auf die Mark eingetragen würden, die märkische Fronde blieb bei ihrem Glauben an ein neues, verhaßtes Pfandgeschäft. Da fielen die Pommern, die sich ihren uckermärkischen Pfandbesitz nicht entreißen lassen wollten, ins Land und rückten gegen die märkische Stadt Kremmen.

Friedrich hatte die Fabel von dem Pfandgeschäft kalt gelassen. Jetzt aber rührte er sich. Von seiner Gemahlin Elisabeth ließ er sich aus seinen fränkischen Ländern Hilfstruppen heranführen, raffte an märkischen Scharen zusammen, was ihm zufiel, und ließ seine Truppen vorgehen. Am 24. Oktober des Jahres 1412 erreichten sie den Feind am Kremmer Damm. Die Pommern drangen über den Damm, der das morastige Luch überbrückte, drängten Friedrichs Mannen beiseite, setzten zum Sturm auf Stadt und Schloß Kremmen an und mußten wieder zurück in ihre alten Stellungen. Friedrichs fränkische Ritter fochten an der Spitze. Sie waren es, die den Kopf des Dammes zu halten suchten. Drei ihrer Tapfersten zahlten es mit ihrem Leben. Kraft von Leutersheim hieß der eine. Er wich nicht vom Posten, bis er, durch neuen Anprall einen Schritt über den Damm gedrängt, im gurgelnden Luch auf immer verschwand. Die anderen, Graf Johannes von Hohenlohe und Ritter Philipp von Utenhoven, blieben erschlagen vor dem Feinde. In der Franziskanerklosterkirche zu Berlin fanden die Zollerngetreuen ihre steinerne Kammer.

Eine Zeitlang blieb es still im Lande. Es war das stille Rüsten auf beiden Seiten. Noch hatte Friedrich keinen allzu starken Anhang, und die Fronde war ihm über. Da verbündete er sich mit dem Erzbischof von

Magdeburg und dem Herzog Rudolf von Sachsen zu gemeinsamem Vorgehen.

Diesem Schlage suchte die Fronde auszuweichen. Und um Zeit zu gewinnen, auch sich zu stärken, erschienen die Herren im April des Jahres 1413 vor Friedrich und huldigten ihm, pochten aber fernerhin auf ihr Fehderecht und waren dem Nürnberger in allen Dingen heimlich entgegen.

Vor Trebbin kam es zur Entscheidung. Das Raubschloß war von Friedrich genommen worden, und die Fronde hatte widerwillig Helferdienste leisten müssen. Plötzlich aber waren die Quitzows und Genossen aus dem Lager verschwunden, hatten kurzerhand dem von Magdeburg belehnten Abt von Zinna Fehde angesagt, ihm ohne weiteres das gesamte Vieh weggetrieben und seine Dörfer ausgepocht. Ein großer Teil des märkischen Adels zog den Quitzows lachend zu. Und unter Hans von Quitzows Führung ging's dem alten Erbfeind, dem Erzbischof, wegen alter Späne so hart ans Leder, daß des Erzbischofs Hauptleute ein großes Treffen verloren und samt denen, die nicht niedergemacht waren, auf das feste Schloß Plaue geschleppt, elendiglich verprügelt und nur gegen ein ungeheuerliches Lösegeld freigegeben wurden.

Da zog Friedrich, ergrimmt bis ins Mark, seine und seiner Bundesgenossen Truppen zusammen. Ein ungefüges Geschütz ließ er aus Thüringen kommen, die „faule Grete" benannt, und das Volk hieß es neben der schönen Else, des Burggrafen Gemahlin, Friedrichs zweite Frau. Am 6. Februar des Jahres 1414 ging der Marsch vonstatten. Und in der frostklirrenden Winternacht geschah die Umzingelung der vier Hauptburgen der Fronde.

Dietrich von Quitzow saß bis an die Zähne bewaffnet höhnend auf Burg Friesack. Ihn packte Friedrich selber. Von ächzenden Pferden wurde die „faule Grete" herangeschleppt und in Stellung gebracht. Der Quitzow sah das unbekannte Rohr mit tollem Lachen. Da erdröhnte die Luft, und dem Quitzow blieb das Lachen im Halse stecken. Aus der Zyklopenmauer seiner Burg war ein armlanges Stück gefallen. Und aus der großen Büchse donnerte es unheimlich weiter und spie es in mächtigen Kugeln gegen seine einst so feste Burg, die ins Wanken kam und nach drei Tagen in Trümmern zusammenbrach. In der Wirrnis des Stürmens und Ergebens gelang es Dietrich von Quitzow, sich auf sein Roß zu schwingen und flüchtig zu entkommen.

Friedrich aber zog mit der „faulen Grete" vor Schloß Plaue, das von Hans von Quitzow wütend verteidigt ward und das der Erzbischof von Magdeburg belagerte. Vierzehn Tage hielt sich Hans von Quitzow auf der stärksten der märkischen Burgen. Dann aber konnte auch sie dem donnernden Liebeswerben der „faulen Grete" nicht länger widerstehen und sank gebrochen in die Knie. Über den Rest der Mauer schwang sich Hans von Quitzow in froststarrender Nacht. Bis zur Havel kam er, wohin er ein Roß bestellt. Doch wie er wartend im Rohre kauerte, erkannte ihn ein Bauer, sprang ins Lager und schlug Alarm. Da ging die wilde Jagd hinter dem Quitzow her, über Eis und Bruch, durch Rohr und Gestein, bis die Kriegsknechte den Ermatteten fingen. Drauf ließ ihn der Erzbischof von Magdeburg in der Kirche des Schlosses Plaue in den Stock setzen.

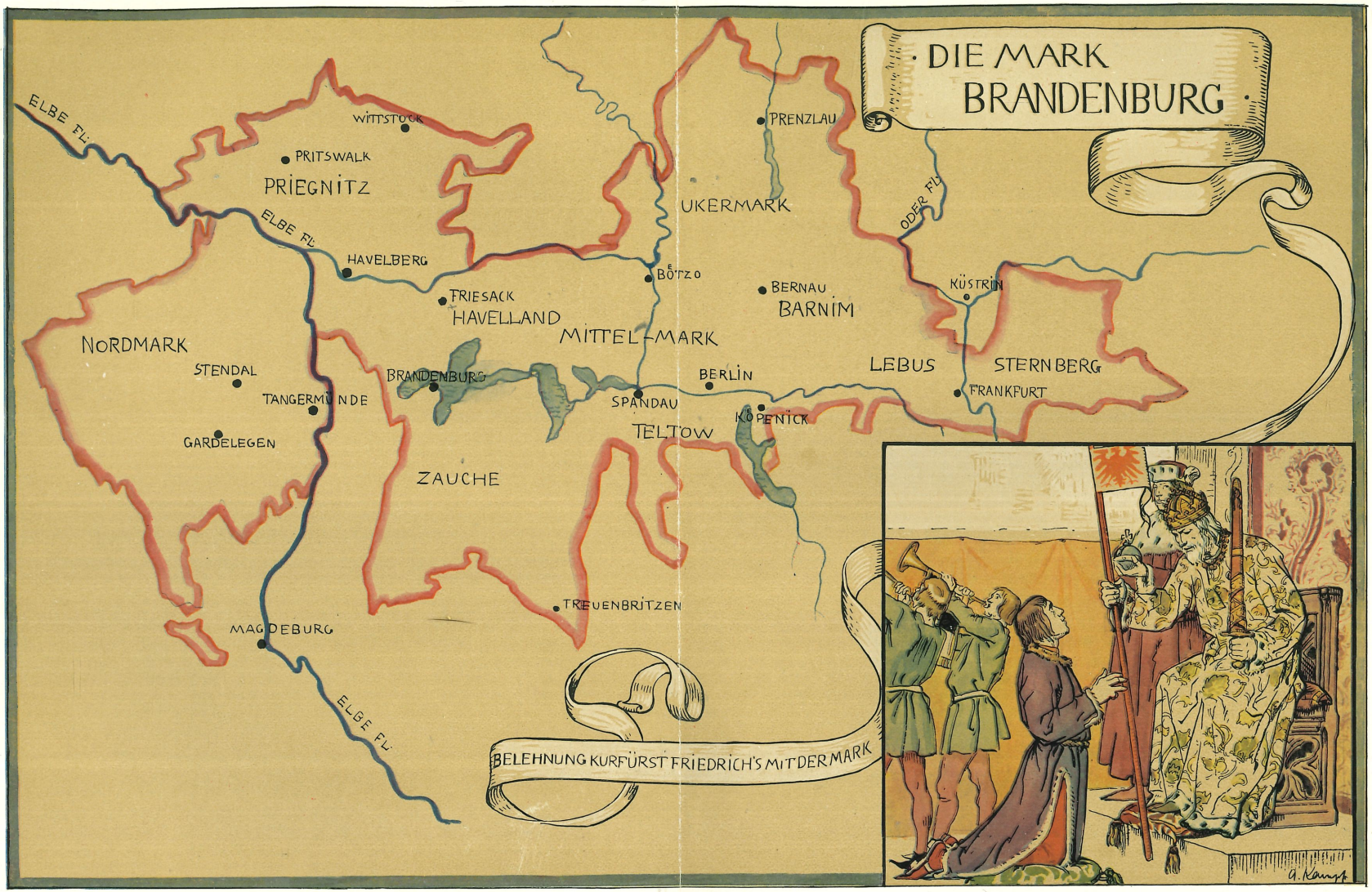
Der von Rochow hatte Schloß Golzow schon vorher übergeben und war mit den Seinen im Büßerkleide, den Strick um den Hals, vor dem Belagerer Herzog Rudolf von Sachsen erschienen, worauf ihm Gnade wurde. In

Schloß Beuthen aber hielt sich der Quitzowsche Hauptmann Götz von Predöhl tapfer gegen die märkischen Bürger, bis die anderen Burgen gefallen waren und er in Ehren seine Kapitulation vollziehen konnte.

Weiter eilte Friedrich auf seiner Bahn. Gegen die Altmark zog er und die Priegnitz, die letzte Auflehnung des märkischen Adels zu dämpfen. Aber die Herren, die das Schicksal der Quitzows vor Augen sahen, hatten genug und zogen dem Sieger huldigend entgegen. Und der Landfriede zu Tangermünde, der sich selbst der Besiegten freundlich annahm, gab endlich der schwergeprüften Mark Ruhe und Sicherheit wieder und befestigte den Ruf Friedrichs als den eines tapferen, aber auch weisen und hochgemuten Mannes.

Eines solchen Mannes aber bedurfte der König gerade jetzt zur Schlichtung anderer Wirren im Reich. Nach Konstanz am Bodensee berief er ihn als seinen Rat, ihm zu helfen bei der Schlichtung der überhand nehmenden kirchlichen Wirrnis, zu deren Klärung eine allgemeine Kirchenversammlung in Konstanz dienen sollte.

Im Sommer desselben Jahres nahm Friedrich Abschied von der Mark, um dem Rufe seines Königs zu folgen. Seine Gemahlin Elisabeth setzte er zur Statthalterin ein. Länger als ein Jahr weilte er an des Kaisers Seite und leistete Sigismund so gute Dienste in der Behandlung der drei Gegenpäpste, die sich um Petri Stuhl stritten, daß am 30. April des Jahres 1415 der dankbare König dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg urkundlich die Mark Brandenburg mit der Kurwürde und dem Erzkämmereramt abtrat, wenn auch noch mit dem Vorbehalt, daß dem luxemburgischen Hause das Recht der Wiedereinlösung gewahrt sein solle.


DIE MARK BRANDENBURG
ELBE FL.
WITTSTOCK
PRITSWALK
PRIEGNITZ
ELBE FL.
HAVELBERG
UKERMARK
PRENZLAU
ODER FL.
BÖTZO
BERNAU
BARNIM
KÜSTRIN
FRIESACK
HAVELLAND
MITTEL-MARK
NORDMARK
STENDAL
BRANDENBURG
BERLIN
LEBUS
STERNBERG
FRANKFURT
TANGERMÜNDE
SPANDAU
KÖPENICK
GARDELEGEN
TELTOW
ZAUCHE
TREUENBRITZEN
MAGDEBURG
ELBE FL.
BELEHNUNG KURFÜRST FRIEDRICH'S MIT DER MARK
A. Kampf

Als Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg, kehrte der Zoller heim, und zu Berlin, im Fürstenhause, huldigten ihrem neuen Kurfürsten freudig bewegt die Stände.

Durch Friedrichs Sinn aber zogen seltene Gedanken, wie sie wohl mehr als sechshundert Jahre vordem des großen Karl, des Frankenkönigs Seele bewegt hatten. Denn wieder schloß sich heute der Kreis, nur größer ward er als dereinst. Aus dem Blute der Semnonen, die als Ureinwohner in diesem Lande saßen, kehrte ein später Enkel wieder und baute die alte Heimat.

✧ ✧ ✧

Aufs neue bedurfte der König des umsichtigen Mannes und hielt ihn jahrelang zu Konstanz, woselbst am 18. April 1417 unter gewaltigem Gepränge die öffentliche und feierliche Belehnung mit der Mark und Kur von Brandenburg vollzogen wurde. Ein Jahr darauf erfolgte Friedrichs Ernennung zum deutschen Reichsverweser. So hoch geehrt stand der Zoller unter den Fürsten Deutschlands. Sigismund selber eilte nach Ungarn zurück.

Es war zu früh, das Reich zu verwesen. Noch einmal forderte die Mark alle seine Kräfte. War auch Dietrich von Quitzow als landflüchtiger Mann fern von der Heimat im Braunschweigischen gestorben und mit ihm sein Traum von der Erringung der märkischen Machtstellung, war auch der mächtige Kaspar Gans Edler zu Putlitz, der bei der Erstürmung der Burgen bereits in sicherem Gewahrsam gesessen hatte, nach wiedererlangter Freiheit unumwunden zur Partei des Kurfürsten übergetreten, hatte selbst Hans von Quitzow nach zweijähriger Haft im Schlosse Calbe seinen Frieden mit Friedrich gemacht: die unruhigen Herzöge von Pommern dachten nicht daran, die von Sigismund neu bestätigten Rechte Brandenburgs auf Pom-

mern anzuerkennen und fielen mit den Mecklenburgern gemeinsam ins Land.

Schlief der neue Kurfürst auf seinem Reichsverweserbette? Nein, er schlief nicht. Er stand in den Marken, und keiner wußte, woher er kam. Die mecklenburgischen Grenzvesten nahm er im Handstreich und führte seine Scharen in Eilmärschen gegen die Pommern, die Schloß und Stadt Angermünde in Besitz hielten. Am 25. März des Jahres 1420 stürmten seine Märker die Stadt und begannen sofort die Belagerung des Schlosses, das der Schloßhauptmann des Herzogs von Stettin samt dem Stadttor in Händen hielt. Der Stettiner Herzog eilte selber zum Entsatze herbei. Man hatte ihm hinterbracht, daß der Kurfürst sich auf dem Marktplatz der Stadt verschanzt und sich zur Ruhe begeben hätte. Da ließ er heimlich vom Schlosse aus das Stadttor öffnen und warf sich mit seinen Rittern und Mannen unter den gellenden Rufen: „Stettin! Stettin!“ in die schlafende Stadt. Verloren schien der Kurfürst. Doch ein Märker hatte gewacht. Gans zu Putlitz, der aus einem Feind ein Freund geworden war. In dieser Nacht bezeugte er seine Treue. Mit 400 Reitern hatte er im Hinterhalte vor der Stadt gelegen. Jetzt drängte er nach und sprang mit seinen Reitern den Pommern in den Nacken. Kurfürst Friedrich aber, der Luft verspürte, fuhr ihnen an den Hals, und die Klingen sausten von vorn und von hinten in die zusammengedrängten Pommern hinein, daß nur wenige unter dem Herzog das Tor wieder zu erreichen vermochten und viele erschlagen die Gassen und Plätze bedeckten. So zornig fauchte die wilde Gans von Putlitz, daß der Kurfürst auch des Schlosses Herr wurde, dreihundert Pommern und Polen fing und mehr als fünfhundert Kriegsrosse erbeutete.

Und wieder zurück jagte der Kurfürst in seine fränkischen Lande. Herzog Ludwig der Bärtige von Bayern-Ingolstadt hatte ihn hochmütig herausgefordert und ihm nach abgelehnter Forderung heimtückisch die Burg zu Nürnberg niedergebrannt. Nun kam Friedrich mit seinen Märkern. Und so wuchtig schlugen die Märker für ihren Kurfürsten drein, im freien Felde und beim Sturm auf die Festungen, daß der bärtige Ludwig jeden Frieden nahm, den er erlangen konnte.

✧ ✧ ✧

Nur wenige Male noch und auf kurze Tage nur sollte Friedrich die Mark wiedersehen. Immer wieder bedurfte der König seiner, ob auch der Kurfürst seine eigenen Interessen zu schützen wußte. In Böhmen tobten die Hussitenkriege, und König Sigismunds Heer war vor der fanatischen Begeisterung des Hussitenführers Ziska in alle Winde zerstoben. Da sollte der Zoller helfen.

Jahr um Jahr mühte sich Friedrich, den zur Schlächterei ausgearteten Religionskrieg zu dämpfen. Vergebens riet er, den Hussiten den Gebrauch des Kelches beim Abendmahl zuzugestehen. Der König verlangte die Ausrottung der böhmischen Ketzer, und Friedrich mußte die schwere Würde des obersten Feldhauptmanns auf sich nehmen. Im Jahre 1432 zog er mit einem stattlichen Reichsheere aus. Es war wenig Ehre mit den Scharen zu gewinnen. Bis zur böhmischen Stadt Taus war der Kreuzzug gelangt. Da erscholl der Ruf: „Die Hussiten kommen!“ Es war ein Schreckensruf. Ohne einen Schwertschlag getan zu haben, machte sich die Hälfte des Heeres unter dem Herzoge von Bayern wie gejagt auf den Heimweg. Und wehmütigen Herzens ordnete Kurfürst Friedrich den Rest. Umsonst die Mühe. Procop, der Ältere, führte die Massen

der Hussiten. Führte sie unter Anrufung Gottes im Sturm auf das Reichsheer, und seine Tausende und Abertausende, die Reinigung des Glaubens als eine göttliche Sendung im aufgepeitschten Blut, ihr Leben keinen Pfifferling achtend, schrien den Namen des Höchsten nach, stimmten zum Entsetzen der Deutschen gellende Kirchenlieder an und warfen sich blindlings mordend in den Feind. Zehntausend erschlugen sie im Ansturm. Da jagte schon das Kreuzheer von dannen. Zehntausend erschlugen sie der Flüchtenden. Und erbeuteten den ganzen Kriegspark mit Wagen und Geschützen.

Dann aber ergoß sich ihre Flut in die deutschen Lande. Procop selber führte seine Scharen in die Mark und wütete furchtbar in den erstürmten Städten Lebus, Müncheberg und Straußberg. Und warf sich auf Bernau. Und zerschellte am märkischen Bürgermut. Mit den Männern eilten die Frauen auf die Wälle, und während die Männer die Kolben gebrauchten, warfen die Weiber im Schwunge siedendes Pech den Stürmenden ins Gesicht. Da mußte sich Procop zähneknirschend zur Belagerung bequemen. Aber die tapferen Bernauer brachen aus den Toren, fielen den Hussitenhorden in den Rücken und schlugen sie so grimmig, daß sie flüchtend die Marken ließen.

Auf dem Landtag zu Rathenow, im Jahre 1426 schon, hatte der Kurfürst seinem ältesten Sohne, Johann, der Alchymist genannt, die Regierung der Mark Brandenburg übertragen, um freier seinem König dienen und sich den eigenen, ihm näher liegenden fränkischen Aufgaben widmen zu können. Und er kehrte in sein geliebtes Frankenland heim. In seinem Testamente bestimmte er den zweiten Sohn, Friedrich, für die Kur Brandenburg. Auf dem Hohenzollernschlosse zu Kadolzburg starb er, ein

68jähriger, nach einem pflichtreichen Leben. Es war am Abend des 20. September im Jahre 1440.

Die Größe seiner Hinterlassenschaft aber steht fest in der Wiedererweckung der Mark Albrechts des Bären zu neuem, höher noch gestiegenem Ansehen in deutschen Landen.

Der Zollernaar und die märkische Gans.

In Tagen des Leids, in Tagen des Glücks,
Es hieß des Reiches Streusand-Büchs
Mark Brandenburg allerwegen.
Goldhaltig fand man den märkischen Sand.
Es streckten Fürst, Bischof und Ritter die Hand
Nach dem brandenburgischen Segen.

Von Nürnberg kam Friedrich der Zollerngraf.
Der schwur zu dem Frevel: Daß Gott mich straf,
Laß ich den Segen verschlemmen.
Der Kaiser hat mich hierher gestellt.
Nicht für Allerwelts Gurgel ist märkisches Geld.
Und er wetzte sein Schwert bei Kremmen.

Und als er es scharf genug befand,
Da lagen der Quitzows Burgen im Sand,
Und der Putlitz, der Rochow tat Buße.
Der Zoller zog sich den Kurhut aufs Haupt.
„Der märkische Sand, schnöd ausgeraubt,
Nun hat zum Gedeihen er Muße."

Und der Kurfürst war fern für den Kaiser und Herrn,
Und der Pommer hatte die Mark so gern
Und stahl in seliger Sünde.
Der Zoller vernahm's. Wie Wind und Braus
Kam er als Rächer und Schirmer nach Haus,
Nahm er im Sturm Angermünde.

Todmüd der Fürst auf dem Marktplatz lag,
Durchschlief die Nacht nach dem heißen Tag;
Da — Wetter! — die Pommern schon wieder?
„Stettin! Stettin!" so braust ihr Geschrei,
Und ihr Schwert fegt die Gassen, und Blut ist dabei,
Hebt ein Märker schlaftrunken die Lider.

In Hose und Hemd springt der Fürst auf den Gaul,
Und dem Nächsten fährt seine Plempe durchs Maul.
„Zollern, gut Zollern allwege!"
Ein ungleich Kämpfen, zehn gegen zwei —
Da braust aufs neue wildwütig Geschrei
Und bei Fackeln ein Reitergefege.

„Gans Edler zu Putlitz!" der Kurfürst denkt.
Der alte Frondeur! Mein Stern sich senkt
Heut' Nacht zur Totenkerze . . ."
Da brüllt Gans Putlitz mit rotem Kopf:
„Auf, Zollernaar, pack sie beim Schopf,
Die Gans packt sie beim Sterze!"

Und fährt den Stettinern an den Steiß,
Und den Schädel haut ihnen der Kurfürst heiß,
Und in Nacht taucht der Feind und verschwindet. —
Da streckt der Zoller dem Putlitz die Hand.
„Gans Edler, ich hab' meine Freunde verkannt.
Dies Stücklein für immer uns bindet."

Da lacht der Putlitz: „Herr Kurfürst, gewahrt:
Frondieren gehört zur märkischen Art.
Wir wünschen: gewertet zu werden!
Drum wiegt sich in Lüften dein Adlerflug,
Bedenke: die Gans übt gut genug
Für den Aar das Beißen auf Erden!“

Eisenzahn, Achilles und Cicero.

Friedrich II. war Kurfürst von Brandenburg. Der „Eiserne“ oder auch der „Eisenzahn“ hieß man ihn bald im Lande. Denn war er auch erfüllt von tief innerer Gottesfurcht und emsig bestrebt, die Gerechtigkeit jedem anderen Impuls voranzusetzen, so eisenhart verbiß er sich in eine Sache, deren Durchführung ihm recht und billig erschienen war und die ihm Städte oder Herren weigern wollten. Dann saß der fromme Mann, der sonst nicht zum Kriegsmann geboren schien, zu Pferde, als sei er einer der Brevier und Schwert gleich wacker führenden Haudegen des großen Frankenkarl, und wo das Wort des Heils und der christlichen Vermahnung nicht verfangen wollte, da half sein Eisen gründlicher nach. Der Vater hatte den widerspenstigen Adel gebeugt. Er beugte die widerspenstigen Städte. So wollte es Gerechtigkeit und gleiches Maß.

Zur starken Bedeutung waren die Städte nach der Niederwerfung der märkischen Fronde und der Verjagung der Hussiten herangewachsen. Sie fühlten sich als Herren ihrer eigenen Angelegenheiten, und da Friedrich in der Freude über ihr Wachstum sie gewähren ließ, so überhoben sie sich bald in ihrem Selbstgefühl, schlossen untereinander Bündnisse ab und fühlten sich in Bürgermeister und Rat dem Kurfürsten gleich. Da war vor allem Berlin, zweihundert Jahre vordem noch ein armselig Fischerdorf, jetzt schon die größte der märkischen Städte und mit Kölln an der Spree unter einem gemeinsamen Magistrat verbunden, das, auf Freiheiten und Gerechtsame pochend, jeden Respekt vor des Kurfürsten landesväterlicher Obrigkeit außer acht ließ, ihm mit kecken Reden entgegentrat und

selbst sich weigerte, dem Landesherrn das Tor zu öffnen, wenn es ihm eben nicht behagte.

Die überhebliche Klugheit der Berliner aber sollte sich die eigene Grube graben. Ein Aufstand der Bürger war in der Stadt ausgebrochen wider den eigenen, allzu stolzen Magistrat. In der Not um Leib und Leben wandten sich die Magistratsgeschlechter an den Landesvater, der dazu berufen sei, den Frieden in der Mark zu erhalten. Und wie sehr fühlte sich der Eisenzahn dazu berufen! Mit 600 Reitern drang er durch das Spandauer Tor in die Stadt hinein, bevor es der Magistrat schließen und mit ihm über die Art seines Einziehens verhandeln konnte, dämpfte nicht nur den Aufruhr der Bürger, sondern gleichermaßen die Überheblichkeit des Magistrats, setzte den kurfürstlichen Willen an erste Stelle und richtete neu die Verwaltungen her, nahm die Schlüssel der Tore an sich und untersagte jedwedes Fehde- und Bündnisrecht. Um aber erneute Empörungen von vornherein im Schach halten zu können, erbaute er zwischen Berlin und Kölln eine Fürstenburg an der Spree, erzwang Unterwerfung und Gehorsam mit eiserner Faust und siedelte im Jahre 1451 selber in sein Berliner Schloß über, das von jetzt an mit dem Wachstum der Hohenzollern gleichen Schritt halten sollte.

Und die Städte gehorsamten ihm bald und seinem guten und gerechten Willen, wie es die Ritterschaft längst freiwillig tat. Nicht nur, um den Adel enger an sich zu ketten, sondern um ihn auf eine höhere sittliche Stufe zu stellen, stiftete Friedrich II. den Schwanenorden, eine Brüderschaft, die der echt christlichen Gesinnung im Lande zum Durchbruch verhelfen und zur Einigkeit untereinander beitragen sollte.

Klugheit und Gerechtigkeitsgefühl beherrschte diesen merkwürdigen Fürsten bis zur Selbstentsagung. Während bisher die Mittel, die sich zur Erweiterung der Macht und der Grenzen als dienlich erwiesen, nicht allzu wählerisch gewogen wurden, lehnte er nach innerer Prüfung die Krone Polens ab, die ihm von den polnischen Ständen entgegengetragen wurde. In Kasimir von Litauen sah er den rechtmäßigen Erben, und Gott sollte ihn bewahren, je eine unehrenhafte Handlung zu begehen. Und ebenso weigerte er seine Zustimmung zur Absetzung des schwächlichen deutschen Kaisers Friedrich III., obwohl ihm die Gegenpartei die Ober- und Nieder-Lausitz für seine Hilfe als Geschenk antrug. „Ein Eid ist ein Eid." Darauf wollte er leben und sterben.

Diese hohe Meinung hinderte Friedrich Eisenzahn aber nicht, überall dort aufzutreten, wo es galt, verloren gegangene Landesteile mit dem Schwert der Mark wieder anzugliedern oder neue auf friedlichem Wege hinzuzugewinnen. Gegen die mecklenburgischen Herzöge zog er zu Felde und erlangte die Aussicht auf die dereinstige Nachfolge seines Geschlechtes in ihren Landen. Die Lehnshoheit in der Altmark löste er vom Erzstift Magdeburg, und die Neumark fügte er dem Kurfürstentum Brandenburg wieder ein durch Rückkauf vom deutschen Orden, der unter den luxemburgischen Markgrafen die Herrschaft erlangt hatte. Ähnlich verfuhr er in der Lausitz.

Da starb der letzte Herzog von Pommern-Stettin, und der Traum Brandenburgs, an die Meeresküste zu gelangen, schien endlich zur Erfüllung werden zu sollen. Begraben wurde der Herzog nach altem Brauch, und der Bürgermeister Stettins, Albrecht Glinden, der Ansprüche Brandenburgs gedenkend, erfüllte die Gebräuche bei Erlöschen eines Fürstenstammes, warf Helm und Schild des

Verstorbenen in die offene Gruft und verkündete: „Da liegt unsere Herrschaft von Stettin.“ Doch der Herzog von Pommern-Wolgast stand fangbereit. Ein ihm ergebener Ritter sprang in die Gruft, hob Helm und Schild dem Wolgaster entgegen und schrie: „Lüge! Noch haben wir erbliche, geborene Herrschaft, die Herzöge von Pommern-Wolgast. Ihnen gehört Helm und Schild!“

Friedrich Eisenzahn zog heran. Mit Heeresmacht mühte er sich, den pommerschen Trotz zu brechen. Diesmal vergebens. Krank kehrte er zurück, und da ihm sein einziger Sohn vor Jahren schon dahingestorben war, dankte er im Jahre 1470 ab, legte die Regierung in die Hand seines Bruders Albrecht Achilles und zog heim ins Frankenland, auf Burg Plassenburg im Jahre darauf zu sterben.

✧ ✧ ✧

Albrecht aber, der deutsche Achilles genannt, hatte sein Leben hingebracht in zahllosen Turnieren und ritterlich bestandenen Fehden in Franken und Bayern. Die Welt war voll von seinem Ruhme, und der Glanz seiner Persönlichkeit wurde noch erhöht durch den Glanz einer Hofhaltung, die alle anderen Fürstenhöfe weit überstrahlte. Sein Herz aber hing an seinen fränkischen Stammlanden, und es dünkte ihn eine arge Zumutung, seinen sonnigen Sitz mit der grauen Mark zu vertauschen. So setzte er in der Mark Brandenburg seinen Sohn Johann als Regenten ein und turnierte, kriegte und lebte großen und glänzenden Stiles weiter.

Da forderte ihn Johann, der sich in dem Streite mit Pommern keines Rats mehr wußte, in die Mark. Und der deutsche Achilles erschien. Erschien in der ganzen Pracht seines Hofes, daß es den biederen Märkern fast die Augen beizte. Und aus seinen Fehden mit den Nürn-

bergern gewöhnt, verächtlich auf die „Krämerseelen“ herabzuschauen, war sein Wesen so hoheitsvoll und unnahbar, so naserümpfend seine und seiner fränkischen Herren Art bei der Entgegennahme der gutgemeinten Festlichkeiten zu Salzwedel, daß der erste Stolz der Märker auf ihren weltberühmten Herrn bald einem großen Verdruß und Widerstreben wich. Nicht nur bei den Bürgern. Denn in dem märkischen Adel sah Albrecht Achilles nach wie vor Heckenritter und Wegelagerer, obwohl nur einige wenige dem Gewerbe noch frönten.

Erst paktierte Albrecht Achilles mit den pommerschen Herzögen. Endlich aber, der vielen Winkelzüge satt, griff er in heißen Gefechten den Stier bei den Hörnern und brachte den gewünschten Vertrag zuwege. Nun kannte ihn auch die Mark als den Achilles. Er aber nahm die erste Gelegenheit wahr, dem Rufe des Kaisers auf ein anderes Schlachtfeld zu folgen, und ließ die Regierung sorglos in Johanns Händen.

Und Johann hielt sich des Vertrauens wert, das sein Vater, das mehr noch die Mark Brandenburg in ihn setzte, wenn es ihm auch nicht gelingen wollte, mit den märkischen Einnahmen auszukommen.

Noch einmal aber mußte er dem Vater mit dringlichen Bitten anliegen, zur Sicherung der Marken herbeizueilen. Um rechtmäßig ererbte schlesische Landschaften ging der Streit, und Hans von Sagan fiel mit einem Heer von Schlesiern, Ungarn und Böhmen sengend und brennend, wie es der Brauch, in die Marken ein und hielt Johann in Frankfurt belagert. An der Spitze seiner Fränkischen zog Albrecht im nächsten Jahre herbei. Bei Krossen stellte er den schlesischen Herzog. Und so furchtbar wütete der deutsche Achilles in den feindlichen Reihen, daß mit dem flüchtenden Herzog nur wenige die Heimat wiedersahen.

Krossen, Züllichau und Sommerfeld hieß der Gewinn, der für die Mark Brandenburg davongetragen wurde.

Bei einem der glanzvollsten Geschehnisse jener Zeit, während der Königswahl Maximilians I. von Habsburg, ereilte den glanzvollsten Fürsten der Tod in Frankfurt, der Kaiserstadt am Main. Er aber hatte — und das ist es, was ihm in der Geschichte der Hohenzollern und der Mark Brandenburg einen besonderen Platz anweist — ein Hausgesetz hinterlassen, die dispositio Achillea, derzufolge bestimmt wurde, daß die Mark Brandenburg nur dem Erstgeborenen zufallen solle, damit jeder weiteren Teilung und Schwächung Einhalt getan sei.

✧ ✧ ✧

Das Erbe, das Johann, wegen seiner weisen Beredsamkeit späterhin Johann Cicero genannt, im Jahre 1486 antrat, bestand in einer alten Schuldenlast, die selbst Albrechts Finanzgenie nicht hatte bewältigen können. Offenherzig beriet sich Johann Cicero darüber mit den Ständen und erbat sich zur Steuerung der Schulden eine neue Abgabe, die Bierziese, die dem beliebten Fürsten gewährt wurde. Die Altmärker jedoch, noch immer grimmig verschnupft über Albrecht Achilles' hochmütige Bürgerverachtung, hielten die Stunde der Vergeltung für gekommen, trumpften gewaltig auf, jagten die kurfürstlichen Steuererheber zu den Toren hinaus, und in der Stadt Stendal kam es zu einer wilden Bürgerrevolte. Da wallte auch dem friedfertigen Johann Cicero das Blut. Ohne Besinnen rückte er vor die Stadt, stürmte sie und ließ die Rädelsführer in Reihen henken. Das war den Altmärkern genug des Spaßes. Sie zahlten lieber mit der Bierziese als mit ihrem Leben.

Und so friedfertig wieder rollte sich Johann Ciceros weitere Regierungszeit ab, daß er daran denken konnte, der einst so verrufenen Mark eine Universität zu bescheren. Der Medizinprofessor an der Leipziger Universität, Pistoris, wurde mit der Ausführung des Planes betraut. Und zu Frankfurt an der Oder wuchs der Bau aus der Erde, der mit den ersten Studierenden auch den Studenten Ulrich von Hutten beherbergen sollte.

Während der Vorbereitungen aber verschied Kurfürst Johann Cicero, ein Vierundvierziger erst, im Jahre 1499, aufrichtig betrauert von seinem ganzen Volke. Auf märkischer Erde starb er, und in märkischer Erde wurde er beigesetzt, er, der immerdar auf märkischer Erde gelebt hatte.

Im Zeichen der Reformation.

icht war es am Himmel Deutschlands, und die Wetter zogen hin und her, sich zu bekämpfen. Der Glaube, der die Völker geeint hatte, war ins Wanken gekommen, die Kirche in Streit und Zersetzung, und das Wort Gottes wurde von den berufenen Dienern in Unwissenheit oder in Willkür gelehrt. Noch waren die blutigen Hussitenkriege nicht vergessen, die auf ein Menschenalter die Lande verwüstet hatten. Nur Rom schien kein Gedächtnis für erlittene Lehren und kein Auge für die Zeichen der Zeit zu besitzen. Mehr als billig ließen die Machthaber der Kirche Erscheinungen zu, die vor einer strengen Glaubenskritik nicht stand halten konnten, und der Sündenerlaß, vielerorts durch umherziehende Ablaßverkäufer feil geboten, artete mehr und mehr zu einem Geschäfte aus, das stark irdische Spuren an sich trug. Wohl gab es der vornehm Empfindenden genug, die in solchem Handel der Kirche ein gröbliches Ärgernis erblickten und eine dem göttlichen Wesen angetane Schmach. Keiner aber wagte, durch öffentliches Bekenntnis den Bannstrahl des Papstes auf sich zu lenken.

In Brandenburg war Johann Ciceros Sohn, Joachim I., Nestor genannt wegen seiner Weisheit in den Wissenschaften, zur Regierung gelangt. Ein Mythenkranz wob sich frühzeitig um sein Haupt, übermenschliche Kräfte wurden ihm, der in der Astronomie seine Zerstreuung suchte, vom Volke angedichtet. Und waren nichts als Furchtlosigkeit und eiserne Willenskraft, eine Willenskraft freilich, die von starker Selbstliebe getrieben wurde.

Er war der Herr. Was ihm mißfiel, hatte keine Existenzberechtigung, was er wünschte, erhielt Geltung.

Nun wohl. Joachim Nestor wünschte vieles zu schaffen, was zu des Landes und des Volkes Heil war, und schuf es. Eine Städteordnung schuf er und ordnete das Kammergericht, und hatten die Marken unter dem wiedererwachten Raubrittertum so schwer zu leiden gehabt, daß die Mütter ihre Kinder beten ließen:

Vor Köckeritze und Lüderitze,
Vor Krachten und vor Itzenplitze
Behüt' uns, lieber Herre Gott —,

so schuf seine unerbittliche Strenge auch hier Wandel, und ob ihm die erbitterten Ritter selbst an die eigene Schlafzimmertüre die Drohung schrieben:

„Joachimke, Joachimke, hüte dy!
Fange wy dy, so hange wy dy!"

er ließ binnen Jahresfrist ringsum im Land an die Siebenzig an die Bäume hängen.

Da jubelten Bürger und Bauern ihm zu und hielten seine Partei.

Dieser starke und selbstherrliche Mann aber, berufen, mitzuarbeiten an der Aufklärung seiner Zeit, stand blind den bedeutsamen Dingen gegenüber, die sich in der Welt und für die Welt vorbereiteten und die der Mark Brandenburg ihren charakteristischen Stempel aufdrücken sollten. Denn Joachim Nestor kannte keine Duldung.

Neununddreißig Juden ließ er, dem Adel und den Städten zu gefallen, in Berlin auf dem Platze vor der Marienkirche zu Asche verbrennen, weil die Gefolterten bekannt hatten, Mißbrauch mit einer Hostie getrieben zu ha-

ben. Und trotzig stand er auf Seiten des Papstes, als die Ablaßkrämer ihr Handwerk begannen. War doch Joachim Nestors Bruder Albrecht Erzbischof von Magdeburg und Halberstadt, Kurfürst von Mainz und Kardinal sogar. Hatte doch Albrecht gegen ehrliche Halbierung aller Einkünfte die Ablaßkrämerei vom Papste in Pacht erhalten für die Kirchenprovinzen Mainz und Magdeburg, die den größeren Teil Deutschlands umfaßten. Ein Tadel aber, der gegen den Bruder ausgesprochen wurde, berührte Joachim Nestor aufs heftigste in seiner Fürstenwürde.

Durch die Mark zog der Dominikaner Tetzel mit seinem Ablaßzettelkasten. Die Menschheit strömte in Scharen herbei, gegen kräftige Geldsteuer aller Sünden ledig zu werden, und die Auswüchse des Ablaßhandels traten so stark zutage, daß eine Gegenströmung unausbleiblich schien.

Ein unbekannter Augustinermönch war's, der den Kampf gegen die unhaltbaren Zustände erhob. Ein deutscher Ordensmann, dem die Not der Zeit das Schweigen brach. Am 31. Oktober des Jahres 1517 schritt Martin Luther vor die Schloßkirche zu Wittenberg und schlug seine 95 Thesen an die Kirchentür. Und sie handelten von dem Begriff der Buße in biblischem Sinne und zogen zu Felde gegen die unsittlich wirkende äußere Tendenz, die um eines Gewinnes willen diesem rein innerlichen Vorgang aufgeprägt wurde.

Wohl keiner hatte Wirkung und Erfolg dieses mönchischen Streitfalles weniger geahnt, als Luther selber, der nichts als die schlimmsten Sumpfblüten mit seinen Thesen auszurotten gedachte. Ganz Deutschland schrie auf in Liebe wie in Zorn, als die Thesen von Mund zu Mund durch die Lande getragen wurden.

Zwei Jahre kämpften die Gelehrten des Papstes gegen

den Augustinermönch in Wort und Schrift. Unbeirrt stellte sich Luther hinter sein Werk mit dem Vollgewicht seiner furchtlosen Persönlichkeit, und hatte er zuerst nur die schlimmsten Auswüchse der Kirche beseitigen wollen, jetzt griff er zur Gartenschere und suchte scharfen Auges jeglichen Wildwuchs des Glaubens zu beschneiden. Die Lehre, daß jeder Gläubige sein eigener Priester sei, warf er in die Welt als Verkündigung der christlichen Freiheit und Subjektivität und leugnete die Notwendigkeit einer irdischen Statthalterschaft Gottes in der Person des Papstes. Da traf ihn die Bannbulle.

Vor dem Elstertore zu Wittenberg ließ Luther einen Holzstoß errichten. Tausende folgten ihm, als er durch das Tor schritt, den Holzstoß entzünden hieß und hochaufgerichtet die päpstliche Bulle dem Scheiterhaufen übergab. Am 10. Dezember des Jahres 1520 geschah es.

Und zu Zehntausenden, Hundert- und Aberhunderttausenden schwoll seine Gefolgschaft an, die hinübergeführt werden wollte in das unmittelbare Verhältnis des Sohnes zum Vater.

Es war nicht nur das sehnsüchtige Volk. Auch die Fürsten horchten auf, und sie witterten die Morgenluft, die die Befreiung von römischer Bevormundung und stärkere Selbstbestimmungsrechte für die Wege der Kultur bringen sollte.

Joachim Nestor, Kurfürst von Brandenburg aber gehörte nicht zu diesen Fürsten. Er sah nicht das Bedeutsame der Bewegung, die den in tausend Wirrnissen steckenden Glauben reinigen und den einzelnen zu sittlicher Höhe heben wollte, er glaubte nicht an den Fortschritt des Menschengeschlechtes, der so lange verrammelt und verriegelt gewesen war: er sah nur die Schattenseiten, die Sonnenflecke, die Erregung der Menge, die erweckten Leiden-

schaften, Bauernerhebungen und Sektiererei. Seine Landesuniversität zu Frankfurt an der Oder war es, die sich zum Verteidiger Tetzels aufwarf, und mit beleidigtem Stolze mußte Joachim Nestor erleben, wie die benachbarte Universität zu Wittenberg seine Landesuniversität eilig überflügelte. Noch zorniger aber empfand er des Wittenberger Mönches Vorgehen, dessen erste Angriffe mit Tetzel auch dem Schutzherrn des Ablaßkrämers, Erzbischof Albrecht, gegolten hatten, weil sein Fürstenstolz in den Beleidigungen gegen den Bruder sich und sein ganzes Haus aufs empfindlichste geschmäht fühlte. Unter Drohungen und Strafen hinderte Joachim Nestor das Eindringen der Reformation in brandenburgische Lande. Suchte er es zu hindern.

Die reformatorischen Ideen erwiesen sich stärker als des Kurfürsten Drohungen und Strafen. Ob er selbst auf dem Reichstage zu Worms Kaiser Karl V. aufforderte, dem Ketzer Luther nicht das Wort zu halten und ihn gleich Huß den Flammentod sterben zu lassen, ob er auf dem Reichstage zu Augsburg des versöhnlichen Melanchthons Friedensvorschläge in den heftigsten Ausfällen verwarf und dadurch gerade die zur Reformation geneigten Fürsten zum Bunde von Schmalkalden zusammenführte: still kam die neue Lehre über die Grenze gegangen, still wandelte sie die Gemeinden um, still machte sie aus römischen Priestern lutherische Bekenner, und ganz Kurbrandenburg stand im Zeichen der Reformation, als Kurfürst Joachim Nestor nach dem Religionsfrieden von Nürnberg noch lieber Land und Leute verlieren, lieber sterben und verderben wollte, als in diesen Frieden willigen.

Hatte doch sein Mannes- und Fürstenstolz die furchtbarste Wunde erhalten.

Kurfürstin Elisabeth war von ihm hintangesetzt worden. Unsagbar litt die getreue Frau unter der demütigenden Vernachlässigung, die ihr Leben vernichtete. Da vernahm sie in ihrem Leid von der Wittenberger Lehre, die allen Mühseligen und Beladenen den Frieden verhieß. Und mit ganzer Seele ergab sie sich den Tröstungen des Gotteswortes.

Durch Verrat wurde dem Kurfürsten die Botschaft, und so schrecklich war Joachim Nestor in seinem Zorn, daß die gemarterte Frau keinen anderen Weg mehr sah, als die Flucht. Zu Johann dem Beständigen von Sachsen flüchtete sie und wohnte in Schloß Lichtenburg an der Elbe. Da kam Luther, von Wittenberg aus, zu der Schwergeprüften und richtete sie auf. Und sie lebte viele Monate in Luthers Familie zu Wittenberg und ward Freundin und Patin gar.

Im Jahre 1535 starb Joachim Nestor. Sein Testament durchbrach die dispositio Achillea. Es bestimmte für den erstgeborenen Sohn Joachim die altmärkischen Stammlande mit der Kurwürde, für den zweiten Sohn Johann die Neumark und die Besitzungen in der Lausitz. Unter seiner Regierung hatte die Mark Brandenburg ihre Grenzen ausgedehnt durch Einziehung der Grafschaft Ruppin, war mit Pommern, wenn auch unter Verzicht auf die Lehnshoheit, auf Jagdschloß Grimnitz in der Uckermark der Vertrag geschlossen worden, daß beim Aussterben der pommerschen Herzöge ganz Pommern an Brandenburg fallen solle.

So schied auch dieser Kurfürst von hinnen als ein Mehrer Kurbrandenburgs.

✧ ✧ ✧

Als Joachim II., Hektor zubenannt wegen seiner Tapferkeit im Türkenkriege unter Karl V., und als Mark-

graf Johann von Küstrin bestiegen die Brüder die Throne ihrer Länder.

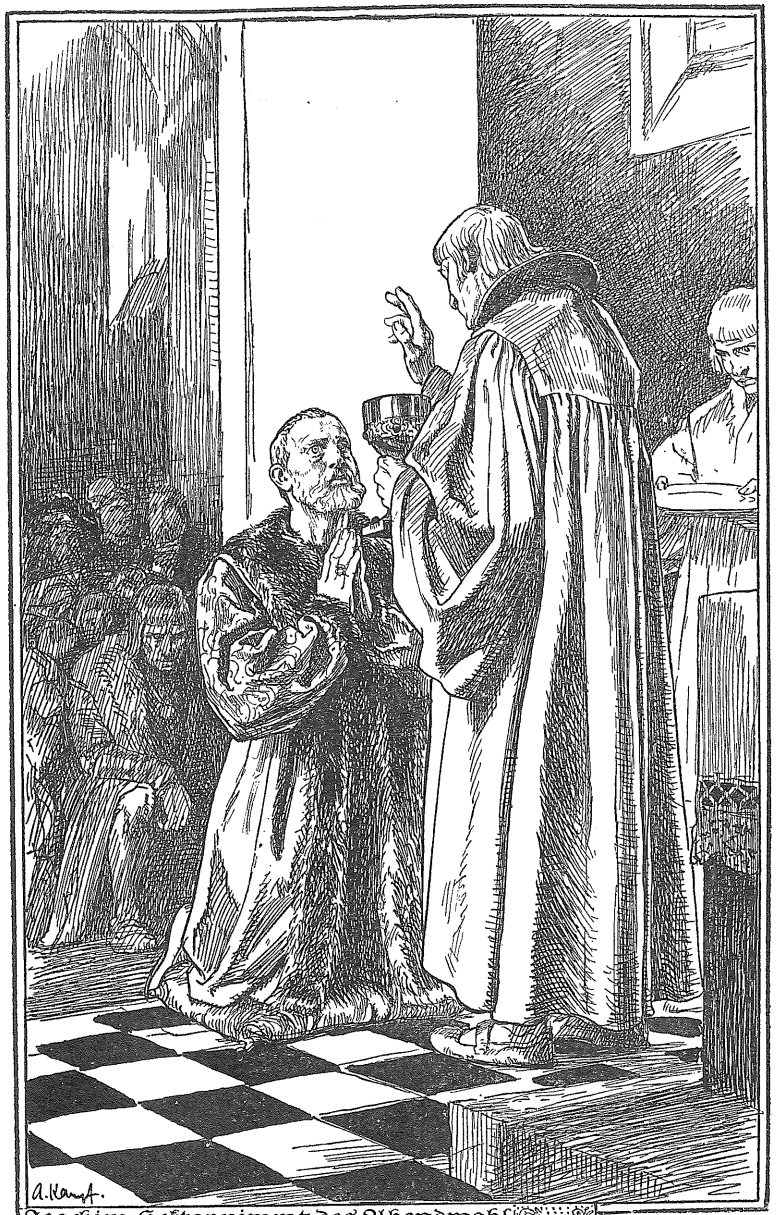
Ohne Zögern war der rasche Johann von Küstrin zum gereinigten Glauben übergetreten, und Luther selber hatte ihn in der Verbesserung des Kirchenwesens unterstützt. Langsamer folgte ihm Joachim Hektor. Schwer nur konnte er sich von dem Versprechen lösen, das der Vater ihm abgenommen hatte: der römisch-katholischen Kirche treu zu bleiben. Und vier Jahre erst nach Joachim Nestors Tode tat auch er den entscheidenden Schritt und nahm im Dom zu Berlin das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt. Der Bischof von Brandenburg, Matthias von Jagow, längst der gereinigten Lehre zugeneigt, war es, der es ihm reichte, und von Stund an war eine festere Brücke geschlagen zwischen dem Kurfürsten und seinem Volke.

Der lutherische Glaube galt in der ganzen Mark Brandenburg.

Noch immer zwar ging Joachim Hektor ohne Übereilung vor. Sein vermittelndes Wesen ließ keinen Streit aufkommen, und er sorgte mit gleicher landesväterlicher Liebe für katholische und lutherische Untertanen. Die Bischöfe, die nicht übergetreten waren, blieben unbehelligt, und erst nach ihrem Tode traten Lutheraner an ihre Stelle. Ganz von selbst erlosch katholisches Leben in den Marken.

Und diese Vermittlerrolle behielt Joachim Hektor auch bei, als sich Fürsten und Völker Deutschlands in zwei feindliche, kampfbereite Lager getrennt hatten.

Der verschlagene Kaiser Karl V., durch seine Weltstellung ganz auf den Boden der allumfassenden Kirche gewiesen, führte den Schmalkaldischen Krieg herbei, der, äußerlich gegen den ungehorsamen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von



Joachim-Hektor nimmt das Abendmahl

Hessen gerichtet, die gesamte evangelische Bewegung erdrükken und ersticken sollte, die sich anschickte, ganz Deutschland zu gewinnen.

Durch den Verrat des Herzogs Moritz von Sachsen, der, um die Kurwürde zu erlangen, plötzlich zum Kaiser überging, wurden die im Schmalkaldischen Bunde vereinten evangelischen Fürsten niedergezwungen, Johann Friedrich von Sachsen bei Mühlberg im Jahre 1547 geschlagen, gefangen und zum Tode verurteilt, Landgraf Philipp von Hessen durch spanische Ränke zur Niederlegung der Waffen bewogen, dann aber unter Bruch des Wortes festgenommen. Da war es der brandenburgische Kurfürst, der nicht eher vom Kaiser abließ mit Bitten und Mahnungen, bis die entehrendsten Strafen von den Fürsten abgewandt wurden.

Kurfürst war Moritz von Sachsen geworden zum Lohn seines Übertritts. Aber der sonst so tapfere und heißblütige Mann wurde seines Lohnes nicht froh. Der grausamen Unduldsamkeit Karls V. hatte er ins Gesicht gesehen und rasch erkannt, welches Schicksal der deutschen Freiheit unter diesem Weltenkaiser harrte. Und er, der der Schüler Karls gewesen war in vollendeter Eitelkeit, wurde noch einmal sein Schüler. Gegen den Meister. Er lag mit dem kaiserlichen Heere vor Magdeburg als Vollstrecker der Reichsacht. Und plötzlich erhob er sich, riß das Heer mit sich gegen den Kaiser, der „viehischen Knechtschaft" ein Ende zu machen, jagte Karl V. vor sich her, erwirkte im Passauer Vertrage die Befreiung des Landgrafen von Hessen und bereitete den Religionsfrieden vor, der auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1555 zustande kam. War es auch kein bequemer Friede, da er jeglichen Glaubenswechsel von dem Willen der Landesfürsten abhängig machte und die

geistlichen Stände beim Übertritt mit Verlust ihrer Würden und Einnahmen bedrohte, so war doch in ihm die Anerkennung der evangelischen Kirche endlich rechtlich ausgesprochen.

Hiernach erkannte denn auch der Kurfürst von Brandenburg das Recht des Papstes, eine Kirchenversammlung nach Trident zu berufen, nicht mehr an, in voller Gemeinsamkeit mit den übrigen evangelischen Fürsten, und das von römisch-katholischer Seite allein beschickte Konzil erklärte, entsprechend den dogmatischen Festsetzungen auf protestantischer Seite, die kirchlichen Streitpunkte als katholisches Dogma. Dadurch war der Riß verewigt.

Joachim Hektor aber führte eine lange, friedliche und reich gesegnete Regierung in Kurbrandenburg. Und so sehr wußte er sich mit den Ständen zu stellen, daß sie ihm gegen mancherlei Privilegien gern die Mittel gewährten, eine glänzende Hofhaltung zu führen, nach der sein Herz stand. Das kirchliche Leben hatte er gefestigt, die Schulen, gänzlich verkommen unter der Mißwirtschaft unwissender Geistlichkeit, gereinigt, die Universität zu Frankfurt an der Oder durch Berufung tüchtiger Lehrkräfte im Ansehen Deutschlands gehoben und Stadt und Land mit prächtigen Bauten geschmückt. Was aber Joachim Hektors Regierung unvergeßlich machen sollte, waren zwei Handlungen, die er vollzog.

Durch Heirat seiner Kinder erwarb der Kurfürst das Erbrecht auf schlesische Lande. Mit Herzog Friedrich II. von Liegnitz, Brieg und Wohlau schloß er im Jahre 1537 eine Erbverbrüderung, derzufolge bei Erlöschen des herzoglichen Mannesstammes die schlesischen Lande an die Kurfürsten von Brandenburg, bei Erlöschen des Hohenzollernstammes die böhmischen Lehnsgüter der Mark an

die Herzöge von Liegnitz fallen sollten. Diesen Vertrag sollte zweihundert Jahre später ein anderer Hohenzoller mit dem Schwert gegen eine Welt voll Feinde behaupten.

Die zweite Handlung aber, die Joachim Hektor vollzog, bereitete das Königreich vor. Mit Hilfe seines vertrauten Kanzlers Lampert Dieſtelmeyer erwirkte er die Mitbelehnung über das Herzogtum Preußen.

Beide Brüder, Joachim Hektor und Johann von Küſtrin, verſchieden wenige Tage nacheinander im Jahre 1571.

Kurbrandenburg vom Haff bis an den Rhein.

n eins zuſammengeſchmolzen war wieder Kurmark und Neumark, denn Johann von Küſtrin hatte keinen Sohn hinterlaſſen. Aber die Schuldenlaſt des Landes war zu einer ſchwindelnden Höhe emporgewachſen. Joachim Hektor hatte das Rechnen nie gelernt.

Da kam der eiſerne Beſen.

Aus freiwilliger Verbannung kehrte der Erbe heim, Kurfürſt Johann Georg. Was er von ſeinem Vater her an Räten und Günſtlingen vorfand, ließ er einſperren, ihre Vermögen beſchlagnahmen. Denn ſein aller Fröhlichkeit abholder Sinn machte ſie verantwortlich für das verſchwenderiſche Leben bei Hofe und ſah Spitzbuben in ihnen und ungetreue Haushalter. Und ſelbſt der treueſten einer, Thomas Mathias, der Bürgermeiſter Berlins, wurde durch die Härte des neuen Herrn ſeiner ganzen Habe beraubt und kam im Elend um. Von der Härte zur Grauſamkeit aber war nur ein Schritt bei dem früh verbitterten Fürſten.

Da war ein Jude Lippold, der nach der Judenvertreibung unter Joachim Neſtor von Joachim Hektor wieder ins Land gelaſſen worden war ſamt vielen ſeiner Stammesbrüder. Denn Joachim Hektor brauchte, wie immer, Geld, und die Juden hatten ein hohes Schutzgeld zu entrichten. Lippold, der Leibarzt, wußte ſich in Joachim Hektors Gunſt durch Vermittlung von Geldgeſchäften ſo ſehr feſtzuſetzen, daß der Kurfürſt ihn zu ſeinem Münzmeiſter machte. Die Ehrungen des Kurfürſten aber waren dem Juden dergeſtalt zu Kopfe geſtiegen, daß er bald auf eigene Fauſt ein Wuchergeſchäft ſchlimmſter Sorte er-

richtete, woran sich seine Stammesbrüder schnell ein Beispiel nahmen. Kein Wunder, daß der Haß des Volkes sich blindlings gegen ihn wandte und sich in Beschuldigungen bis zur Anklage des Mordes, begangen an seinem Wohltäter, dem Kurfürsten selber, verstieg.

Der neue Herr packte ihn mit harter Faust. Mit allzu harter. Denn obschon die Untersuchung der kurfürstlichen Leiche nicht den geringsten Beweis für einen gewaltsamen Tod zutage förderte, gar nicht zu gedenken, daß der Jude Lippold nur das größte Interesse an einem langen Leben Joachim Hektors hätte haben können, ließ der neue Herr ihm dennoch auf der Folter das Geständnis entreißen, seinen Kurfürsten bestohlen, betrogen und vergiftet zu haben, und ihn auf dem Neuen Markte zu Berlin unter den grausamsten Qualen, die ein Hirn erdenken konnte, zur Hinrichtung bringen. Sämtliche Juden aber wurden zum zweiten Male aus den Marken verjagt.

Den Bürgern lag er ob mit strengen Vorschriften für ihre Haushaltungen und peinlich genauen Kleiderordnungen und strafte jede Verschwendung, baute aber selber das kurfürstliche Schloß zu Berlin so herrlich aus, daß es nach zeitgenössischem Urteil in Deutschland nicht seinesgleichen hatte.

Immerhin erreichte er es durch sein sparsames, oft geiziges Regiment und eine neue Verteilung der Lasten, daß die Schulden des Landes getilgt wurden. Und neuer Wohlstand und Gewerbetätigkeit blühten auf in den Marken, als der Kurfürst den von Philipp II. vertriebenen niederländischen Protestanten Zuflucht in seinen Landen schenkte. In Berlin aber, im ehemaligen Kloster der Franziskaner, auch „die grauen Brüder" genannt, errichtete er im Jahre 1574 das erste Gymnasium der Hauptstadt.

Doch wie er selber dem Vater entgegen gewesen war, so sollte auch er den Widerstand des Sohnes spüren. Der Kurprinz Joachim Friedrich widersetzte sich aufs heftigste dem Plane des alternden Kurfürsten, seine Lande testamentarisch unter seine Kinder zu verteilen, und das Recht war mit ihm. Er berief sich auf das Hausgesetz Albrecht Achilles' und wandte sich nach dem im Jahre 1597 erfolgten Tode Johann Georgs an den Familienältesten, den Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach, der, hochbetagt und kinderlos, den Streit dadurch schlichtete, daß er die eigenen fränkischen Fürstentümer Ansbach und Bayreuth den beiden jüngeren Brüdern des Kurfürsten zuwandte, seinen Besitz in Schlesien aber, das Herzogtum Jägerndorf, dem Sohne des Kurfürsten vermachte. Der große Gewinn für Kurfürst Joachim Friedrich aber und für die Entwicklung des ganzen Landes blieb, daß das Hausgesetz Albrecht Achilles' ein für allemal seine Bestätigung fand, „die Mark mit ihren Besitzungen und Anwartschaften hinfort niemals geteilt werden dürfe und stets dem Erstgeborenen des kurfürstlichen Hauses zuzufallen habe".

Zehn Jahre nur regierte Joachim Friedrich. Im Reisewagen traf ihn der Schlag, nahe Köpenick, im Jahre 1608.

Was er für Brandenburg tat, erscheint klein an den Kriegstaten früherer Regenten gemessen. Und doch steht es ihnen an innerer Bedeutung nicht nach. Denn Kurfürst Joachim Friedrich legte durch die Errichtung eines ständigen Geheimratskollegiums den Grundstein zu einer Landesverwaltung, die dereinst als preußische Verwaltung vorbildlich für alle Welt werden sollte. Und hatte sein Vater das Gymnasium zum Grauen Kloster gestiftet, so stiftete er das Joachimthalsche Gymnasium.

Höher ging seines Nachfolgers Johann Sigismunds Ehrgeiz. Wie gebannt hing sein Blick an dem Herzogtum Preußen, und seine ganze staatsmännische Klugheit bot er auf, dieses polnische Lehensland in den Besitz seines Hauses zu bringen. Vom deutschen Ritterorden in jahrhundertelangen Kreuzzügen und Kämpfen erobert und behauptet, von den größten der Hochmeister Hermann von Salza und Heinrich von Knipprode mit Städten und Burgen besiedelt und zu einer Blüte gebracht, die das Staunen und den Neid der Nachbarvölker hervorrief, erlitt die Landesherrschaft den ersten Stoß durch den sittlichen Rückgang der Ordensritter, die, stolz und reich geworden durch ihre Erfolge, in Saus und Braus ihre Tage verbrachten; den zweiten Stoß aber — es war im Jahre 1410 — durch die Niederlage in der Schlacht bei Tannenberg, in der der Polenkönig Wladislaus Polen und Litauer, Masovier und Tartaren, Schlesier, Böhmen und Mähren gegen das Ordensheer losließ und es, trotzdem die alte Tapferkeit der Ordensritter furchtbar erwachte und Tausende der Mannen Wladislaus' in die Ewigkeit sandte, vernichtete. Alles Land fiel dem Polenkönig zu, und nur die Marienburg wurde von dem mutigen Komtur Heinrich von Plauen so nachdrücklich verteidigt, daß sich die feindlichen Stürmer die Zähne einbissen und der Pole im Frieden von Thorn dem Orden seine Länder bis auf weniges zurückgeben mußte.

Aber es ging bergab mit der Bedeutung des Ordens, der nach Heinrich von Plauens Beseitigung wieder in das frühere Lotterleben zurückgefallen war. Der Adel und die Städte Preußens empörten sich gegen die Mißwirtschaft und riefen den Polenkönig Kasimir IV. zur Hilfe. Noch einmal peitschte der Hochmeister Heinrich von Reuß

das Ehrgefühl seiner Ordensritter auf, und sie schlugen Kasimir bei Konitz so jämmerlich, daß er nicht mehr als das nackte Leben rettete und bei der hastigen Flucht selbst seine Krone im Stiche ließ.

Es war das letzte Aufflammen der deutschen Ordensherrlichkeit. Geldmangel und der Haß des Landes lasteten auf ihr, und als plötzlich der Pole wieder im Land erschien und die Marienburg durch Verrat der unbezahlten Söldner in seinen Besitz gelangte, kam rasch das Ende. Nur Ostpreußen noch unterstand der Regierung des Hochmeisters, der es zudem als polnisches Lehen empfing. Westpreußen wurde mit Gewalt polonisiert.

Niedergebrochen war der Stolz der Deutschordensritter, und in langen Jahren der Scham und Not sahen sie sich nach einem Manne um, fähig, die einstige Größe wiederherzustellen. Und ihr Blick fiel auf den Hohenzoller Albrecht von Brandenburg-Ansbach, einen Enkel Albrecht Achilles' und Neffen des Polenkönigs Sigismund. Im Jahre 1511 nahm Albrecht die Wahl zum Hochmeister an. Er sollte der letzte Hochmeister sein.

Luthers Lehre war ins Preußenland eingezogen, und bald fiel ihr das ganze Land zu. Mehr und mehr bröckelte der Orden ab, und viele der Ritter traten zum lutherischen Glauben über und damit in die Welt zurück. Auch der Hochmeister Albrecht trat in enge Beziehungen zu Luther und den Reformatoren, und Luther war es, der ihm den Gedanken eingab, die niedergehende Ordensherrschaft in ein von lutherischem Geiste durchwehtes weltliches Fürstentum umzuwandeln. König Sigismund von Polen, der ewigen Kämpfe müde, willigte ein. Und im Jahre 1525 fand zu Krakau die Belehnung Albrechts mit dem Herzogtum Preußen statt.

Er starb nach langer Regierung 1568.

Das war die Stunde, in der der Kurfürst von Brandenburg, Joachim Hektor, es durchzusetzen verstand, mitbelehnt zu werden für den Fall des Aussterbens der fränkischen Herzogslinie.

Herzog Albrechts von Preußen Sohn, Albrecht Friedrich, war beim Tode des Vaters ein fünfzehnjähriger Knabe. Von seinen Vormündern hart angelassen und frühzeitig vermählt mit der Prinzessin Eleonore von Cleve, verfiel er bald in eine so tiefe Gemütskrankheit, daß eine Regentschaft für ihn eingesetzt werden mußte, die vom Jahre 1603 an der Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg übernahm. Aus staatsmännischer Klugheit aber vermählte der Brandenburger seinen Sohn Johann Sigismund mit einer Tochter des geistesumnachteten Herzogs, der ohne männliche Erben geblieben war.

Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg geworden, griff zu. In Königsberg gelang es ihm, die Vormundschaft über Herzog Albrecht Friedrich zu erhalten. Er blieb im Lande, sein Ziel unbeirrt im Auge. Die Belehnung folgte, allen Hindernissen zum Trotz, und als der arme Kranke im Jahre 1618 verschied, war der Kurfürst von Brandenburg Herzog von Preußen.

Bis über das Haff hinaus hatte der kurbrandenburgische Staat seine Grenzen nach Osten gerückt. Längst schon richtete er sich ein, seine Hand auf ferne westliche Länder zu legen. An den Niederrhein ging der Flug.

Johann Sigismund war vom lutherischen Glauben zum calvinistischen Glauben übergetreten, vom lutherischen zum reformierten Bekenntnis. Den eifrigen Anhängern Zwinglis und Calvins war an der lutherischen Kirche noch

zuviel der katholischen Überlieferung hängen geblieben, und bei der heftigen Beseitigung und Reformierung gab es einen gleichen Riß zwischen Lutheranern und Reformierten, der unüberbrückbar schien. In Berlin kam es zu wüsten Auftritten, als der reformierte Hofprediger auf höheren Befehl die aus katholischen Zeiten beibehaltenen Bilder, Kruzifixe und Altäre aus der Domkirche entfernen ließ, und des Fürsten Übertritt machte in Brandenburg wie in Preußen böses und erregtes Blut. Mitbestimmend bei des Kurfürsten Religionswechsel aber schienen Ereignisse gewesen zu sein, die am reformierten Niederrhein, in den Herzogtümern Jülich und Cleve, vor sich gingen.

Der letzte Erbe der durch Erbverbrüderung vereinigten Herzogtümer, Johann Wilhelm, war irrsinnig, seine Schwester Maria Eleonore nach dem Erbfolgegesetz daher berufen, zur Regierung zu gelangen. Maria Eleonore von Cleve aber war die Gemahlin des kranken Preußenherzogs geworden, und ihre Ansprüche gingen durch die Vermählung ihrer ältesten Tochter Anna mit Johann Sigismund von Brandenburg auf den Hohenzoller über. Alle Hebel setzte die katholische Hofpartei in Jülich und Cleve in Bewegung, das Land in katholische Hände zu bringen, und selbst der Kaiser, Rudolf II., sagte seine Hilfe zu. Die benachbarten Niederlande aber, durch des zielbewußten Fürsten von Oraniens Tapferkeit eben erst vom spanisch-katholischen Joche befreit, schlugen sich auf die Seite ihrer evangelischen Glaubensgenossen, und das Zünglein an der Wage stand.

Kaum hatte der irrsinnige Herzog die Augen geschlossen, als Johann Sigismund von Brandenburg die jülich-clevischen Lande mit Beschlag belegen ließ. Aber schon war der Pfalzgraf von Neuburg auf dem Plan, der als Sohn

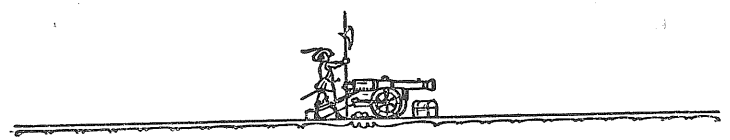
einer noch lebenden Schwester des Verstorbenen die besseren Rechte auf die Erbschaft zu haben glaubte. Gleich schoß eine ganze Anzahl Prätendenten aus der Erde, und der Kaiser hatte Veranlassung, sich in den Streit zu mischen. Der Brandenburger aber und der Pfalz-Neuburger schlossen schleunigst zu Dortmund 1609 einen Vertrag und übernahmen bis zur weiteren Klärung gemeinsam die Regierung. So leichten Kaufs wollte ihnen der Kaiser die schönen Lande, die er selber einzuziehen hoffte, nicht überlassen. Er ließ marschieren. Die beiden Fürsten jedoch ließen nicht mit sich spaßen. Auch Johann Sigismund trat der Union, der Vereinigung evangelischer Fürsten bei, zu deren Gründern der Pfalzgraf von Neuburg zählte, während die katholischen Fürsten sich in der Liga zusammenschlossen und ins Feld ritten.

Ein persönliches Zerwürfnis zwischen dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Pfalzgrafen von Neuburg, das der Brandenburger mit einer Ohrfeige beendete, brachte ein neues Bild. Wütend trat der Pfalzgraf zur kaiserlichen Partei über, bekannte sich zum katholischen Glauben und öffnete spanischen Truppen das jülich-clevesche Land. Der Oranier aber hatte nicht geschlafen und besetzte mit seinen Niederländern für Kurbrandenburg die Städte. Um die Länder von der Kriegsnot zu befreien, verstanden sich endlich der Kurfürst und der Pfalzgraf zu einem neuen Vertrag, der im Jahre 1614 zu Xanten am Niederrhein abgeschlossen wurde und der eine Teilung der Herzogtümer dahin vornahm, daß das Herzogtum Cleve und die Grafschaften Mark, Ravensberg und Ravenstein Brandenburg zugesprochen wurden.

Johann Sigismund starb im Jahre 1619 zu Berlin. Wenige Wochen zuvor hatte er die Regierung in die Hand

seines Sohnes Georg Wilhelm gelegt. Nicht zum Heile Brandenburgs.

Der gewaltigste Krieg, den die Welt gesehen, der in buntem Wechsel religiöser und politischer Beweggründe dreißig Jahre hindurch Deutschland verwüsten sollte, stand vor der Tür und pochte gar bald an die Tore der Marken. Der Tag war da, an dem der so schnell emporgewachsene Staat seine Bedeutung vor aller Welt bekunden sollte. Kurfürst Georg Wilhelm aber, Herr vom Haff bis an den Rhein, war dieser Führermission nicht gewachsen.



In den Schrecknissen des dreißigjährigen Krieges.

Im alten Hussitenlande Böhmen loderte die Fackel auf. Wohl suchte die Politik des Kaisers Mathias in seinen Landen zwischen Protestantismus und Katholizismus zu vermitteln. Doch die böhmischen Protestanten, auf den auch vom Kaiser beschworenen Majestätsbrief pochend, der ihnen freie Religionsübung zusicherte, glaubten sich durch Sperrung eines Kirchenbaues und mannigfache Verbote in ihren heiligsten Rechten verletzt, und nach leidenschaftlichen Auseinandersetzungen zwischen ihnen und der Partei des Erzherzogs Ferdinand, der die böhmische Verwaltung führte, kam es am 23. Mai 1618 in Prag zur offenen Empörung. Da stürmten die entflammten Scharen in wildem Zorne zur Prager Hofburg, jagten die kaiserlichen Statthalter Slavata und Martinitz von Zimmer zu Zimmer, fingen sie und stürzten sie durch die Fenster kopfüber in die Straßengräben.

Mathias starb, und Erzherzog Ferdinand, 1619 König von Böhmen und deutscher Kaiser geworden, sah nur das eine Ziel: den Protestantismus mit der Wurzel auszurotten. Böhmen, Mähren, Schlesien und Lausitz sagten ihm den Gehorsam auf und riefen den protestantischen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz als ihren König ins Land, das Haupt der „Union". Und ohne Zögern fiel die katholische „Liga" unter Herzog Maximilian von Bayern und General Tilly in Böhmen ein, zwang Friedrich von der Pfalz, der vergeblich nach seinen Bundesgenossen rief,

am weißen Berge bei Prag zur Schlacht und zertrümmerte an einem Tage seinen kurzen Königstraum.

Georg Wilhelm von Brandenburg aber, obschon des Pfälzers Schwager, hatte sich nicht gerührt.

Und der Unentschlossene rührte sich nicht, als der Kaiser zu neuem Schlage gegen den protestantischen Glauben ausholte, die Kurwürde dem protestantischen Hause Pfalz nahm und sie dem katholischen Bayern gab, der Kräfte Gewicht zu seinen Gunsten verschiebend. Da war es dem Kaiser ein leichtes, den neuen Glauben in seinen Erbländern auszurotten mit Feuer und Schwert. Denn auch der zweite und letzte der protestantischen Kurfürsten, der Kurfürst von Sachsen gab hilflos dem Kaiser nach. Wie erstarrt lag Deutschland.

Und das Ausland kam und machte die protestantische Sache zur eigenen, und der König von Dänemark, Christian IV., tat, was des Kurfürsten von Brandenburg Amt gewesen wäre und stellte sich, von England mit Subsidiengeldern unterstützt, an die Spitze der Evangelischen. Kurfürst Georg Wilhelm aber, von seinem katholischen und in Brandenburg verhaßten Minister Graf Schwarzenberg geleitet, raffte sich auch jetzt nicht auf, obwohl ihm zwei Tapfere, der ritterliche Graf von Mansfeld und der heldenkühne Herzog Christian von Braunschweig ein beschämendes Beispiel boten. Da kümmerte sich weder Freund noch Feind um den farblosen Mann, der es mit keinem verderben wollte, und wie die Dänen, so hauste der kaiserliche General Wallenstein in den Marken, die beider Parteien wehrlose Proviantkammer bildete.

Schlecht mußte es bei solchen Zauderern um die evangelische Sache stehen, hielten doch diesen Uneinigen gegenüber die katholischen Fürsten wie ein Mann zusammen.

Bei Lutter am Barenberge schlug Tilly die Dänen aufs Haupt, und Wallenstein, in Schlesien Sieger geblieben, schlug den Dänenkönig vollends aus Deutschland heraus und nahm ganz Holstein, Schleswig und Jütland in Besitz. Um seinen Kurhut besorgt, hielt sich Kurfürst Georg Wilhelm ängstlich gut Freund mit dem Kaiser, und des Kaisers Generale und Obristen brandschatzten die Mark, und ihre Soldateska plünderte und mordete, stahl und vergewaltigte, daß es ein Greuel war. Die „befreundete" Mark lag niedergebrannt und verwüstet, wie in schlimmsten Kriegszeiten.

Jetzt aber zeigte Kaiser Ferdinand seine wahre Absicht. Das Restitutionsedikt befahl die Herausgabe aller seit 1552 eingezogenen katholischen Güter und ließ den Augsburger Religionsfrieden nur für die Lutherischen, nicht für die Reformierten gelten. Den Herzögen von Mecklenburg aber nahm er Krone und Land als ungehorsamen Reichsfürsten und schuf aus Wallenstein den neuen Herzog an ihrer Statt. So bereitete der Kaiser das erbliche Kaisertum für sein Haus und die Alleinherrschaft in Deutschland vor.

Offenen Auges starrte Kurfürst Georg Wilhelm in die Schrecken, die ihn zu verschlingen drohten, starrte und — rührte sich nicht.

Da scholl eine Kunde von Pommers Küste. Scholl durch die Lande wie ein Fanfarenstoß und wurde verspottet und verlacht. König Gustav Adolf von Schweden hatte das evangelische Banner entrollt, da sich kein deutscher Fürst zu diesem Wagnis fand, war mit einem kleinen Heere von 15000 Mann an Pommerns Küste gelandet und verkündete als seine erste Königspflicht, Gott, dem Beherrscher aller Könige, ohne Murren zu gehorchen. Auf den Knien lag er inmitten seines Heeres auf dem verwüsteten

deutschen Boden und betete zum Herrn der Heerscharen um glückliches Gelingen. Es war das Jahr 1630.

Und der große politische Pläne wägende Mann warf sich mutig auf den übermächtigen Feind, trieb ihn von den Oderniederungen, schlug ihn aus Pommern heraus, vermehrte seine Scharen auf 30000 und stand an der Grenze Brandenburgs.

Des Kurfürsten Schwester, Marie Eleonore, war seine Frau. Und der Schwager forderte den Schwager auf, ihm das Land zum Durchzug seiner Truppen zu öffnen, sich ihm zu verbünden wider den Feind des Evangeliums. Angstvoll wehrte Georg Wilhelm ab. Lagen doch die Kaiserlichen in den Marken und drohten mit Verheerung. Da brach Gustav Adolf die unnützen Verhandlungen ab, eröffnete sich gewaltsam den Weg in die Neumark, und die Kaiserlichen zogen sich vor ihm bis nach Schlesien hinein. Hinterdrein, ins Herz Österreichs hinein! hieß die Losung. Aber ein Notruf gellte durch die Luft und ließ den siegreichen König aufhorchen in Weh und Zorn. Von Magdeburg, der evangelischen Stadt, gellte der Notruf, von Magdeburg, der verlassenen, die sich bis aufs Messer wehrte gegen Tillys und Pappenheims stürmende Horden.

Sofort machte sich Gustav Adolf zum Entsatze bereit. Aber das Bündnis mit Brandenburg mußte er haben, als Rückendeckung. „Haltet aus! In drei Wochen bin ich bei euch!" ließ er den aufatmenden Magdeburgern melden. Brandenburg aber kam auch jetzt zu keinem Entschluß. Da rückte Gustav Adolf vor Berlin. „Am jüngsten Tage werdet ihr angeklagt werden, daß ihr nichts bei dem Evangelio habt tun wollen; es wird euch auch hier vergolten werden," schrieb er dem schwankenden Kurfürsten und zwang ihn endlich, die Festung Spandau einer schwedischen Besatzung

zu öffnen. Doch war kostbare Zeit verloren. Vorwärts trieb Gustav Adolf seine Scharen, Magdeburg entgegen. Durch sächsisches Gebiet mußte er, und wieder war's ein Evangelischer, der Kurfürst von Sachsen, der ihn mit Durchzugsverhandlungen aufhielt. Zu spät. Magdeburg war nicht mehr.

Jeder Mann ein Held, so hatten sich Magdeburgs Bürger und die Besatzung unter dem Schweden Falkenberg in den Schanzen und auf den Mauern geschlagen gegen 40000 Kaiserliche, fest bauend auf des Schwedenkönigs Wort. Nur noch die Stadtmauer hielten sie — und hielten sie mit Einsetzung ihres letzten Lebens. Da versprachen Tilly und Pappenheim ihren Horden das Ketzernest als freie Soldatenbeute.

Es war am Morgen, und die Nachtwachen waren eben von den Mauern zurückgezogen. Da warfen sich die Kaiserlichen von zwei Seiten aus im Sturme auf die Stadt und über die Mauern in die Stadt. Nicht mehr das Banner des Kaisers, das Banner des Frevels wehte ihnen voran. Männer, Weiber und Kinder wurden hingemetzelt, erwürgt, ersäuft, Frauen vor den Augen der Männer geschändet und gemordet, das Heiligste unflätig beschmutzt, der Hausrat in Trümmer geschlagen und auf die Gasse geschleudert. Noch hatte die eigentliche Plünderung nicht begonnen, als die unglückselige Stadt in qualmende Rauchwolken eingehüllt war, aus der eine einzige Lohe blutend gegen den Himmel schlug. Irgendwer hatte Feuer an die Stadt gelegt, und am Abend ragte nur noch der Dom über die Entsetzensstätte hinaus, die einst eine der blühendsten Königinnen des Landes gewesen war. Bis auf wenige Fischerbaracken kein Haus, von 35000 Einwohnern 30000 hingeschlachtet. Und in Blut und Trümmern sich wälzend

eine viehisch betrunkene Soldateska, die die „Magdeburger Hochzeit" feierte.

Gustav Adolf schrie auf, als ihm die Kunde ward. Und dieser Schrei war ein Gelöbnis: Keine Schonung mehr. Nun mußte Kurfürst Georg Wilhelm heran, oder Brandenburg wurde schwedisch. Vor Berlin stand Gustav Adolf mit seinem ganzen Heere. Da schloß der Kurfürst ein Bündnis mit ihm. Und nun beeilte sich auch Sachsen und sandte 20000 Mann, denn schon hatte Tilly Leipzig genommen. Dort suchte ihn Gustav Adolf auf, und in der Ebene von Leipzig warf er sich auf den verhaßten Greueltäter. „Gott mit uns, — Gott mit uns!" Mitten im Feinde schon scholl das schwedische Feldgeschrei, und ob die Sachsen auch versagten, Gustav Adolf selber führte die Seinen, und mit ihm Herzog Bernhard von Weimar, der das Fürchten nicht kannte, und sie zertrümmerten Tillys Heer, der verwundet aus der Schlachtlinie geschafft werden mußte, und gewannen den Tag.

Weiter, immer weiter! Rache für Magdeburg!

Nun hoben auch die evangelischen Fürsten und Völker Deutschlands ihr Haupt. Bis zum Rheine wurden die Lande durch Gustav Adolf gesäubert. Und vom Rheine zum Lech eilte er, schlug Tilly abermals, der sein Leben verlor, und unterwarf das ganze katholische Bayern den protestantischen Waffen.

Des Kaisers Macht war dahin. Keinen Feldherrn hatte er mehr, um ihn dem alles bezwingenden Schwedenkönig entgegenzustellen. Tilly tot, Herzog Maximilian von Bayern besiegt, Wallenstein grollend in Ungnade. Da demütigte der Kaiser seinen Stolz und rief Wallenstein zurück in die Sonne kaiserlicher Gunst und machte ihn zum unumschränkten Herrn im Felde. Und der große Glücks-

ritter erschien und warb auf eigene Kosten ein Heer und lagerte sich mit 50000 Mann den 19000 Schweden gegenüber bei Nürnberg. Aber er tat keinen Schlag. Noch tiefer sollte der Kaiser seine Demütigung fühlen.

Da zog Gustav Adolf ab, und jäh wandte sich Wallenstein gegen Bernhard von Weimar. In Eilmärschen rückte Gustav Adolf dem ritterlichen Freunde zu Hilfe, und am 16. November des Jahres 1632 stießen sie bei Lützen auf Wallensteins Heer. Die Hände faltete der Schwedenkönig zu einem stillen Gebet. Um ihn sangen seine Regimenter den Morgenchoral. „Nun drauf und dran!“ rief Gustav Adolf, „Gott will es!“ Weit den andern voraus, sprengte er in den Feind, jubelnd die Seinen ihm nach. Furchtbar wütete die Schlacht. Aber des Helden Degen winkt: vorwärts! Wieder blitzt sein Degen auf. Mitten aus einem Haufen feindlicher Reiter. Schüsse fallen. Durchbohrt sinkt der Schwertarm. Noch einmal ein Schuß aus nächster Nähe, der des Helden Rücken durchbohrt. Ein Notruf: „Mein Gott — —“, und über den entseelten Körper dahin brausen die Rosseshufe.

„Der König!“ schreien die Schweden auf. „Der König!“ schreit Bernhard von Weimar. Fort mit den Tränen in die Kehle zurück! Fort mit den Klageliedern! Bis der Tag ihm doch gehört, dem toten König. Und Bernhard von Weimar sprengt an die Spitze der verwaisten Regimenter und wirft sich mit zusammengebissenen Zähnen auf die Übermacht. Und als der Tag sank, stoben die Kaiserlichen in wilder Flucht von dannen und ließen unter ihren Toten auch Pappenheim, den großen Reitergeneral.

Gewonnen war die Schlacht, aber verloren ging aufs neue die evangelische Sache. Wohl mühte sich Gustav Adolfs kraftvoller Kanzler Oxenstierna, die Einig-

keit aufrecht zu erhalten, aber in Stolz und Sorge wollten sich die Kurfürsten Sachsens und Brandenburgs seiner Leitung nicht beugen, schwankten aufs neue hin und her und schlossen endlich mit dem Kaiser den Prager Frieden.

Da nahmen Bernhard von Weimar und der schwedische Feldherr Baner die evangelische Sache in eigene Faust, und die schwächliche Mark wurde zum Hauptkampfplatz erkoren. Ob die Schwedischen, ob die Kaiserlichen in Dörfer und Städte rückten: der letzte Ziegel mußte her. Hin und wider wogte Kampf und Erfolg. Der Schwedengeneral Wrangel preßte Berlin bis auf den letzten Groschen aus, die Kaiserlichen aber benahmen sich in dem protestantischen Lande wie die Barbaren, verwüsteten die Dörfer, machten vor Kirchen und Gräbern nicht Halt, gossen den gemarterten Evangelischen Jauche und Unrat in den Hals und nannten es lachend den „Schwedentrunk“.

Noch einmal brachte Kurfürst Georg Wilhelm ein Söldnerheer von 7000 Mann auf, denn der letzte Herzog von Pommern war gestorben und das Land hatte vertragsgemäß an Brandenburg zu fallen. Aber die Schweden sahen in Brandenburg feindliches Land und gaben Pommern nicht heraus. Ob die Brandenburger auch in Mecklenburg vorrückten, die Schweden warfen sie wieder zurück, und das Kriegselend wurde immer größer. In dieser Stunde aber, die wie keine andere zuvor einen ganzen Mann und Fürsten forderte, ließ Kurfürst Georg Wilhelm das brandenburgische Land im Stich und rettete sich nach Preußen, wo er bald darauf — im Jahre 1640 — verschied.

Kein Ruhmesblatt hatte er in den Lorbeer der Hohen-

zollern geflochten, der ewig Schwankende, nie Bereite. In Schutt und Trümmern lag das Land, verächtlich geworden Freund und Feind. Und dennoch ließ Gott, der Kurbrandenburg liebte, auch diesen Mann nicht ohne eine Gabe an Kurbrandenburg dahin. Georg Wilhelm hinterließ einen Sohn, hinterließ Friedrich Wilhelm, den großen Kurfürsten.

Der große Kurfürst auf dem Plan.

Ein zwanzigjähriger Jüngling trug den Kurhut Brandenburgs, die Lehensfahne Preußens, die Herzogswürde Cleves.

Ein zwanzigjähriger Jüngling war in drei Staaten zur Herrschaft gelangt, die, räumlich weit getrennt, ihren eigenen Verfassungen folgten und nichts miteinander gemein hatten als den jungen Herrscher.

Und auch dieses Herrschertum schien nicht mehr als eine Namensherrschaft. In den brandenburgischen Festungen lagen kaiserliche Garnisonen, Preußen war seit des deutschen Ordens Niederbruch polnisches Lehensland, und nach Cleve griffen immer wieder die Ansprüche der Pfalz-Neuburger, durch spanische Truppen unterstützt.

Dazu ein verwüstetes Stammland, leere Kassen und einen herabgeminderten Namen.

Heißen Herzens, aber kühlen Blicks trat Friedrich Wilhelm die Erbschaft an. Was er in der Jugend durchlebt hatte, hatte ihn frühreif und kugelfest gemacht. Während des Dänenkönigs Kriegszug durch die Marken als Siebenjähriger nach Küstrin in Sicherheit gebracht und sorgsam dort erzogen, stand er als elfjähriger Knabe zum ersten Male Auge in Auge mit Gustav Adolf, dem großen, ruhmgekrönten Ohm. Zu Frankfurt an der Oder war's, wo der Schwedenkönig den Neffen empfing. Und der König gedachte beim Anblick des schönen, ernsten Knaben seiner kleinen wilden Tochter daheim, und der Gedanke stieg in ihm auf, Christinens Hand einst in die Hand Friedrich Wilhelms zu legen und wie ihre Geschicke die Geschicke Schwedens und Brandenburgs zu einer großen protestantischen Staateneinheit zu verbinden. So

seltsam stark berührte ihn des Knaben Art, daß der große Held zu seiner Umgebung sprach: „Von diesem jungen Prinzen wird die Welt noch einmal zu reden bekommen."

Vierzehn Jahre alt, begab sich der Kronprinz nach Holland. Vier Jahre hatte man ihm zu seiner Ausbildung eingeräumt. Er nutzte sie nach Kräften. Auf der weltberühmten Universität Leyden lag er seinen Studien ob und bereicherte sein Wissen. Die größte Lehrmeisterin aber war ihm das Leben selbst, das nirgends stärker in Handel und Gewerbe pulsierte als im räumlich kleinen Holland, dessen Schiffe alle Meere befuhren, dessen blühende Kolonien in allen Erdteilen lagen. Staunend gewahrte der junge Kurprinz die Reichtümer, die unermüdlicher Fleiß, geschirmt durch starkgewappnete Faust, in das Land trug, und beklommener noch gedachte er des Elends in den heimischen Marken. Lernte er aber den Segen von Handel und Verkehr in so reichem Maße erkennen, so auch die Mittel, die ihn hervorriefen und schützten, das schlagfertige Heer in des Statthalters, des Prinzen von Oranien, Hand, die schlagfertige Flotte unter dem Kommando überlegener Admirale. Und die staatsmännische Klugheit des Oraniers, an dessen Haus er sich eng anschloß, wurde für ihn zur Schule der Diplomatie und Strategie.

Achtzehnjährig, wurde Friedrich Wilhelm auf des Ministers Schwarzenberg Rat zurückgerufen, denn der österreich-freundliche Ratgeber Georg Wilhelms fürchtete, der Kaiser möge ungehalten werden über den innigen Verkehr mit dem ihm feindlichen Holland. Einen dumpfen Haß gegen den allmächtigen Schwarzenberg im Herzen kehrte der Kurprinz widerwillig heim und lebte zurückgezogen und beobachtend am Hofe zu Königsberg bis zu seines Vaters baldigem Tode.

Der zwanzigjährige Kurfürst stand allein in seinen von Freund und Feind zerrissenen Ländern. Da bereitete sich in seiner Seele der Plan vor, allein zu bleiben, sich selbständig zu machen von Freund und Feind, mit allen Mitteln der Staatsklugheit, die er erlernt hatte, und mit allen Mitteln des Schwertes, das er sich zu schaffen gedachte. Nicht schwedisch, nicht kaiserlich: Brandenburg hieß die Parole! Schweden oder der Kaiser, sie sollten dazu dienen, dieser Parole Geltung zu verschaffen.

Und gerade jetzt blickten beide Parteien mehr als je nach Frankreich hinüber, das Österreichs wachsende Macht mit Argwohn verfolgte und den Schweden unterstützte und ausspielte.

Mit aller Vorsicht begann Friedrich Wilhelm seinen Weg. Um Österreich nicht auf die Fährte zu lenken, behielt er den verhaßten Schwarzenberg als Minister bei, beschnitt ihm aber so schnell und so sehr seine Machtbefugnisse, daß der ehrgeizige Mann die veränderten Verhältnisse nur wenige Monate überlebte. Den Kommandanten und Offizieren der Festungen, in denen er keine neuen kaiserlichen Garnisonen duldete, gab er auf, den Eid der Treue ihm als dem Landesherrn zu leisten, und nicht dem Kaiser. Doch nur der Oberst von Burgsdorf in Küstrin kam dem Befehle nach. Da entließ Friedrich Wilhelm die Zaghaften. Und von Burgsdorf unterstützt, faßte er den Plan, an Stelle der von Fall zu Fall geworbenen Söldnertruppen ein stehendes Heer zu bilden. Unter schweren Bedingungen aber erreichte er es nur, in Warschau, vor dem Throne des Königs von Polen kniend, mit dem Herzogtum Preußen belehnt zu werden.

Er jedoch sah nur das Ziel.

Um freiere Hand in Brandenburg zu bekommen und

das Land zum Aufatmen zu bringen, schloß er mit den Schweden einen zweijährigen Waffenstillstand unter Garantie der beiderseitigen Besitzungen. Dem erzürnten Kaiser aber ließ er melden: ein Kurfürst in Brandenburg sei für den Kaiser doch wohl wertvoller als ein von den Schweden verjagter Kurfürst. Und klug hielt er sich weiter allein, so aber, daß jede Partei ihr Augenmerk auf ihn als einen gerüsteten Bundesgenossen in kritischer Zeit gerichtet hielt und die Marken fürderhin verschonte. Schätzte doch der Kurfürst die Herrschermacht des Kaisers in protestantischen Landen ebenso sehr als ein Unglück ein, wie sein Deutschtum ein Einnisten der Schweden in Deutschland verwarf.

Und vorsichtig, Schritt für Schritt, ging er weiter, und sein Plan wuchs mit ihm.

Hatte der Kaiser erkennen müssen, daß es mit der eigenmächtigen Behandlung Brandenburgs vorbei sei, so sollten die Schweden ihrerseits bald zu derselben Erkenntnis gelangen. Der Lieblingsplan Gustav Adolfs, seine Tochter Christine einst mit dem Neffen Friedrich Wilhelm von Brandenburg vermählt zu wissen, scheiterte. Der jungen Schwedenprinzessin unbändiges Temperament war nicht dazu angetan, des jungen Kurfürsten ernste Art zu fesseln, und als er sah, daß es auf der Gegenseite am rechten Ernste fehle, zum Abschluß zu kommen, vermählte er sich im Dezember des Jahres 1646 mit Luise Henriette, der Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien, Statthalters der Niederlande.

Nun aber war auch den Schweden die letzte Veranlassung genommen, in den Friedensverhandlungen zu Osnabrück und Münster, die endlich den Dreißigjährigen Krieg beenden sollten, freundschaftliche oder gar verwandtschaftliche Rücksicht auf Brandenburg zu nehmen. Sie bestanden auf Vorpommern, und da der Kaiser und viele Fürsten, eifersüchtig auf Brandenburgs Wiedererstarken, vor allem aber Frankreich Schweden in seinen Forderungen unterstützten, so mußte sich der Kurfürst darein ergeben, daß ihm der beste Teil des rechtmäßig ererbten Pommern genommen wurde.

Er tat es in der stillen Hoffnung auf einen baldigen Wandel der Zeiten.

Und der westfälische Friede, der am 24. Oktober des Jahres 1648 in Münster zustande kam, sprach den Schweden ganz Vorpommern mit der Insel Rügen, Haff und Oderniederungen mit der Insel Wollin, ferner Stettin, Gartz und Gollnow zu. An Brandenburg aber wurde angeschlossen das übrige Hinterpommern mit Kammin, und als Entschädigung für die verlorengegangenen pommerschen Landesteile die vormaligen Bistümer Minden und Halberstadt, sowie das Erzbistum Magdeburg beim Tode des gegenwärtigen Administrators. Die einzelnen Reichsstände — Fürsten und Reichsstädte — aber wurden verpflichtet, von nun an auch Andersgläubige in ihren Grenzen zu dulden, und nur in kaiserlichen Erblanden wurde eine Ausnahme gestattet.

Keiner von allen Hohenzollernfürsten hatte den Traum einer Seeherrschaft Brandenburgs so stark in sich aufgenommen, als Kurfürst Friedrich Wilhelm, der nun zu den von den Ahnen errungenen Titeln die eines Herzogs von Magdeburg, Fürsten von Halberstadt und Fürsten von Minden hinzufügte. In den reichen holländischen Seestädten war dieser Traum genährt worden, und er erschien dem Kurfürsten erst erfüllbar, wenn er die großen See- und Handelsstädte Vorpommerns zu eigen gewänne.

Dieser Gedanke leitete ihn bei seinem Tun, das seltsam krause Wege einschlagen mußte. Denn noch schmiedete er an seinem Schwert.

Ein Krieg mit Jülich zeigte ihm schnell, daß seine Waffe noch nicht schlagfertig sei. Den Wühlereien der Pfalz-Neuburger ein rasches Ende zu machen und das von ihnen behauptete Jülich und Berg endgültig mit seinen clevisch-märkischen Besitzungen wieder zu vereinen, schlug er plötzlich mit 5000 Mann los und sah sich nach den ersten hastigen Erfolgen einer Phalanx von Gegnern gegenüber, die dem Friedensstörer ernstlich zuleibe rückten. Da blieb es denn bei der alten Teilung. Friedrich Wilhelm aber nahm seine Politik der größten Zurückhaltung wieder auf.

Sein erstes mußte sein, auf den Kaiser Einfluß zu gewinnen und die alte brandenburgische Stellung im Kurfürstenkollegium zurückzuerobern. Beides gelang ihm bei den Wahlen, die Ferdinand III. anordnete, um seinen Söhnen Ferdinand und schnell nach ihm Leopold die Krone zu sichern. Kurfürst Friedrich Wilhelm lieh ihm seinen Beistand, gleichzeitig aber warf er sich zum Wortführer der protestantischen Fürsten in allen Fragen auf, in denen der von den Jesuiten beratene Wiener Hof die Bestimmungen des westfälischen Friedens zuungunsten der Protestanten auslegen wollte. So zeigte er dem Kaiser seine wohl zu beachtende Bedeutung als Bundesgenosse und machte sich endgültig erst zum Haupt der protestantischen Sache. Graf Georg Friedrich von Waldeck aber, ein großveranlagter Mann, war ihm in diesen heißen Zeiten ein kühner Berater.

Christine von Schweden, Gustav Adolfs Tochter, hatte die Krone niedergelegt, zugunsten ihres stürmisch tapferen Vetters, des Pfalzgrafen von Zweibrücken, der im Jahre

1654 als König Karl X. Gustav den Thron bestieg. Nur durch den Krieg vermochte sich das wenig reiche Schweden in seiner Großmachtstellung zu erhalten, und da der König von Polen einen Anspruch auf das schwedische Thronerbe erhob, so war die günstige Gelegenheit für Karl Gustav gegeben. Er erklärte an Polen den Krieg.

Die erste große Stunde für den Kurfürsten von Brandenburg rückte heran. Wohin die Fahrt? Zur Befreiung Preußens von der demütigenden Lehnsherrschaft Polens, oder zur Wiedererlangung Schwedisch-Pommerns und zur Gewinnung der von Schweden beschlagnahmten Seezölle? Kurfürst Friedrich Wilhelm wählte den ersteren Weg.

Die eingeleiteten Verhandlungen mit Schweden verliefen resultatlos. Karl Gustav hatte andere Pläne als Friedrich Wilhelm, und da der Kurfürst nicht bedingungslos mit ihm marschieren wollte, so brach er feurigen Mutes allein auf, drang in Polen ein, nahm Warschau und rückte im Siegesfluge gegen Krakau vor. Da eilte Kurfürst Friedrich Wilhelm mit seinem ganzen Heere in sein Herzogtum Preußen, verband sich mit den preußischen Ständen des polnischen Westpreußens und nahm zwischen beiden Parteien eine Verteidigungsstellung ein. Und sofort warf sich Karl Gustav mit überlegener Macht auf ihn. Im Vertrag zu Königsberg wurde Friedrich Wilhelm gezwungen, das Herzogtum Preußen von der Krone Schweden zum Lehen zu nehmen.

Nichts war für Brandenburg gewonnen, als sich ganz Polen gegen die Schweden erhob, in Stadt und Land den Kreuzzug predigte und mit einem gewaltigen Volksheere heranrückte. An seinen Lehensträger Friedrich Wilhelm erließ der Polenkönig den Befehl, ihm wieder zuzufallen, wolle er nicht in einen Kerker geworfen werden, wo weder

Sonne noch Mond ihm scheinen solle. Der Kurfürst, jetzt Lehensträger Schwedens in Preußen, schloß mit Karl Gustav ein Bündnis zu Marienburg, in dem ihm benachbarte polnische Landesteile zugesichert wurden.

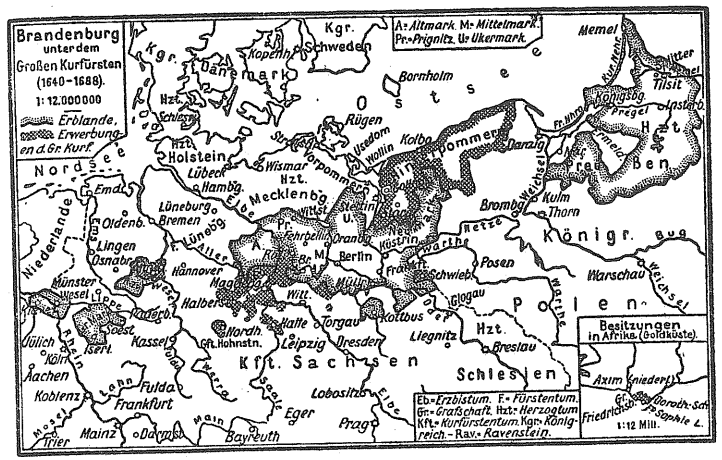
Bei Warschau stießen Brandenburger und Schweden auf das polnische Heer. Nur 18000 Mann hatten Friedrich Wilhelm und Karl Gustav hinter sich, zu gleichen Teilen brandenburgische und schwedische Soldaten. Die Polen aber waren an die 80000 stark. Da war die Annahme der Schlacht mehr als ein Wagnis. Dennoch beschlossen die Fürsten, sie zu schlagen. War doch viel Gesindel unter dem zusammengelaufenen polnischen Heere.

Das Kommando auf dem rechten Flügel übernahm der Schwedenkönig Karl Gustav. Das Zentrum stand unter dem Befehl des brandenburgischen Feldzeugmeisters Graf Sparr. Auf dem linken Flügel kommandierte Kurfürst Friedrich Wilhelm.

Drei Tage währte die Schlacht. Der Schwedenkönig griff mit der Vorhut an und warf die ihm entgegenstürmenden Polen zurück. Am nächsten Tage gewahrte Karl Gustav, daß sein Flügel im Ernstfalle keine Entwicklungsmöglichkeit hätte, und er griff zu einem tollkühnen Unternehmen. Mitten in der Schlacht zog er seine Regimenter aus dem Gefecht, und während die alleingelassenen Brandenburger unter Kurfürst Friedrich Wilhelm und Sparr den wilden Sturmangriff des gesamten polnischen Heeres wie eine Mauer aufnehmen mußten, vollführte der Schwedenkönig einen genialen Flügelwechsel vom rechten auf den linken und brauste plötzlich den Polen in die entblößte Flanke. Am Morgen des nächsten Tages aber machten Brandenburger und Schweden den Kehraus. Da fegte die Reiterei über das Feld von Praga, Warschaus Vorstadt,

und die Fußtruppen unter Sparr nahmen mit solcher Bravour die letzte polnische Reservestellung, den Pragaer Wald, daß der Polenkönig Johann Kasimir sich mit Not über die Weichselbrücke rettete, sich mit den Trümmern seines Heeres nach Warschau hineinwarf und, hinausgejagt von den Stürmenden, ohne Unterlaß weiterrannte bis nach Lublin.

Dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm aber schien es jetzt an der Zeit, die errungene Machtstellung zur Verwirk-



lichung seiner eigenen Pläne, für sein eigenes Vaterland, zu nützen. Sein Heer hatte die Feuertaufe erhalten, hatte sich ebenbürtig dem besten Heere der Welt, dem schwedischen, gezeigt, war ein Faktor im europäischen Kriegsspiel geworden. Nun führte er es in das Herzogtum Preußen zurück und ließ die Schweden die Verfolgung des Feindes allein aufnehmen, dem der Kaiser von Deutschland wie der König von Dänemark Hilfe zu leisten sich anschickten. Da bequemte sich Schweden im Vertrage zu Labiau dazu, den Kurfürsten von Brandenburg aus seiner

Lehenspflicht zu entlassen, wollte es nicht auch den Kurfürsten zum Feind. Aber auch Polen hegte jetzt den Wunsch, sich den brandenburgischen Kurfürsten zu befreunden, entließ ihn im folgenden Jahre, dem Jahre 1657, im Vertrage zu Wehlau, auch seinerseits aus derselben Lehenspflicht, und Friedrich Wilhelms erster großer Schritt war geglückt: frei von fremden Landeshoheiten geworden, war und blieb er fortan souveräner Herzog in Preußen.

Furchtbar war des Schweden Zorn, der gerade Dänemark niedergezwungen hatte und die sieggewöhnte Hand nach Norwegen streckte. Rache und Vernichtung sollte Brandenburg-Preußen treffen, das sich gegen seinen Willen mit dem Feinde vertrug. Das alles empfand der Kurfürst wohl, und hatte er nie einen Augenblick daran gedacht, um der schönen Augen des Schwedenkönigs halber das Schwert zu ziehen und seine Leute bluten zu lassen, sondern lediglich um der Erringung der preußischen Souveränität willen, so schwebte ihm jetzt das zweite Ziel vor, die Schweden für immer heimzusenden und endlich, endlich sein geliebtes Pommern ganz zu gewinnen und die Herrschaft zur See anzutreten. Das war der Hauptpunkt seiner Haus- und Staatspolitik, die des weiteren gelenkt wurde durch die Vertretung der protestantischen Interessen und die Aufgabe aller europäischer Staaten, die drohende französische „Universalmonarchie" abzuwenden.

In einem Flugblatt von kerniger, deutscher Sprache wandte sich des Kurfürsten Regierung an ganz Deutschland. Zum ersten Male in den Jahrhunderten deutscher Kämpfe, deutschen Werdens und Wachsens, deutscher Eifersucht und deutschen Niedergangs fand das Wort: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!" sein Echo. Mit dem Kaiser verbündet, dem er zur Thronfolge verholfen, führte der Kurfürst ein brandenburgisch-österreichisches Heer im September 1658 nach Schleswig-Holstein, warf die Schweden aus ihren Stellungen, setzte hinüber nach Alsen und nahm auf dem Festlande Fridericia. Wohl kreuzte eine holländische Flotte von siebzig Schiffen und 17000 Mann Besatzung in den dänischen Gewässern, doch sie war mehr erschienen, das Gleichgewicht zur See nicht beeinträchtigen zu lassen, als dem nach dem Meere drängenden Brandenburger Helfersdienste zu leisten. Und stärker noch als bisher träumte Kurfürst Friedrich Wilhelm in diesen ruhelosen Stunden von einer Waffe zur See.

Während der Kriegsstockungen, die nunmehr eintraten, legte sich Frankreich ins Mittel. Der mächtige Staat, der unter des Kardinals Mazarin allgewaltiger Leitung schon die aufgehende Sonne des zwanzigjährigen Ludwigs XIV. spürte, wünschte keine weitere Schwächung Schwedens in Deutschland, allein um das Haus Habsburg nicht zu üppig erstarken zu lassen. Und unter dem Drucke Frankreichs, das eben erst seinen Krieg mit Spanien siegreich beendet und seine schlagfertige Armee frei für einen andern Kriegsschauplatz hatte, kam am 3. Mai des Jahres 1660 der Friede zu Oliva bei Danzig zustande, in dem den Schweden ihre Besitzungen in Pommern aufs neue bestätigt werden mußten und das Recht auf Bremen, Verden und Wismar.

So hatte denn der Kurfürst von Brandenburg aus den bunten und heißen Kämpfen nichts davongetragen, als die anerkannte Souveränität im Herzogtum Preußen. Aber er ließ seinen Mißmut nicht merken und wartete auf eine günstigere politische Zeit.

Vorwärts ging das stolze und doch besonnene Spiel um

hohen Einsatz. Die Weiterbildung des stehenden Heeres erkannte der klare Blick des Kurfürsten als Hauptaufgabe, und dazu bedurfte er erhöhter Mittel. Mochten die kurzsichtigen Stände auch jammern und sich sperren, er ging über die Stände hinweg und führte nach holländischem Muster die Akzise, eine Verbrauchssteuer auf alle ausländischen und inländischen Waren, ein, die sich bald segensreich für Stadt und Land erwies, einen gerechten Ausgleich bei erhöhten Resultaten herbeiführte und ihm die Zuneigung des Volkes eintrug. So schaltete der Kurfürst den Hemmschuh der Stände aus und führte von nun an in Person die Regierung. Bald hatte er sein Heer auf 26 000 Mann gebracht, mit einer Artillerie von 72 Geschützen. Und neben General von Sparr erhob er den Reitergeneral Derfflinger zum Befehlshaber.

Vom wandernden Schneidergesellen — so berichtet die Fama — hatte sich Derfflinger unter Gustav Adolfs Leitung schnell bis zum schwedischen Obristleutnant aufgeschwungen und einen glänzenden Ruf erworben, als er in brandenburgische Dienste trat. Und das scharfe Auge Friedrich Wilhelms hatte sich in dem ehemaligen Schneider nicht getäuscht, der wie kein anderer seine Schlachten schlug und einem französischen Gesandten auf seine höhnische Frage nach dem „Schneidergeneral" bei der Tafel die Antwort zurief: „Hier ist der Mann, und hier ist die Elle, mit der ich die Hundsfötter nach der Länge und Breite messe."

Des Kurfürsten erster Minister aber war Otto von Schwerin, ein Mann von unbedingter Treue.

In seinem neuen Herzogtum Preußen zeigte sich Friedrich Wilhelm als Herr und Meister, führte eine neue Verfassung ein, um eine einheitliche Verwaltung zu ermöglichen, brach den Trotz der Stände, die die alte Verfassung nicht

loslassen wollten und gegen ihren Landesfürsten geheime Abmachungen mit den Polen trafen, beschwichtigte den Aufstand der Königsberger und bemächtigte sich mit Gewalt der Häupter der Verschwörung, des Königsberger Schöppenmeisters Rhode und des Obersten von Kalckstein. Der Schöppenmeister, der nichts von Gnade wissen wollte und von dem Recht seiner Handlungen überzeugt blieb, starb nach sechzehnjähriger Haft auf der Festung Peitz. Der Oberst von Kalckstein, nach kurzer Haft freigelassen und später wegen erneuten Hochverrats mit Gewalt in Polen aufgegriffen und über die Grenze geschleppt, starb ebenso ungebeugten Mutes auf dem Schafott.

Im Herzogtum Preußen aber kam man nachgerade zu der Ansicht, daß sich mit dem Willen des neuen Herrn nicht spaßen ließe und es besser wäre, mitzuarbeiten an der Befestigung der brandenburgisch-preußischen Macht. Und unter dem Schutze des kraftvollen Heeres blühten aufs neue Handel und Gewerbe auf, wuchs der Wohlstand und keimte kräftige Liebe des Volkes zu seinem Kurfürsten Friedrich Wilhelm.

Feinde ringsum.

Von Frankreich her brauste der Sturm. Ludwig XIV., der Sonnenkönig, war's, der seinen Arm heischend ausstreckte und gebieterisch dazu.

War auch sein Plan, die spanischen Niederlande, Belgien, zu überrumpeln und einzustecken, an dem schnell bereiten Bündnis Hollands, Englands und Schwedens gescheitert und im Jahre 1668 der Friede zu Aachen geschlossen worden: sein stolzer Sinn empfand zornig den Hohn, den ihm die Holländer durch Spottlieder und spöttische Denkmünzen bereiteten, und er verstand es bald, England und Schweden von den holländischen Bündnissen abzusprengen. Auch an Kurfürst Friedrich Wilhelm trat er als Versucher heran, hatten sich doch schon der Erzbischof von Köln und der Bischof von Münster auf die französische Seite geschlagen.

Aber Friedrich Wilhelm witterte die Gefahr, die von einem übermächtigen Frankreich Deutschland und dem europäischen Gleichgewicht drohte und zunächst von einem besiegten Holland aus auf sein benachbartes Herzogtum Cleve überspringen würde, und nach reiflicher Überlegung trat er für das kleine Holland ein gegen den gewaltigen Franzosen. Und endlich wußte er auch Kaiser Leopold I. zu überzeugen, daß es die Franzosen nicht nur auf Belgien oder Holland, daß sie es auf die Gewinnung des Rheines und reichsdeutscher Länder abgesehen hätten. 10000 Mann stellte der Kaiser unter Montecuculi, Friedrich Wilhelm aber stellte 20000 Mann auf die Beine und rückte mit der vereinigten Macht an den Niederrhein. Hier hauste schon seit Beginn des Jahres 1672 der französische Marschall Turenne in den kurfürstlichen Landen mit allem Nachdruck des Eroberers, und Turenne, Condé und Vauban, des Sonnenkönigs beste Feldherren, hielten schon die Niederlande bis Amsterdam unter der Faust.

UB Mstr.

Vorwärts drängte Kurfürst Friedrich Wilhelm, den Feind nicht entwischen zu lassen, der sich beim Anmarsch der vereinigten Brandenburger-Österreicher schleunigst aus Holland hinauswand. Aber der Kaiser, der sich Frankreich gegenüber verpflichtet hatte, nur dann sich in den Krieg mit Holland einzumischen, wenn das Reichsgebiet angegriffen würde, gab den Befehl an Montecuculi, jedes Schlagen zu vermeiden, denn die Politik des gemeinsamen Marschierens bestände darin, „das ungezähmte wilde Pferd Kurbrandenburg durch ein ihm beigesselltes gezähmtes und gelindes Roß zu besänftigen".

So schwer trug der Kurfürst an diesem Widerstreit der Absichten, daß er im Dorfe Vossem bei Löwen im Juni 1673 mit Frankreich einen Separatfrieden schloß, vom Kriegsschauplatz abtrat und sich nur vorbehielt, wieder aufzutreten, falls das deutsche Reich selber einem Angriff ausgesetzt sei.

Darauf aber brauchte er nicht länger als ein Jahr zu warten. Und es war gut für ihn. Nagte doch der Abschluß mit Frankreich so sehr an seinem Herzen, daß er sich lange vor seiner eigenen Umgebung zurückzog. Und wohl keines Reichsfürsten Grimm loderte so wild auf wie der seine, als die unglaubliche Kunde kam, daß Frankreich den sämtlichen zehn elsässischen Reichsstädten, über die es die Landvogtei besaß, die Festungswerke geschleift hätte und seine Scharen die Pfalz verwüsteten.

Der Reichskrieg war erklärt. Und wieder eilte der Kurfürst mit 20000 Mann dem Kaiser zur Hilfe, dessen Heer

bei Sinzheim von Turenne gründlich geschlagen war. Er vereinigte sich mit den Kaiserlichen, die der Herzog von Bournonville führte, und wollte sich auf der Stelle auf Turenne werfen, um das Elsaß zu befreien. Bournonville aber, bedächtig und neiderfüllt, dämpfte seine Ungeduld, und als trotzdem der Kurfürst die Schlacht gegen Turennes schlecht gewählte Stellungen mit Feldherrngeschick beginnen wollte, ließ Bournonville einen Kriegsrat einberufen, um zunächst den Schlachtenplan aufzustellen. Turenne aber benutzte die ihm gebotene Gelegenheit und verschwand bei Nacht und Nebel.

Da durchbrach die Wut des Kurfürsten alle Dämme. Mit geballten Fäusten stand er vor dem österreichischen Heerführer, dem er den Ausdruck seines glühendsten Zornes ins Gesicht warf, und wie der Kurfürst, so tobte der ehrenhafte Derfflinger, der den Kriegsräten die Aufforderung in die Zähne schrie: „Sie könnten ihn alle mitsammen...!"

Die Truppen bezogen Winterquartiere von Straßburg bis Basel. Bis in die Seele wund fühlte sich der in seinem soldatischen Ehrgefühl beleidigte Kurfürst. Da erhielt er die Meldung, daß Turenne die Lager der Kaiserlichen umgangen und die Überraschten bei Mülhausen zusammengehauen hätte. Die Flüchtenden nahm Friedrich Wilhelm auf, sammelte seine Scharen und warf sich bei Türkheim gegen Turenne. Brandenburgisches Ungestüm beherrschte den Tag, der dennoch in seiner Wirkung unentschieden blieb, weil die Österreicher vor der im Kriegsrat verabredeten Zeit den Rückmarsch über Schlettstadt antraten. Zähneknirschend mußte der Kurfürst seine Truppen folgen lassen. Über den Rhein ging es zurück. Die militärische Unfähigkeit Österreichs gab das Elsaß preis.

Der Kurfürst zog sich mit seinem Heere in fränkische

Quartiere zurück. Kaum konnte er die Schmach des Feldzuges überwinden. Und zu diesem Weh gesellte sich der tiefe Schmerz um den jähen Verlust seines Erstgeborenen, der plötzlich zu Straßburg, 19 Jahre alt, gestorben war.

Der Sonnenkönig aber, um seinen schärfsten Widersacher ein für allemal loszuwerden, trieb mit Gaben und Versprechungen die Schweden ins brandenburgische Land.

Still und verschlossen lag Friedrich Wilhelm in seinen fränkischen Quartieren. Da drang die Schreckenskunde in sein Hinbrüten, daß die Schweden von Pommern her in die schutzlosen Marken eingefallen seien, ihr anfänglich maßvolles Benehmen in Zuchtlosigkeit verwandelt hätten, wie die Wilden hausten, die Einwohner marterten und mordeten, den roten Hahn auf die Bauernhöfe setzten, die Viehherden wegtrieben und die letzte Saat verwüsteten. So grauenvoll war die Bestialität der schwedischen Soldaten, daß der schwedische Feldherr Wrangel selber in einem Armeebefehl ausrief: „Bei Menschengedenken und solange ich Soldat bin, mag unter Christen dergleichen nicht gehört sein!"

Das war ein Aderlaß für des Kurfürsten verbittertes Blut. Mit Aufbietung aller seiner diplomatischen Kräfte machte er sich von seinen Alliierten los, die ihm nicht rasch genug zu helfen vermochten, und nahm den Krieg gegen Schweden allein auf die eigenen Schultern. „Ich will mich revanchieren," schrieb er seinem Minister Schwerin, „bis ich diese Nachbarschaft los werde, es mag mir darüber gehen, wie es wolle!" Am 5. Juni brach er aus dem Lager bei Schweinfurt auf, gönnte sich und seinen braven Soldaten nicht Ruh und Rast, trieb sie vorwärts mit dem Hinweis auf die Greuel daheim und marschierte auf Richt-

wegen so schnell und hastend, daß ihn nicht einmal die Kunde seines Aufbruches überholen konnte.

Er hatte richtig gerechnet. Wrangel wähnte den Kurfürsten und seine Macht noch fern in Franken, richtete sich gemächlich in den Marken ein und hatte sich nur der trotzigen Altmärker zu erwehren, deren Bauernschaften sich zusammengetan hatten und unter einem eigenen Banner mit der kernigen Inschrift:

„Wir Bauern von geringem Gut
Dienen unserm gnädigen Kurfürsten und Herrn
mit unserm Blut“

unversöhnlich in die Marodeure dreinhieben.

In einem 16tägigen Gewaltmarsch hatte Friedrich Wilhelm Magdeburg erreicht. Die Reiter fielen fast vom Sattel, und die Musketiere waren ermüdet bis in die Knochen und konnten keinen Schritt mehr. Der Kurfürst aber ließ sofort alle Wege, die in die Marken führten, durch Posten besetzen, damit auch nicht die Spur einer Kunde zu den Schweden dränge, requirierte Wagen, die er mit einem Tausend der besten seiner Musketiere belud, und setzte schon am nächsten Tage, am 22. Juni, mit den wenigen Musketieren, jedoch mit 5500 Küraſſieren, 800 Dragonern und 14 Geschützen den Eilmarsch auf Rathenow fort, das von einer starken schwedischen Garnison besetzt gehalten wurde. In der Nacht zum 25. Juni wurde die Stadt erreicht.

Kaum graute der Morgen, als Derfflinger einen marodierenden Schweden packte. Ein paar Hiebe mit der Reiterpistole, und der Kerl verriet das Feldgeschrei. Und augenblicks riß der alte Haudegen dem verblüfften Schwe-

Wir Bauern von geringem Gut dienen unserm gnädigen Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut.

den die Kleider vom Leibe, zog sie selber über und raste, die Seinen hinter sich, auf die Zugbrücke Rathenows los. Von weitem schon brüllte er der schwedischen Wache zu, die Brücke herunterzulassen, Märker seien hinter ihm und wollten ihn greifen. Und als die Zugbrücke eiligst niederrasselte, brauste er über die Bohlen hinweg, schlug die Wache nieder, bevor sie nur einen Schrei aus der Kehle hatte, und fegte mit seinen Reitern durch die Stadt. Die brandenburgischen Musketiere aber, die heillose Verwirrung des Feindes nutzend, rammten, von zwei Seiten zum Sturm vorgehend, die Tore, griffen in den Straßenkampf ein und schlugen drein, daß nur 200 schwedische Soldaten übrigblieben, die sich mit ihrem Oberst von Wangelin ergaben.

Einen Tag zum Atemschöpfen gönnte der Kurfürst seinen Tapferen, hielt einen Dankgottesdienst ab und schob sich alsbald wie ein Keil in die unzusammenhängenden schwedischen Stellungen. Die in Magdeburg zurückgelassenen Fußtruppen rückten näher.

Nun aber versuchte der schwedische General Wrangel die Vereinigung seiner durch den Kurfürsten getrennten Heerhaufen. Aber als er an den Rhinfluß kam, fand er zu seinem Schrecken die bei Fehrbellin über den Rhin führende Brücke durch einen kühnen Handstreich des brandenburgischen Oberstleutnants Hennigs zerstört. Fieberhaft ließ der schwedische General einen neuen Brückenbau in Angriff nehmen. Da erreichte ihn in der Morgenfrühe des 28. Juni — des 18. Juni nach dem alten Kalender — der Landgraf von Hessen-Homburg mit der Reitervorhut, an 2000 Kürassieren. Kühn befahl der Kurfürst den Angriff des weitaus stärkeren Gegners, ließ jedoch dem Homburger gleichzeitig befehlen, mit dem Angriff zu war-

ten, bis die übrigen Truppen herangebracht seien, inzwischen den Feind nur zu engagieren. Aber der ungestüme Landgraf wurde mit dem Feinde so gründlich handgemein, daß in wenigen Minuten aus dem bloßen Engagieren sich eine Schlacht entwickelte, in die der Kurfürst eingreifen mußte, wollte er nicht seine ganze Vorhut zum Opfer bringen. Da stürmte Derfflinger mit Dragonern und Geschützen auf das Schlachtfeld, brachte die Geschütze auf einen von den Schweden übersehenen Sandhügel und ließ sie aus vollen Mäulern in die Feinde hineinspeien.

Wrangel schrie nach seiner Reiterei. Und in wildem Anritt, von den schwedischen Fußvölkern unterstützt, jagte sie gegen den Hügel vor, den die Dragoner, wie Artilleristen arbeitend, hielten, brachte die Dragoner zum Wanken, zum Weichen und — mußte kehrt machen! Friedrich Wilhelm war erschienen. Links und rechts raffte er Reiter zusammen, sprengte in die schwedische Reiterei hinein, trieb sie zurück und machte seinen Geschützen und Dragonern Luft. Regiment auf Regiment, wie es in atemlosem Lauf auf dem Schlachtfeld ankam, warf er in den Feind. Oberst Mörner fiel an der Spitze seines Regiments. Da führte es der Kurfürst selber in den Feind: „Getrost, Soldaten, ich, euer Fürst und Kapitän, will siegen oder mit euch sterben.“ Wie eine Erscheinung aus alter Ritterzeit war er anzusehen, wie er, nur im Lederkoller, die Allongeperücke unter dem Filzhut flatternd, im dichtesten Gewühl mit dem Pallasch dreinwirbelte, mit ihm wetteifernd der 70jährige Derfflinger. Immer wieder mußte eine Handvoll Dragoner, allein zu folgen imstande, den Kurfürsten und seinen Reitergeneral aus der Umklammerung der Feinde, die sich ihnen an Koller und Stiefel hängten, heraushauen. Aber vorwärts, vorwärts, hieß die Parole, denn

schon wankte der Schwede und machte sich fluchtbereit. „Hinter ihm drein!“ donnerte der Kurfürst. Da riß eine Kanonenkugel den an seines Herrn Seite dahinjagenden Stallmeister von Froben in Stücke, eine andere sauste über den Kopf des Schimmels hinweg, den der Kurfürst ritt. Der kurfürstliche Leibjäger Uhle sprang von seinem Gaul und nötigte seinem Herrn den Braunen auf. Im Kugelregen wechselte der Kurfürst sein Pferd, und weiter ging's. Zwei Stunden nur währte die mörderische Schlacht, da führte Wrangel das schwedische Heer zurück und nach Fehrbellin hinein, und noch größer wäre seine Niederlage gewesen, hätte der Kurfürst seine Infanterie zur Stelle gehabt. 3000 Mann ließen die Schweden zurück, darunter 1500 Tote, und acht Fahnen und zwei Standarten blieben als Siegesbeute in des Kurfürsten Hand. Der Landgraf von Hessen-Homburg wurde noch auf dem Schlachtfelde wegen seiner Eigenmächtigkeiten begnadigt, der Oberstleutnant Hennigs, der kühne Brückenzerstörer und Würgengel in der Fehrbelliner Schlacht, ein Bauernsohn von Geblüt, als Oberst Hennigs von Treffenfeld in den Adelsstand erhoben. Der Brandenburger Kurfürst aber war vom Fehrbelliner Tage an in aller Welt „der Große“ geheißen.

Am nächsten Tage, nach Instandsetzung der Brücke über den Rhin, setzten die Schweden von Fehrbellin aus ihren Rückzug fort, über Kyritz und Wittstock nach Pommern hinein.

✧ ✧ ✧

Der Große Kurfürst zog in Berlin ein, als Retter der Heimaterde, als Liebling des Volkes bejubelt und gefeiert.

Und nicht nur Deutschland, ganz Europa blickte staunend auf den Mann, den es als den kleinen „Marquis von Brandenburg“ zu verspotten sich gewöhnt hatte, und

Der große Kurfürst bei Fehrbellin 1675

der ihnen plötzlich als Überwinder des besten europäischen Heeres entgegentrat, als eine fortan nicht mehr zu umgehende Figur auf dem Schachbrett der großen Nationen.

So war es Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, der mit dem Tage von Fehrbellin Kurbrandenburg unter die Staaten von politischer Bedeutung reihte.

Alsbald erklärte das Reich an Schweden den Krieg. Holland bot Subsidiengelder an und der König von Dänemark militärische Unterstützung. Aus ganz Pommern heraus sollte der Schwede, und die Festung Wolgast war die erste, die sich beugen mußte. Stettin aber leistete zähen Widerstand. In großem Stile leitete Friedrich Wilhelm die Belagerung ein, die Stadt, die außer der bewaffneten Bürgerschaft ein schwedisches Heer von 8000 Mann unter General von Wulffen in den Mauern barg, mit Hilfe der Bundesgenossen zu nehmen. Spott und Hohn gossen die Stettiner über die Brandenburger aus, und vom Marienturme wehte eine große Fahne, auf der der Marschall Derfflinger als lustiges Schneiderlein zu sehen war. Mehr als 200 Geschütze ließ der Kurfürst vor die Stadt bringen, und einer der ersten Schüsse legte die Fahne samt dem Turm nieder. Und eine Kanonade begann, die Wochen hindurch währte, ein Verteidigungswerk nach dem andern niederlegte, die Stadt verwüstete und so furchtbar unter Schweden und Stettinern aufräumte, daß der schwedische Kommandant zum Schluß des Jahres 1677 die Stadt übergeben mußte, um die letzte Handvoll Soldaten zu retten.

Der Kurfürst zeigte sich nicht rachbegierig. Die Standhaftigkeit der Bürgerschaft wußte sein Soldatenherz zu ehren, über die Verhöhnungen ging er großmütig hinweg. In feierlichem Zuge ritt er in Stettin ein und ließ sich huldigen. Und mußte aufs neue in den Kampf. Rügen ward

in Gemeinschaft mit den Dänen vom Feinde gereinigt, Stralsund und Greifswald belagert. In Stralsund kommandierte der zähe Schwede Graf Königsmark und wies alle Kapitulationsvorschläge zurück. Da gab der Kurfürst den Befehl zum Bombardement. 85 Kanonen und Haubitzen donnerten zwei Tage lang, und die Stadt, die ein Wallenstein nicht hatte nehmen können, mußte sich, an allen Ecken brennend, der Gnade des Kurfürsten ergeben. Wenige Wochen später folgte Greifswald freiwillig nach. Der letzte Schwede war aus Deutschland hinweggefegt.

Der Große Kurfürst war der Herr. Und neiderfüllt machten sich Freunde wie Feinde daran, ihn von seiner aus eigener Kraft erlangten und hoch aufgerichteten Position wieder herabzustürzen. Ist es doch das Schicksal eines jeden Menschen, der sich in Schweiß und Blut eine Höhe erkämpft hat, daß er einsam wird und der Neid ihm wie kläffende Hunde an die Fersen fährt.

Der Kaiser, Holland, alle Welt intrigierte gegen den heldenhaften Mann, und Schweden, aufgestachelt von Frankreich und von Polen heimlich unterstützt, erschien plötzlich im fernen Herzogtum Preußen, in dem der Kurfürst keinen Mann stehen hatte, und der schwedische Feldmarschall Graf Horn nahm mit einem Heere von 16000 Soldaten das Land in Besitz.

Selber schwer erkrankt, zögerte Friedrich Wilhelm dennoch keinen Augenblick. Mit 5000 Mann zog ihm sein General Görtzke voraus, 9000 Mann sandte er hinterher, und in den ersten Januartagen folgte er im Schlitten nach und holte in ununterbrochener Fahrt seine Truppen bei Marienwerder ein. Die Jagd begann.

In Eilmärschen, Meilen und Meilen durch schneeverwehtes Land, suchten die brandenburgischen Truppen den

Feind zu fassen und zu stellen. Der aber, vor dem nahenden Rächer zitternd, floh nur weiter und weiter. Ihn zu überflügeln hieß es, ihn ins Kesseltreiben zu bringen. Und nun folgte ein Kriegszug, wie ihn die Geschichte nicht kannte. Was an Schlitten zu beschaffen war, Hunderte und Aberhunderte, wurde auf das Eis des frischen Haffs gebracht und mit Truppen dicht bepackt. Und über das klirrende Eis brauste der abenteuerliche Zug mit wehenden Fahnen, Trommeln und Pfeifen, über das Haff und den Pregel bis Königsberg. Und wieder querfeldein, Hennigs von Treffenfeld mit Reiterei und General Görtzke mit den Seinen dicht schon am Feinde. Das kurische Haff breitete sich aus, eine unübersehbare Eisfläche. Hinüber, hinüber! Die Schrecken der Natur schreckten den Kurfürsten nicht. Und wieder der brausende Schlittenzug über klingendes, krachendes, stöhnendes Eis, die Soldaten bis an die Ohren vermummt, die Fahnen steifgefroren, aber Trommler und Pfeifer wacker bei Schlegel und Pfiff. Heidekrug wird erreicht. Da zieht sich das Wild noch einmal aus der Schlinge und jagt nach Livland hinein. Aber nur noch Trümmer des Schwedenheeres erreichen Riga. Vier Regimenter hat Hennigs von Treffenfeld mit seinen Reitern zusammengehauen, und Görtzke die Nachhut in der Tilsiter Gegend erreicht und vernichtet. Dreitausend waren der Rest, die der Schwede Horn von seinen 16000 Mann nach Riga rettete. Solch eine Jagd war unerhört gewesen.

Heim kehrte der Sieger, der den deutschen Boden von den übermütigen Fremdlingen befreit hatte. Heim kehrte der Sieger und sah sich in deutschen Landen um den Lohn gebracht. Im Herbst des Jahres 1678 hatten Holland und Spanien zu Nymwegen einen Separatfrieden mit Ludwig XIV. geschlossen. Der Kaiser, der die Fortsetzung des

Der große Kurfürst fährt über das kurische Haff

Kampfes nunmehr für aussichtslos hielt, schloß sich im Februar 1679 dem Frieden an, in dem er sogar von seinem österreichischen Hausbesitz Freiburg abtrat, Pommern aber aufs neue an Frankreichs Verbündeten, Schweden, herausgegeben wurde. Nun waren Dänemark, Braunschweig, Münster und Brandenburg isoliert, und sie machten gezwungen ihren Frieden mit Frankreich, ohne ihre Neuerwerbungen behaupten zu können. Was nützte die flammende Empörung des Kurfürsten, was seine glühenden Hinweise auf die deutsche Ehre, die hier schmählich zu Grabe getragen wurde. Der gereckte Arm sank ihm nieder. Gegen die verbündeten Großmächte vermochte der einsam Gelassene nichts. Und mit zusammengepreßten Lippen unterzeichnete er das Papier, das den Frieden zu St. Germain bedeutete und ihn mit einem Federstrich um den blutig errungenen Siegespreis brachte.

Der Friede von 1679 hatte ihm gezeigt, daß die Erwerbung Pommerns im Bunde gegen Frankreich nicht zu erreichen war. Nun trat er auf die französische Seite, um die Verwirklichung seiner Pläne mit Frankreichs Hilfe zu versuchen. Alles, was Brandenburgs Sonderinteressen widerstritt, hatte zurückzutreten. Darin bestand die Größe seiner Politik. War doch die Selbsterhaltung für jeden Staat im Reiche seit dem Dreißigjährigen Kriege oberstes Gesetz geworden, und klar erkannte der Große Kurfürst, daß es ein Verbrechen gegen den eigenen Staat gewesen wäre, sich jetzt noch für das sogenannte Reich zu opfern. So trat er, dem Beispiel anderer Fürstenhäuser folgend, in ein engeres Verhältnis zu Frankreich, versprach im Falle eines Angriffskrieges militärische Beihilfe, die Abgabe seiner Stimme bei der nächsten Kaiserwahl für Ludwig XIV. oder den Dauphin, und bezog als Entgelt beträchtliche französische Hilfs-

gelder, die er für die wirtschaftliche Hebung seines Landes und die Kräftigung seines Heeres nutzte.

✧ ✧ ✧

Der Dank Frankreichs an Kaiser und Reich für den Friedensschluß blieb nicht aus.

Am 30. September 1681 raubte der Sonnenkönig vor den Augen des ganzen deutschen Landes Straßburg, die Perle des Elsaß, die „wunderschöne Stadt".

Der Große Kurfürst, die Rückgewinnung Pommerns im Auge, versagte dem Kaiser und den Alliierten seinen Beistand zur Wiedereroberung der ihnen entrissenen Gebiete und hatte für die in ihn Drängenden nur die eine Antwort:

„Hättet ihr den Frieden von Nymwegen nicht geschlossen, so brauchtet ihr jetzt nicht zu lamentieren."

Fehrbellin.

„Zum Teufel: der Landgraf? Höre ich recht?
Hessen-Homburg gegen Befehl im Gefecht?
Order: Zurück mit den Reitern!"
Strafft sich der Leutnant und salutiert.
„Meldung vom General: es pressiert,
Oder Zweitausend scheitern."

„Derfflinger!" donnert der Kurfürst ergrimmt,
Doch der Derfflinger schon in den Sattel klimmt
Mit Dragonern und Artillerie.
Über Faust der Kurfürst die Ledernen streift,
Drückt den Hut in die Locken, nach dem Pallasch er greift.
„Dann also: jetzt oder nie!"

Der Homburger mit dem hölzernen Bein
Wühlt wie ein Eber in Feindesreih'n,
Lachend trotz aller Misère.
Mit Kartätschen schafft ihm der Derfflinger Luft,
Und der Landgraf schwenkt seinen Hut und ruft:
„Merci! Charmante Affaire!"

Scharmant? O schwedisch Hornissennest!
Und die Infanterie liegt halbwegs Magdeburg fest
Und die Reiter in den Quartieren.
Des Kurfürsten Schimmel braust kreuz und quer,
Kaum kann der Trompeter hinter ihm her.
„Alarmieren! Blast alarmieren!"

Der Schwede Wrangel mit Übermacht
Holt aus zur Vernichtung, dünkt Herr sich der Schlacht.
Da endlich: Küraſſiere!
Und Regiment auf Regiment, wie's herangaloppiert,
Wirft sich wild ins Getümmel, und der Kurfürst führt:
„Nieder das schwed'sche Getiere!"

„Und dieser Hieb ist für Mord und Brand!
Und der für der Jungfrauen Not und Schand!
Und der hier für's Bauernschinden!
Brandenburg hoch! Zeigt deutsche Zucht!
Haut sie zusammen!" Da jagt schon die Flucht,
Die kürzeste Straße zu finden. — —

Tiefatmend der Kurfürst sein Koller löst.
In die Scheide er grimmig den Pallasch stößt.
„Hessen-Homburg soll kommen."
Und der Landgraf mit dem hölzernen Bein,
Das Jünglingsantlitz voll Sonnenschein,
Naht unbeklommen.

„Kurfürstliche Gnaden, das war ein Tag!"
— „Herr Landgraf, wartet, bis ich Euch frag'.
Wer gab Euch Befehle?
Ritt Euch der Teufel bei hellem Licht?
Kennt Ihr die Kriegsartikel nicht?
Tod steht auf die Fehle!"

Und der Landgraf, verwundert: „Ich tat's Euch zu Dank.
Wider Befehl war's. Doch griff ich frank
Eure große Stunde.
Heut' habt Ihr durch mich die Welt gelehrt,
Daß Ihr selbst Fehler in Sieg verkehrt,
Gilt's räub'rische Hunde!"

Der Kurfürst meistert ein Lächeln nicht.
„Ihr seid pardonniert," er sinnend spricht,
„Verzeihen ist Tugend.
Kommt, Derfflinger, mit." Und er reitet hindan.
„Macht mich größer die Kunst, die den Sieg gewann,
Oder der Glaube der Jugend — — —?"

Kurbrandenburg zu Wasser und zu Lande.

Friedrich Wilhelm war nicht der Mann, die Hände in den Schoß zu legen. Ungebeugt erhob er sich aus den Stürmen und den Bitterkeiten, und seine ganze Kraft und Klugheit übertrug er auf die Entwicklung seines Landes und die wirtschaftliche Bereicherung. Und er, der nie um des schönen Traumes willen geträumt hatte, ging zielbewußt an die Schaffung einer brandenburgischen Flotte.

Der holländische Großreeder Benjamin Raule war es gewesen, der schon während des letzten Schwedenkrieges dem Kurfürsten zehn Fregatten zur Verfügung gestellt und, gestützt auf brandenburgische Kaperbriefe, den Schweden einige zwanzig Schiffe weggenommen hatte. Nun wurde Raule nach Königsberg entsandt, bei Pillau einen Kriegshafen anzulegen. Und bald liefen die geheuerten Schiffe zur ersten kurbrandenburgischen Tat in See: Gegen Spanien ging der Schlag.

An die zwei Millionen Taler war Spanien Brandenburg an Subsidenzgeldern schuldig geblieben und weigerte sich nach dem Nymweger Frieden, an den kleinen Brandenburger zu zahlen. Als auf diplomatischem Wege nichts mehr zu erreichen war, ließ Friedrich Wilhelm Raules Schiffe auslaufen mit dem Befehl, spanische Schiffe aufzubringen und ihre Ladungen zu verkaufen. Auf der Höhe von Ostende wurde der spanische „Karolus II." gesichtet. Sofort machten Raules Fregatten Jagd auf ihn, brachten seine Kanonen zum Schweigen, nahmen das Schiff mit den Enterhaken, erbeuteten kostbare Ladung von Spitzen und Leinwand und machten sie in den Häfen zu Gelde. Der

„Karolus II." aber, das erste Kriegsschiff im Eigentum des Großen Kurfürsten, fuhr als „Markgraf von Brandenburg" aus, um der aus Amerika nahenden spanischen Silberflotte aufzulauern, und wenn sie ihm auch entwischte, so bestand er doch ein so rühmliches Seetreffen, daß die seefahrenden Nationen staunend aufhorchten und unruhig wurden.

Das beirrte den Kurfürsten wenig, und als er im Jahre 1684 die Mietsflotte abschaffte, kaufte er von Raule 9 Schiffe zu dem „Markgrafen von Brandenburg" hinzu: Die Schlachtschiffe „Friedrich Wilhelm zu Pferd" mit 50 Kanonen, die „Dorothea" mit 40 Kanonen, den „Kurprinz" mit 36 Kanonen, die Fregatte „Der Fuchs" mit 20 Kanonen, die Flaute „Friede" mit 10 Kanonen, die beiden Schnauen „Der Litauer Bauer" und der „Rommelpott" mit je 8 Kanonen, die Galiote „Marie" mit 4 Kanonen und den Schnellsegler „Prinz Philipp". Die Kurbrandenburgische Flotte war Wirklichkeit geworden.

Inzwischen aber war die brandenburgische Guineakompagnie gegründet worden, der der Kurfürst, unter Wahrung des alleinigen Rechts, über Krieg und Frieden zu entscheiden, als Teilhaber beitrat. Schiffe waren nach der Küste von Guinea entsandt, mit den Negerhäuptlingen Handelsverträge für Brandenburg abgeschlossen worden.

Jetzt schickte der Kurfürst den Major von Gröben mit brandenburgischen Soldaten und Ingenieuren hinterdrein, eine Festung anzulegen und zu besetzen, und auf Groß-Friedrichsburg an der fernen Goldküste wehte das Banner Kurbrandenburgs.

Die erste Kolonie war geschaffen und wurde gehalten trotz niederländischen Aufbegehrens, und durch Zweigniederlassungen verstärkt. In Berlin aber erschien zur Freude

des Volkes der Negerhäuptling, um feierlich einen Vertrag mit dem Großen Kurfürsten zu vollziehen, und „Jancke“, wie ihn die Berliner nannten, war bald eine populäre Persönlichkeit, auch einem scharfen Trunke nicht abhold.

Eine zweite Kolonie aber entstand am Kap Blanco, an der westafrikanischen Küste, und auf der kleinen Insel Arguin erhob sich das brandenburgische Kastell, den Handel bis zum Senegal zu schützen. Gold, Elfenbein, Gummi und Straußenfedern wurden in reichen Ladungen ausgeführt, aber auch, der Zeit entsprechend, ein schwungvoller Sklavenhandel getrieben, um Westindien mit Arbeitskräften zu versorgen. Schon sollte eine brandenburgisch-ostindische Kompagnie ins Leben gerufen werden, soviel Schaden die Holländer auch den jungen Kolonien und dem brandenburgischen Welthandel in Krämereifersucht antaten.

Aber in den heimischen Staaten war der Kurfürst nicht minder auf dem Plan. Kanäle wurden quer durch das Land gebaut, die Schiffahrtsstraßen zu verbinden und die Binnenstädte an den Handel anzuschließen, eine eigene brandenburgische Post trotz des Widerstandes der turn- und taxisschen Posthalterei, die für ganz Deutschland die Gerechtsame besaß, von Cleve bis Königsberg eingerichtet, die Industrie durch Anlage von Sammet- und Seidenfabriken, Zuckersiedereien, Stahl- und Eisenwerken belebt, der Ackerbau durch Holländer und Niederrheinländer mächtig gehoben und in Berlin der Grundstock zur Bibliothek gelegt. Eine neue Universität war schon zu denen in Frankfurt an der Oder und Königsberg zu Duisburg im Jahre 1655 gegründet worden, damit auch das geistige Leben der clevischen Lande einen Mittelpunkt habe.

Kurbrandenburgische Kriegsschiffe

In Frankreich hatte inzwischen eine wilde Verfolgung der Protestanten eingesetzt, die unter Heranziehung von militärischer Gewalt dem Katholizismus wieder zugeführt oder, suchten sie das Land zu verlassen, auf die Galeeren und in die Kerker geschleppt wurden. Doch obwohl der Sonnenkönig seinen evangelischen Landeskindern die Auswanderung bei Todesstrafe verbot, gelang es vielen Tausenden der Besten, heimlich über die Grenze zu gelangen. Ihrer nahm sich Kurfürst Friedrich Wilhelm wie kein anderer an. Und mehr als 20000 der „Réfugiés" strömten in die brandenburgischen Lande, wo ihnen Grund und Boden zu Wohnplätzen und Fabrikanlagen, ja zur Bildung ganzer französischer Kolonien angewiesen wurde, nicht zuletzt in der Haupt- und Residenzstadt Berlin selber. Zornig verbat sich Ludwig XIV. das Vorgehen des Kurfürsten: sowenig wie er sich um die Angelegenheiten der katholischen Untertanen des Kurfürsten kümmere, so wenig habe sich der Kurfürst in die Angelegenheiten der französischen Protestanten einzumischen. Friedrich Wilhelm aber ließ ihm zurückvermelden: wenn der König von Frankreich seine evangelischen Untertanen nur so behandele, wie er, der Kurfürst, seine katholischen, dann würden sie sehr zufrieden sein.

Das war der Augenblick, auf den Friedrich Wilhelm gewartet hatte, um sich endgültig von Frankreich zu trennen, das ihm in seinen Bestrebungen, Pommern zu gewinnen, jede Unterstützung versagt hatte, und aufs neue ging sein Ruf als der des größten protestantischen Fürsten durch alle Lande. Auch Österreich stellte sich wiederum bei ihm ein. Schon einmal hatten die übermächtig gewordenen Türken ganz Ungarn und Österreich bis vor die Hauptstadt Wien überflutet, bis es dem tapferen Polenkönig Johann Sobieski gelang, Wien zu befreien und die türkischen Scha-

ren bis ins Ungarland zurückzutreiben. Jetzt galt es, auch Ungarn vom Halbmond zu erlösen. 8000 Brandenburger ließ der Kurfürst marschieren, und sie stürmten mit den Bayern die Hauptstadt Ofen und schlangen neuen Lorbeer um die brandenburgischen Fahnen. Die neue Bundesgenossenschaft mit dem Kaiser aber war zustande gekommen durch eine vorläufige Erledigung der schlesischen Frage.

Vergeblich hatte der Kurfürst immer wieder versucht, die schlesischen Fürstentümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, die ihm nach den Erbverträgen rechtmäßig zugehörten, wie das vom Kaiser zurückgehaltene Herzogtum Jägerndorf, an sein Haus zu bringen. Der Kaiser nutzte die Zwangslage Brandenburgs, das Ludwigs XIV. Zorn auf sich gelenkt hatte, und schloß mit dem Kurfürsten einen Vertrag, wonach der Schwiebuser Kreis in Brandenburg aufgehen solle, der Kurfürst aber auf alle Ansprüche in Schlesien verzichte.

Hier aber setzte ein Habsburgisches Intrigenstücklein ein. Hinter dem Rücken des Kurfürsten wurde eine Verhandlung mit dem Sohne, dem Kurprinzen, eingeleitet, und mit diesem ein Separatvertrag dahin geschlossen, daß der Sohn nach dem Ableben des Vaters den Schwiebuser Kreis gegen eine Summe von 100000 Talern wieder an Österreich zurückgebe, widrigenfalls man das Bündnis mit Brandenburg nicht abschließen werde. Der Kurprinz, des Glaubens, dem alternden Vater einen wichtigen Dienst zu erweisen, ließ sich umgarnen. Es war ein Glück, daß der Kurfürst im Leben nichts davon erfuhr.

Denn das Leben des Kurfürsten rollte seinem Ende zu.

Schon im Jahre 1667 war Luise Henriette, die treueste Gattin und beste Helferin, vierzigjährig, gestorben. Die zweite Frau des Kurfürsten, Dorothea von Holstein-

Glücksburg, verwitwete Herzogin von Braunschweig-Lüneburg, vermochte ihm den Verlust nicht ganz zu ersetzen. Sie war eine tapfere Frau, stand in Glück und Leid fest an des Kurfürsten Seite, verließ ihn selbst nicht auf der wilden Schwedenjagd und saß im Schlitten neben ihm auf den furchtbaren Fahrten über Eis- und Schneewüsten. Aber das Herz der Kinder Luise Henriettes wußte sie sich nicht zu erringen, bevorzugte bald die eigenen und brachte das Zerwürfnis so weit, daß der Kurprinz sich weigerte, mit ihr unter einem Dache zu leben. Erst der Befehl des Vaters führte ihn heim. Im Volke aber, das Luise Henriette von Oranien nicht vergessen konnte, gingen böse Gerüchte um, die die stolze Frau aufs tiefste verletzten, und jede Erkrankung eines Prinzen aus erster Ehe wurde ihr heimlich zugeschoben. Ihre Guttaten aber, die Anlage der Berliner Dorotheenstadt, die Schaffung der Prachtstraße „Unter den Linden“ und manches andere wurde geflissentlich übersehen. So blieb auch dem Kurfürsten, den die Welt „den Großen“ nannte, der menschliche und häusliche Kummer nicht erspart, der wenig danach fragt, ob er sich an einen Auserwählten oder einen Elenden hängt.

Am 29. April des Jahres 1688 schloß der Große Kurfürst die Augen für immer. Achtundvierzig Jahre hatte er das Steuer der Regierung in festen Händen gehalten und Kurbrandenburg durch Sturm und Wetter hindurchgebracht. Und war sein Leben reich gewesen, so war es nichts als Arbeit gewesen, Arbeit bei Tag und Nacht im Dienste Brandenburg-Preußens, das er und er allein auf jene weithin sichtbare Höhe hob, die von der Welt hinfürder nicht mehr übersehen werden konnte. Seine Taten aber überstrahlen so hell seine Fehler, daß diese nur wie Sonnenflecke im Lichtgebild zu erscheinen vermögen.

„Gott vor Augen, und die Waffen in der Hand für des Landes Sicherheit und das Ansehen Hohenzollerns."

Das war der Inbegriff seiner letzten Worte an den Thronfolger, der Inbegriff seines ganzen Lebens.

Nie wird sein Name verklingen, solange Preußen steht, sein Name, der in Wahrheit „ein großer" war.

Der erste König.

er Erbe des Großen Kurfürsten — war nicht der einzige Erbe.

Ein Testament lag vor, geschrieben unter dem Druck der häuslichen Streitigkeiten und dem Einfluß der Kurfürstin Dorothea, in dem Friedrich Wilhelm auch den Söhnen seiner zweiten Gattin Länderstrecken zusprach, eine Bestimmung übrigens, die er auch den inzwischen verstorbenen Brüdern des Kurprinzen, den Söhnen seiner ersten Gattin, zugedacht hatte. Doch der Kurprinz, das Hausgesetz für sich, ging über das Testament hinweg, wußte seine Stiefbrüder durch reiche Schenkungen abzufinden und übernahm die Regierung der gesamten Lande als Kurfürst Friedrich III. Aber obwohl er jetzt klar sah, daß er von Österreich in den berechtigten Ansprüchen auf schlesische Lande und insbesondere den Schwiebuser Kreis bös behandelt worden war, machte er seinen Frieden mit dem Kaiser, um ihn für seine größeren Pläne zu gewinnen.

Zu seinem ersten Minister ernannte er Eberhard von Dankelmann, seinen einstigen Erzieher, den er mit Ehren überhäufte. Dankelmann aber führte bald ein strenges Regiment, suchte der Verschwendungssucht des Kurfürsten und seines Hofes Einhalt zu tun, wurde sparsam bis zum Geiz und scheute sich im Gefühl seiner hohen Stellung nicht, den Günstlingen und Schmeichlern des Kurfürsten derbe Wahrheiten zu sagen, ja selbst den Kurfürsten und seine Gemahlin, Sophie Charlotte von Hannover, wegen des leichtlebigen Treibens am Hofe hart anzugehen und den Schulmeister zu spielen. Da war es den Gegnern bald ein Leichtes, den in der Eitelkeit schnell empfindlichen Kur-

fürsten gegen seinen ersten Minister und Ratgeber einzunehmen, und der Kurfürst ließ ihn, der selber seine Entlassung nachgesucht hatte, kurzerhand verhaften und auf die Festung bringen. Es wirft einen schweren Schatten auf Friedrich III., daß er den zwar finsteren, aber treuen und ehrenhaften Mann auf der Festung beließ, obschon die Beschuldigungen seiner Gegner in nichts zerflossen. Der Höfling Kolbe von Wartenberg, der heißeste Gegner Dankelmanns, wurde an seiner Stelle ernannt, ein Schmeichler, der allen Launen seines Herrn eilends entgegenkam, das Land in Schulden stürzte und sich selber ein unermeßliches Vermögen schuf.

Kaum hatte Kurfürst Friedrich III. die Regierung übernommen, als auch schon die ersten kriegerischen Verwicklungen begannen. Prinz Wilhelm von Oranien, der holländische Statthalter, sollte als König den englischen Thron besteigen, und der Kurfürst von Brandenburg ließ marschieren, um Holland gegen drohende Übergriffe des Sonnenkönigs Ludwig XIV. zu schützen, und verhalf dem Oranier zur englischen Krone. Das war im Jahre 1688, und im Jahre darauf warf sich der französische General Mélac, der die Gebiete seit 1688 besetzt hielt, auf die Pfalz, verwüstete die Bergstraße und verwandelte das herrliche Schloß zu Heidelberg in einen Trümmerhaufen. Den franzosenfreundlichen Bischof von Straßburg, Wilhelm von Fürstenberg, versuchte Ludwig XIV. mit Heeresmacht als Erzbischof von Köln einzusetzen.

Diesmal erklärten sich auch die deutschen Reichsfürsten bereit, gegen die Franzosen im Felde aufzutreten, und bald rückte Kurfürst Friedrich mit seinen Truppen in kurkölnisches Land ein und belagerte Bonn, in das sich das 8000 Mann starke französische Heer unter General Asfeld zu-

rückgezogen hatte. Dieser alte Haudegen lehnte die Kapitulation der Stadt rundweg ab, und die brandenburgischen Geschütze mußten ihr Spiel beginnen. Da wälzte sich die Feuersbrunst durch die ganze Stadt, und die Kugeln schlugen so mörderisch ein, daß General Asfeld nur noch ein Häuflein von 1500 Soldaten blieb, mit dem er sich so lange und heldenmütig gegen die stürmenden Brandenburger wehrte, bis ihm der Abzug mit allen Ehren zugestanden werden mußte. Kurfürst Friedrich III. aber hatte seinen ersten Sieg erfochten.

Wie stets, so erging es auch in diesem Feldzuge. Uneinigkeit und Mißgunst trat unter den deutschen Fürsten zutage, aus der Uneinigkeit erwuchsen Schlappen und Verluste, Jahre hindurch zog sich der Krieg in die Länge, Kaiser und Fürsten suchten ihre Sonderinteressen, und in dem Dorfe Ryswyk beim Haag kam im Jahre 1697 der Friede zustande, der im wesentlichen alles beim alten ließ, nämlich das Elsaß mit Straßburg bei Frankreich.

Der Kurfürst von Brandenburg zeigte sich wohl äußerst ungehalten, beruhigte sich jedoch auch bei dem Frieden, da er Kaiser und Reich für seinen größeren Plan zu Freunden wünschte.

Längst hatte Brandenburg-Preußen die anderen deutschen Staaten an Umfang, Macht und Ansehen weit überflügelt, nicht minder viele andere außerdeutsche Staatengebilde, die ihm dennoch nach der geheiligten Rangordnung voraufgingen. Der Kurfürst von Sachsen war König von Polen geworden, der Kurfürst von Hannover hatte Anwartschaft auf den englischen Königsthron. Da zehrte die Mißachtung, die sich Brandenburg nach der Rangordnung gefallen lassen mußte, heftig an dem ehrgeizigen Herzen des Kurfürsten, und er beschloß, seinem Lande den Rang

zu geben, der ihm längst gebührte, den Kurhut mit der glänzenden Königskrone zu vertauschen. Kam doch auch sein ganzes, dem Prunke holdes Wesen diesem Wunsche entgegen.

Wohl widerstrebte der Kaiser. Aber ein neuer europäischer Krieg stand vor der Tür, der Kampf um das Erbe König Karls II. von Spanien, das Frankreich an sich reißen wollte. Der Kurfürst bot dem Kaiser, der für sein Haus die Erbfolge erstrebte, militärische Hilfe an, auch seine Stimme für Habsburg bei jeder neuen Kaiserwahl, und der Kaiser gab gezwungen nach und erkannte den Kurfürsten als König in Preußen an. Dieser Kronvertrag wurde am 16. November 1700 in Wien geschlossen. Nicht der Kaiser, der Kurfürst selber nahm seine Erhöhung vor, und aus diesem Grunde, als reichsangehöriger Fürst, vermochte er sich nicht zum König von Brandenburg zu machen, sondern lediglich zum König in Preußen, weil er souveräner Herr dieses Landes war. Hätte Westpreußen nicht noch Polen unterstanden, so würde der Titel König von Preußen gelautet haben.

Am 17. Dezember 1700 brach Friedrich mit seinem ganzen fürstlichen Hause unter großem Gepränge auf, um in Königsberg die Krönung zu vollziehen.

Es war am 15. Januar des Jahres 1701, als vier Herolde in römischer Tracht feierlich die Straßen Königsbergs durchritten. Das Volk staute sich in den Straßen, und wo sich ein öffentlicher Platz erstreckte, hielten die Herolde an und lasen mit weithinschallender Stimme:

„Demnach, daß es durch die weise Vorsehung Gottes dahin gediehen, daß dieses bisher gewesene souveräne Herzogtum Preußen zu einem Königreich aufgerichtet, und dessen Souverän, der allerdurchlauchtigste Fürst und Herr,

Der erste Preußenkönig – Friedrich I

Herr Friedrich, König in Preußen geworden, so wird solches hiermit männiglich kund getan, publizieret und ausgerufen: Lange lebe Friedrich, unser allergnädigster König, lange lebe Sophie Charlotte, unsere allergnädigste Königin."

Der 18. Januar des Jahres 1701 war zum Krönungstage bestimmt. Am Vorabend stiftete Friedrich den hohen preußischen Orden des schwarzen Adlers.

In einem von Gold und Diamanten übersäten Gewande, den Scharlachrock von einem Purpurmantel überflutet, schritt Friedrich in den Audienzsaal des Königsberger Schlosses, ergriff die Krone, setzte sie sich, zum Zeichen, daß er seine königliche Würde keinem auf Erden verdanke, sondern sie sich selbst gegeben habe, selber aufs Haupt, ergriff das Zepter und schritt, von seinem Hofe umgeben, weiter zu den Gemächern seiner Gemahlin. Tief beugte sich Sophie Charlotte, und der König schmückte ihr Haupt mit der Krone und führte sie feierlich zum Audienzsaal zurück. Auf silbernen Thronen sitzend, nahmen sie die Huldigungen der Stände entgegen.

Gott die Ehre! Zur Schloßkirche bewegte sich der Königszug, und, vor dem Altar kniend, legte das hohe Paar die Kronen nieder, wurde des Königs und der Königin Stirn und Handpuls mit Öl gesalbt. Wieder setzte sich der König mit eigener Hand die Krone aufs Haupt, Gebete klangen, Kirchengesang erscholl, und nun donnerten die Kanonen, schmetterten die Trompeten, rasselten die Pauken: denn: der erste preußische König, Friedrich I., zog mit der Königin und seinem Hofe zur ersten Königstafel in das Schloß.

Auf den Plätzen und Straßen aber jubilierte das Volk bei der Freitafel. Roter und weißer Wein sprudelte aus

Springbrunnen, und ein riesiger Ochse, mit Schafen und Ferkeln, Hasen, Hühnern und Gänsen zum Bersten gefüllt, wurde mühsam am Spieße gedreht und jauchzend verzehrt.

Monate währte der Festjubel zu Königsberg, und mit Prunk und Pomp hielt der König seinen Einzug in Berlin.

Ein Königreich mehr stand auf der Landkarte. Preußen hieß das Königreich, und sollte nicht mehr von der Landkarte verwischt werden.

Die erste Losung des neuen Königreiches hieß: Krieg!

Der längst erwartete spanische Erbfolgekrieg war zum Ausbruch gekommen. Philipp von Anjou, Enkel Ludwigs XIV., griff hastig nach dem ganzen Erbe. Kaiser Leopold aber beanspruchte den Löwenanteil für seinen zweiten Sohn Karl. England und Holland, besorgt um ihre Seeherrschaft, schlossen sich dem Kaiser an, und der König von Preußen, treu eingedenk seines Versprechens, ließ seine Truppen ins Feld rücken. Wieder einmal: gegen Frankreich!

Zwölf Jahre währte der Krieg, der sich in Italien und Bayern, am Niederrhein, in Belgien, Holland und Frankreich seine Schlachtfelder suchte, der alle Nationen gegeneinander warf und den preußischen Truppen und ihrem jungen, kaltblütigen Führer unvergänglichen Ruhm eintrug. Fürst Leopold von Anhalt-Dessau hieß der Führer, und als sich der Feldherr des Kaisers, Prinz Eugen von Savoyen, der „tapfere Ritter", und der englische Herzog von Marlborough, der große Schlachtenstürmer, im Jahre 1704 vereinigt hatten und bei Höchstädt auf das Heer der Franzosen und Bayern stießen, als die unwiderstehlichen Reiterangriffe Marlboroughs in den Feind brausten und die Franzosen unter den Hufen zermalmten, da war es auf dem von Prinz Eugen kommandierten rechten Flügel Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der die preußischen Bataillone so unerschrocken ins Feuer führte, daß Bayern und Franzosen nach blutigem Ringen den letzten Widerstand aufgaben und sich in wilder Flucht über den Rhein und bis weit über den Wasgau hinaus zurücktreiben ließen. Prinz Eugen selber beglückwünschte den König von Preußen zu solch herrlichen Soldaten, zu solch heldenmütigem Führer.

Zwei Jahre darauf kämpfte Prinz Eugen in Italien, die Preußen an seiner Seite. Kaiser Leopold war gestorben und Joseph I. saß auf dem Throne der Habsburger. König Friedrich hielt auch ihm das dem Vater gegebene Versprechen. In der Schlacht bei Turin besiegelten es seine Truppen mit ihrem Blut. Als die Schlacht am gefährlichsten stand, rief der Dessauer seine sechs Grenadierbataillone auf. Mit abgöttischer Liebe hingen die Soldaten ihrem rauhen und derben Führer an, der unter ihnen lebte wie ein gemeiner Soldat. Der Dessauer zog den Säbel und wies auf die Mauer der Franzosen. „Marsch!" Und was ihre Kugeln nicht niederwarfen, das schlugen ihre Kolben in Grund und Boden, und immer vorn an der Front, im stärksten Kugelregen, sah man den Dessauer, mit Spaß und derbem Lachen seine Leute zu immer wilderem Dreinhauen anfeuernd, bis die Franzosen in aufgelösten Scharen vor ihm her über das Schlachtfeld fegten. Und Prinz Eugen, der tapfere Ritter, wies den Preußen-Brandenburgern vor allen den Siegespreis zu.

Und vorher noch schlugen die Preußen auf belgischer Erde und halfen dem starken Marlborough den Sieg von Ramillies gewinnen. Und wiederum bei Malplaquet, und der Kronprinz war auch dabei, als sie „wie die Teufel" drauf und dran gingen und sich den blutigen Lorbeer holten.

Erst 1713 beendete der Friede zu Utrecht den spanischen Erbfolgekrieg. Schon zwei Jahre vorher war Marlborough den Kabalen seiner Gegner in England zum Opfer gefallen und zurückberufen worden. Und da im selben Jahre plötzlich Kaiser Joseph I. verschied und sein Bruder Karl die Nachfolge antrat, so fürchteten die Seemächte England und Holland mehr von einer Vereinigung Spaniens mit den habsburgischen Landen, als sie bisher von einem Spanien unter französischem Einfluß gefürchtet hatten, und traten zu Utrecht in Friedensverhandlungen ein, denen sich Kaiser Karl in Rastatt anschloß. Philipp von Anjou erhielt den spanischen Königsthron als Philipp V., unter der Bedingung, daß die spanische Krone nie mit der französischen vereinigt werden dürfe. Ausgenommen wurden der spanische Teil der Niederlande und die spanischen Besitzungen in Italien, die dem Kaiser zugesprochen wurden. England hielt sich schadlos an Gibraltar und Minorka und französischem Kolonialbesitz in Amerika; Holland erhielt einige belgische Festungen, und Preußen Stadt und Land Geldern. Von allen Staaten Europas war inzwischen die Anerkennung der Königswürde Preußens ausgesprochen worden. Nur der Papst protestierte, und sein Kardinal Albani machte bei der Kaiserwahl Miene, diesem Proteste den schärfsten Ausdruck zu geben. Da ließ ihm der preußische Gesandte Christoph von Dohna vertraulich mitteilen, daß er ihn beim ersten Worte beim Kragen nehmen und vor die Türe setzen werde. Und der Kardinal seufzte tief und schwieg.

Aber nicht nur das niederrheinische Geldern hatte den Preußen der Krieg eingetragen. Auch die Herrschaft von Neufchatel und Valengin in der Schweiz, ein Besitz der Oranier, und von Wilhelm von Oranien, König von England, seinem Freunde Friedrich überlassen, wurde durch den Friedensschluß Preußen gewährleistet. Und von der oranischen Erbschaft nahm sich Friedrich I. ferner die Grafschaft Lingen an der Ems und die Grafschaft Mörs am Rhein und gab sie nicht wieder heraus. Und die westfälische Grafschaft Tecklenburg brachte er durch Kauf an sich. Noch während seiner Kurfürstenzeit aber hatte er von August dem Starken, dem allzeit geldbedürftigen König von Polen, die Erbrechte über das Reichsstift Quedlinburg und die Reichsvogtei und das Schultheißenamt der Reichsstadt Nordhausen erstanden, die widerwilligen Städte durch ein paar Bataillone besetzen und zum Einverständnis bewegen lassen. Mit den stammverwandten Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen aber wurde ein Erbvertrag geschlossen.

So hatte auch dieser Fürst trotz seiner Fehler, die durch seine Prunkliebe und Verschwendungssucht, mehr noch durch sein der Schmeichelei und der Höflingswirtschaft geneigtes Wesen der Landeswohlfahrt häufig zum Nachteil gereichten, die staatliche Vergrößerung nicht aus den Augen gelassen, und seine Haupt- und Residenzstadt Berlin ließ er durch das Genie Schlüters mit unvergleichlichen Bauten, dem königlichen Schloß und dem Zeughaus, vor allem aber mit dem künstlerisch gewaltigen Reiterstandbild des Großen Kurfürsten herrlich schmücken.

Auf allen geistigen Gebieten fand er seine beste Helferin in seiner Gemahlin Sophie Charlotte, der zu Ehren er Schloß Charlottenburg erbauen ließ. Um die verhaßte Universität zu Wittenberg auszuschließen, gründete er die Universität Halle und unterstützte dort nach Kräften die neue theologische Bewegung, die über den Buchstabenglau-

ben hinausdrängte. Hier hielt Christian Thomasius zum ersten Male seine Vorlesungen in deutscher Sprache, und August Hermann Franke wurde der Begründer des bald in aller Welt berühmten Waisenhauses. Sophie Charlotte aber gelang es, den größten lebenden Philosophen, Leibniz, einen Mann, dem kein Wissensfeld verschlossen war, an ihren Hof zu ziehen. Und bald war die kluge und wissensdurstige Königin der Mittelpunkt eines Kreises von Gelehrten und Künstlern, die sich in Schloß Charlottenburg zu versammeln pflegten und reichen Samen über das Land ausstreuten.

Sophie Charlotte und Leibniz waren es, die den König zur Gründung der Berliner Akademie der Wissenschaften bewogen. Im Jahre 1700 wurde sie von Friedrich bewilligt und reich ausgestattet. Der Kreis der Gelehrten, in dieser Akademie vereinigt, sollte statutengemäß nichts mit dem Unterricht der Universitätsjugend zu schaffen haben, sondern die wissenschaftliche Forschung auf den Gebieten der Physik, Medizin und Chemie, der Mathematik, Astronomie und Mechanik, der deutschen Sprache und Geschichte, endlich der Literatur und der Heidenmission pflegen und fördern. Leibniz war der erste Präsident. Seine Freundin und Gönnerin Sophie Charlotte aber schloß schon im Jahre 1705 auf einer Reise in ihre Heimat Hannover die Augen für immer. Nicht älter als siebenunddreißig Jahre war die hochbegabte Frau geworden, die sich nur im Glanz des Geistes, nicht im Glanz des Hofes wohlgefühlt hatte.

Preußens erster König folgte ihr, 55 Jahre alt, am 25. Februar 1713 nach. Über seine letzten Lebensjahre fiel ein Schatten durch seine Vermählung mit Sophie Luise, Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, die mit ihrer krank-

haft-religiösen Schwärmerei manchen Familienunfrieden hervorrief. Seine letzte Freude war, daß er seinen Enkel Friedrich, den Sohn des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, über die Taufe halten konnte. Dieser am 24. Januar 1712 geborene Enkel errang sich als Mann den Namen Friedrich der Große. Sein Vater aber, zur Regierung gelangt, wurde Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

Soldatenvater und Beamtenerzieher.

ch ſtabiliere die Souveränität wie einen rocher de bronce.“

Der zweite preußiſche König hatte das Wort geſprochen. Sein Leben ſollte die Beſtätigung ſein.

Fünfundzwanzig Jahre alt, kam Friedrich Wilhelm I. zur Regierung, die er 27 Jahre in eiſenfeſten Händen hielt.

Vom Totenbette ſeines Vaters begab er ſich in ſein Arbeitskabinett und ſtrich mit einem Federzuge den ganzen Hofſtaat aus der Beamtenliſte, jagte alles Schmarotzertum zum Teufel. Er hatte das Geld ſelber nötig.

Derb bis zur Rückſichtsloſigkeit, bis zur Gewalttätigkeit grob, verlangte er Arbeit und noch einmal Arbeit und einen widerſpruchsloſen Gehorſam. Nur ſo, das fühlte er, konnte dem Schlendrian, der unter ſeinem bis zur Eitelkeit prunkliebenden Vater in der Verwaltung eingeriſſen war, Einhalt getan und die Kräfte des Landes voll erſchloſſen und nutzbar gemacht werden. Wehe dem, den er läſſig oder gar widerſtrebend fand. Sein Krückſtock trommelte ihm den Vers auf den Rücken: Du ſollſt untertan ſein der Obrigkeit, die Gewalt über dich hat. Halt's Maul, mein Sohn, arbeite!

Mit nüchternem Auge hatte Friedrich Wilhelm I. die Fehler ſeines Vaters erkannt, mit nüchternſtem Empfinden ging er daran, das Land von ihren Spuren zu befreien. Denn, ſo ſagte ihm dieſe helläugige Nüchternheit, mit dem Maskenſcherz einer blendenden Hofhaltung tritt man nicht in die Reihe der Großſtaaten. In der Stunde der Gefahr rangiert man unter den tributpflichtigen Mittelſtaaten, hat man nicht ein Land voller Hilfsquellen hinter ſich, in dem

alles wie in einer gutgepflegten Maſchine klappt, und ein Heer, das an Kopfſtärke an die ſtärkſten heranreicht, an Ausbildung und Manneszucht ſie alle aber übertrifft. Und er ging hin und ſchrieb zeitlebens ein Wort groß, und das Wort hieß: Geld.

Geld zu beſchaffen und es zu halten, war ſein ein und alles. Nur ſo konnte er ſich in Wahrheit freimachen von den reichen und übermütig gebietenden Nachbarn, nur ſo konnte er aus eigner Kraft ein König ſein und nicht auf den Stelzen anderer. Und er verkaufte Diamanten und Prunkgefäße der väterlichen Erbſchaft, richtete ſeinen Haushalt wie ein Bürgersmann ein, tat an ſeiner äußeren Erſcheinung wenig oder nichts und ſparte einen Schatz. In die weitverzweigten Verwaltungsbehörden aber, die nicht nur die Einheitlichkeit und Überſicht verwirrten, ſondern durch die Unzahl überflüſſiger Beamten Rieſenſummen verſchlangen, brachte er Ordnung und Schwung hinein, vereinfachte die Geſchäfte, gab den Beamten, die er beibehielt, ein reicheres Maß an Pflichten und unterſtellte die Geſamtverwaltung einem Generaldirektorium, das er wiederum durch eine Oberrechnungskammer revidieren ließ. Ihm, der ſich ſelber kaum den Schlaf gönnte, war nichts zu ſchwierig, nichts zu klein, als daß er ſich nicht ſelbſt perſönlich darum kümmerte. Wo er in den Straßen Berlins erſchien, ſtoben die gemütlich Schwätzenden und Herumlungernden wie gejagt auseinander und griffen eine Arbeit auf, damit der Krückſtock ſie nicht noch im Schwunge erreichte. Wo auf den Korridoren ſeiner Ämter ſein ſchwerer Schritt erdröhnte, ließen die Schreiber Frühſtück und Tabaksdoſe unter den Tiſch fallen und beugten ſich mit geſpreiztem Federkiel über Briefe und Rechnungen, damit der König ſie nicht mit der Naſe in die Tinte ſtieße. Die

säumigen Torhüter warf er aus dem Bett, und die sich in der Sonne rekelnden Marktweiber durften ihm hinfort nicht mehr ohne den Strickstrumpf unter die Augen kommen.

Nichts Kleines und nichts Großes sah er unter einem andern Gesichtswinkel als: wie mache ich es dem Lande nützlich? Die königlichen Domänen schuf er in Mustergüter um, die doppelten Ertrag erzielten, und legte die sumpfigen Havelniederungen trocken, Neuland zu gewinnen. Den Bauern half er, die brachliegenden Felder wieder unter den Pflug zu bringen, erließ ihnen Steuern, wies ihnen gar Geld und Ackergeräte an, rief Tausende von neuen Ansiedlern herbei und richtete seine ganze Kraft auf die von der Pest verwüstete, in ihrer Einwohnerzahl um ein Drittel geschmälerte Provinz Preußen, die er durch sein handfestes Eingreifen zu neuem Wohlstand brachte. In Salzburg war eine Protestantenverfolgung ausgebrochen, die Tausende aus dem Lande trieb. Weit öffnete Friedrich Wilhelm ihnen seine Arme. Und die wackern und arbeitsamen Menschen eilten wie erlöst herbei, und der König siedelte an die 15000 in Preußen an, schenkte ihnen Acker und Weiden, Vieh und Geräte und erbaute ihnen in den blühenden Dörfern, die sie errichteten, Kirchen und Schulen.

Ein neuer, strammer Zug ging durch das Land, und war er oft auch unbequem, so war er doch ein Segen, und die Staatskassen füllten sich und die Geldkästen der Bürger und Bauern.

Doch für den Kasten hatte der König das Geld nicht allein bestimmt. Er übersah nicht, was dem Tage nottat und was ein Land von der Regierung eines Fürsten fordern durfte. Nur wünschte er nicht allein der Geldgeber zu sein. Und wenn er auf eigene Kosten zur Verschönerung

seiner Residenzstädte Berlin und Potsdam beitrug, in Berlin die Charité erbaute und in Potsdam das Militärwaisenhaus, so befahl er seinen Bürgern, die er im Besitze reicher Mittel wußte, neue, schöne Häuser zu errichten, die der Stadt zum Schmuck gereichten, und nicht in ihren geflickten Wohnungen weiter zu hausen. Das gab oft ein großes Lamento. Aber der König sah sich seine Leute nur scharf an. „Der Kerl hat Geld — soll bauen." Die Sache war erledigt.

Für eines aber hatte der König immer Geld: für sein Heer, seine „lieben, blauen Kinder". Und je älter er wurde, desto mehr hing sein Herz an dieser seiner Schöpfung. Denn er hatte seine Armee von Grund auf neu geschaffen, sie nicht nur an Kopfzahl auf 83000 gebracht, also fast verdoppelt, sondern ihr mit Hilfe seines Freundes, des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, eine Ausbildung gegeben, die vom Zopf und letzten Gamaschenknopf angefangen jeden Mann zu einem unbedingt funktionierenden Teil des Ganzen machte. Paradefeld oder Schlachtfeld: es ging im gleichen Schritt und Tritt, und Laden und Feuern war ein Stoß und ein Schuß. Dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau gebührt der Ruhm, Preußen eine Infanterie geschaffen zu haben, der sich keine der anderen Nationen ebenbürtig an die Seite zu stellen vermochte. So sehr war „der alte Dessauer" vom Scheitel bis zur Zeh seinem königlichen Freunde gleich Soldat, daß er, obschon regierender Fürst seines Landes, als preußischer General in Friedrich Wilhelms Diensten blieb und darin aufging.

Eine merkwürdige Laune aber beherrschte Friedrich Wilhelm I. bei seiner Soldatenfreudigkeit. Seinen ganzen Stolz warf er auf die „langen Kerls", auf die zwei

Meter hohen Soldaten, die er überall, wo er solche Riesen unter seinen Landeskindern antraf, ausheben ließ, und aus der Fremde durch Werbungen, wenn nicht gar durch Überlistung, herbeischaffte. Bauernknechte oder Bürgersöhne, evangelische oder katholische Theologen, Deutsche oder Welsche, ihm galt es gleich. Nur das Maß mußten sie haben, das geliebte Maß. Da gab es Händel die Hülle und Fülle, mit den eigenen Untertanen und mit den fremden Staaten: der König pfiff dazu. Der auswärtige Hof aber, der sich bei ihm beliebt machen wollte, mußte ihm eine Ladung „langer Kerls" schicken, oder es war „Lumpenvolk".

Sein Leibregiment in Potsdam bestand nur aus langen Kerls. Und der König machte ein Musterregiment daraus, vorbildlich für die ganze Armee. Da tanzte zuweilen heftig der Stock, aber auch Belohnungen regnete es und Zulagen, selbst Überweisungen von Grundstücken, Läden und Schankwirtschaften für die properſten seiner lieben blauen Kinder. Die angehenden Offiziere aber ließ er wie die Gemeinen drillen, bevor er sie ins Offizierkorps einreihte.

Um die Wissenschaften bekümmerte er sich wenig, wenn auch seine Gemahlin, Sophie Dorothea von Hannover, die Tochter des nachmaligen Königs Georg I. von England, von feinerer Art war als ihr grobkörniger Gemahl. Wohl sorgte er für Gymnasien und richtete während seiner Regierungszeit, wo er nur konnte, Volksschulen ein, ließ auch seine Soldaten im Lesen und Schreiben, im Katechismus und Gesangbuch unterrichten, aber die pedantischen wie die superklugen Gelehrten waren seinem geraden Soldatenherzen ein Greuel, jede Forschung, deren praktischen Erfolg er nicht sofort bemerkte, schien ihm Zeitverschwendung, und nur wo sein auf das Nützliche gerichteter Verstand augenfällige Werte witterte, lieh er mit Freuden

Friedrich Wilhelm I. und die langen Kerls

seine Unterstützung. Vor allem den Naturwissenschaften und der Chirurgie.

Das Gewerbe aber hob er auf eine Höhe der Vollkommenheit und des Wohlstandes, wie sie unter seinen Vorgängern nie erreicht worden war. Hier war das Wort „Geld" wirklich das Ausschlaggebende gewesen. Gewaltige Summen gingen außer Land, um feine Stoffe, Schuhe, Hüte und hundert andere Gebrauchsgegenstände einzuführen. Das sah der König mit Ärger. Er befahl. Und gegen seine Befehle gab es keinen Widerspruch. Er befahl, daß hinfort keine anderen Tuche, Hüte, Schuhwerk und was es sonst sei, in seinen Landen getragen werden dürften, als die im Lande verfertigten, kleidete seine ganze Armee nach diesen Grundsätzen ein und bewirkte nicht nur das Verbleiben des Geldes im Lande und die Hebung aller Gewerbe, sondern auch eine fortschreitende Verfeinerung und Vervollkommnung aller im preußischen Königreich gefertigten Waren, denn auch hier drohte Friedrich Wilhelms unerbittlicher Stock bei Entdeckung liederlicher Arbeit.

Übermenschliches fast mutete der König seinem Körper zu. Doch kam der Abend, so kam auch die Erholung.

Sie war ganz wie des Königs Wesen.

Keine weisen Gelehrtenreden und keine holden Künste umwebten ihn, ihn umwob der kräftige Geruch des Knasters seines Tabakskollegiums. Nichts frischte den Ermüdeten schneller auf, als diese zwanglosen Abendgesellschaften unter seinen Vertrauten, bei Pfeife, Bier und derbem Scherzwort. Hier durfte der König Mensch sein und war es. Hier nur allein entkleidete er sich seines Gebieterwillens, ließ das freieste Wort gelten und gab es lachend zurück. Das Tabakskollegium war der geheime Jungbrunnen dieses Fürsten der Arbeit.

Da saß er breit und schwer, die Tonpfeife zwischen den Zähnen, gut Braunbier vor sich im Humpen, und der alte Dessauer saß neben ihm, der nur „kalt" rauchte, aber die saftigsten Witze wußte, der General von Grumbkow, der seine Schlauheit unter Derbheit verbarg und des Königs besonderer Günstling war, da saß Grumbkows Freund und Alliierter, der kaiserliche Gesandte von Seckendorff, der im Tabakskollegium mehr für seinen Kaiser gewann als in den Ministerien, und Gundling, der Historiker, von dem die Welt nicht wußte, ob er ein einsam-überlegener Gelehrter oder ein trunksüchtiger Narr sei, Gundling, mit dem der König seinen Schabernack hatte und den er der gelehrten Welt zum Ärger zum Präsidenten der Berliner Akademie der Wissenschaften machte. Da saßen Generale und Obersten, Beamte und Gelehrte, und jeder hielt es für eine Ehre, zugezogen und nach des Königs Meinung als „ganzer Kerl" gewertet zu werden. Ließ sich doch an solchen Abenden mit dem freien Wort mehr erreichen, als durch Abhandlungen und Vorstellungen aller Art während Wochen und Monate. Hier schenkte der König Vertrauen, hier forderte er es. Hier herrschte die Gleichberechtigung unter Männern. Und der König bediente sich mit Brot und Bier, wie sich seine Gäste bedienen mußten. Denn alle Lakaien wurden entfernt. Der Humor regierte die Stunde.

So geschah es zu Berlin, zu Potsdam oder im Jagdschloß Wusterhausen und gab dem König die Frische und Spannkraft für die Forderungen des nächsten Tages.

Denn ob er auch seine Waffe für zu wert hielt, um sie an allen Händeln der Welt teilnehmen zu lassen, und lieber an dem Instrumente schärfte und schärfte, um mit seiner allzeit blitzenden Schneide allein die nachbarlichen Reiche in Respekt zu halten und inzwischen die Wohlfahrt des

Landes zu mehren, so blieb es ihm doch nicht erlassen, zu etlichen Malen selber energisch einzugreifen.

Auf dem schwedischen Throne saß Karl XII. Als Jüngling von 16 Jahren war er zur Herrschaft gelangt, und seine Gegner glaubten leichtes Spiel mit dem einsamen Knaben zu haben. In Rußland hatte sich der junge Zar Peter mit Gewalt des Thrones bemächtigt, Zar Peter aus dem Hause Romanow, der später „der Große" geheißen wurde. Der russische Zar schloß bald ein Bündnis mit Dänemark und Polen, und ein dänisches Heer fiel in Holstein ein, Karls XII. Schwager, den Herzog von Holstein-Gottorp, aus dem Lande zu jagen. Und jäh wandelte sich der Knabe Karl zum Mann. Übers Meer fuhr er mit seinen Schweden wie ein Seekönig der alten Zeit, schlug die Dänen auf Seeland, umklammerte Kopenhagen und zwang den Dänenkönig zum Frieden. Mit 8000 Mann unternahm er einen abenteuerlichen Zug gegen die Russen, die mit 40000 Mann in Ingermanland und Esthland eingefallen waren, traf sie bei Narwa und schlug sie vollständig. Und wandte sich gegen den Dritten im Bunde, den Polen, eroberte Warschau, trieb bei Klissow und Pultusk Augusts II. Scharen auseinander, erklärte den König für abgesetzt und erhob den Grafen Stanislaus Leszczynski auf Polens Thron. In seinem Rücken aber hatte sich der Zar Peter aufs neue auf die schwedischen Ostseeprovinzen geworfen, sie unterjocht und an der Newa St. Petersburg gegründet.

Noch abenteuerlicher wurde der Zug des wilden Kriegskönigs. Nach der Ukraine führte Karl XII. seine Schweden, und der aufrührerische Kosakenhetmann Mazeppa stieß zu ihm mit 3000 Mann, auch erreichte ihn endlich sein General Löwenhaupt mit Heeresabteilungen, die furchtbar

unter der Kälte und den schwärmenden Feinden gelitten hatten. Trotzdem rückte er vor Poltawa, die Hauptstadt. Und traf den Zaren und 65000 Mann. Und wurde, ob er und seine heruntergekommenen Schweden auch wie die Würgengel kämpften, so furchtbar geschlagen, daß er nur mit 2000 Getreuen türkischen Boden gewinnen konnte.

Nach fünf Jahren erst kehrte er zurück. Abenteuerlich auch diese Heimkehr. In 14 Tagen ritt er, nur einen Krieger zur Seite, von der Türkei quer durch die Lande bis Schwedisch-Pommern und gelangte bei finsterer Nacht nach Stralsund hinein.

Stettin war durch die Russen genommen worden. Um den preußischen König Friedrich Wilhelm zu einem Bündnis zu bewegen, bot ihm Zar Peter gegen eine Entschädigung von 400000 Talern Stettin und die Oderniederungen an. Friedrich Wilhelm schlug ein und besetzte die Stadt. Da erschien Karl XII. auf seinem wilden Ritte in Stralsund.

Unverzüglich forderte er den König auf, Stettin herauszugeben. Der König ließ ihm melden, er möge ihm zunächst die viermalhunderttausend Taler ersetzen. Karl aber bestand auf der Herausgabe ohne weitere Entschädigung. Da dachte Friedrich Wilhelm: der Hieb ist die beste Parade, ließ Leopold von Anhalt-Dessau mit 20000 Mann ausgesuchter Truppen nach Rügen übersetzen, die Insel nehmen und alsbald Stralsund belagern.

Die Stadt mußte sich ergeben. Doch Karl XII. war nicht unter den Gefangenen. In der Nacht war es dem tollkühnen Manne gelungen, nach Schweden zu entkommen. Und sofort warf er sich wie ein Löwe auf Norwegen, siegreich wie einst, bis ihn vor der Festung Frederikshall eine Kugel tot niederwarf. Einer der merkwürdigsten Menschen

aller Zeiten, halb Kriegsgott, halb Glücksspieler, war nicht mehr. Mit ihm, seinem letzten Helden, hörte Schweden auf, Großmacht zu sein.

An dem Frieden zu Stockholm, der nach seinem Tode im Jahre 1720 geschlossen wurde, beteiligte sich auch Preußen, und Stettin wie die Inseln Usedom und Wollin, ferner der zwischen Oder und Peene gelegene Teil Vorpommerns wurden endlich heimgebracht. Die Sehnsucht des großen Kurfürsten nach der Oderniederung und dem wichtigen See- und Handelsplatz Stettin war in seinem Enkel erfüllt worden.

Noch einmal zog Friedrich Wilhelm I. das gut gehütete Schwert. Kaiser Karl VI., ohne Söhne geblieben, wünschte seiner Tochter Maria Theresia die Erbfolge zu sichern und hatte zu diesem Zwecke ein neues Hausgesetz, die pragmatische Sanktion, erlassen. Schon hatte er sich mit dem Könige von Spanien vertragen, als Frankreich und England, besorgt wegen der neuen Allianz, einen Bund schlossen und mit allen Mitteln Friedrich Wilhelm hineinzuziehen strebten. War doch des Königs von England Schwester des Königs von Preußen Gemahlin. So stellte man ihm die Verheiratung der englischen Prinzessin Amalie mit dem preußischen Kronprinzen und die des englischen Thronfolgers mit der preußischen Prinzessin Wilhelmine in Aussicht, und der König ließ sich bereden, daraufhin dem Bündnis beizutreten. Als aber die Versprechungen nicht gehalten wurden, gelang es dem kaiserlichen Gesandten General von Seckendorff, der zu den Vertrauten des Tabakskollegiums gehörte, mit seines Freundes Grumbkow Hilfe den ergrimmten König von dem Bündnis abzukehren und ihn im Jahre 1726 zu dem Vertrage von Wusterhausen zu vermögen. Der König versprach

dem Kaiser seinen Beistand bei der Durchfechtung der pragmatischen Sanktion, der Kaiser versprach dem König die Erbfolge im Herzogtum Berg.

Getreu hielt Friedrich Wilhelm I. sein Wort. Und in dem Kriege, der Jahre später wegen der polnischen Thronfolge zwischen Frankreich und dem Habsburger zum Ausbruch kam, sandte er 10000 Mann an den Rhein.

Aber es kam kein Dank vom Hause Österreich. Für die preußische Hilfe hatte es nur ausweichende Worte. Als das Aussterben des Hauses Pfalz-Neuburg im Herzogtum Berg bevorstand, sprach der Kaiser im Jahre 1738 dem jungen Pfalzgrafen Karl Theodor von Sulzbach vorläufig die Nachfolge zu. Denn Preußen hatte seine Schuldigkeit getan, es konnte gehen.

Alles Aufbegehren gegen den mächtigen Kaiser und seine Bundesgenossen wurde wie eitel Wind verlacht. Und der König, der die Behandlung wie die eines „Schubiaks" empfand, mußte die gerechte Wut hinunterwürgen.

„Da steht einer," sagte er und wies auf den Kronprinzen, „da steht einer, der mich rächen wird."

Am 31. Mai des Jahres 1740 verschied Friedrich Wilhelm I. zu Potsdam, nicht älter als 52 Jahre. Wie er der Soldatenvater geheißen hatte, so war er der Vater des preußischen Beamtentums geworden, jenes Beamtentums, um das uns die Welt beneidet. Seinem Nachfolger hinterließ er außer einem mustergültig ausgebildeten Heere und einem mustergültig verwalteten Staate einen Schatz von neun Millionen Talern an barem Gelde.

„Mein Gott," rief er in seiner Sterbestunde und zog den Kronprinzen Friedrich an seine Brust, „mein Gott, ich sterbe zufrieden, weil ich einen so würdigen Sohn zum Nachfolger habe."

Der junge Fritz.

Es war ein Kampf gewesen zwischen Vater und Sohn, wie er furchterregender nicht gedacht werden kann unter Menschen desselben Blutes. Ein Kampf, der schon die Vernichtung des Sohnes heraufbeschworen hatte und nur durch gänzliche Unterwerfung des Kronprinzen in eine Art Waffenstillstand umgewandelt wurde. Der aber spät erst ausklang in Friedenstönen und der Erkenntnis des Königs, daß der Sohn zur Thronfolge würdig geworden sei.

Gab es doch nie zwei entgegengesetztere Charaktere als Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II.

Der Vater rücksichtslos, aber ehrlich, plump und den Künsten und Wissenschaften abhold, aber ein Volkswirt ersten Ranges, eine schöpferische Kraft in militärischen Dingen, hilflos aber wie ein Kind in der Behandlung diplomatischer Fragen, die den geschulten Geist verlangen. Der Sohn hingegen als Knabe schon zart und fein, regen und phantastischen Gemütes, schwärmerisch an den Dichtern des Altertums und des neuen Frankreichs hängend, von einer Lernbegierde, die ihm Soldatenspielerei, Zechgelage und gewöhnliches Wesen als verächtlich erscheinen ließ, und vor der polternden Art des Vaters in die Nähe der geistig verfeinerten Mutter flüchtend. Wie konnte ein solcher Sohn einem solchen Vater auf die Dauer gefallen!

Der König wünschte den künftigen Thronfolger nach seinem Bilde gemodelt. Er gab ihm dieselbe Gouvernante, die er in seiner Kindheit erhalten hatte, die brave Frau eines Réfugiés, Frau von Rocoulle. Daß diese Dame inzwischen um ein paar Jahrzehnte gealtert und für den eigenartigen Knaben etwas schwerfällig geworden war,

kümmerte ihn nicht. Es sollte eben derselbe Grund gelegt werden, wie bei ihm. Sieben Jahre alt, wurden dem Prinzen der General von Finckenstein und der Oberst von Kalckstein — ein Neffe des unter dem Großen Kurfürsten hingerichteten Oberst von Kalckstein — sowie sein bisheriger Informator, der Franzose Duhan de Jandun, als Erzieher überwiesen, und der König verfaßte eigenhändig die Instruktion, nach der der Prinz zu unterrichten sei. Darin wurde der Hauptnachdruck auf Religion und Liebe zum Soldatenstande gelegt. Mit den Wissenschaften hielt er es weniger genau. Latein war Unsinn. Von der Geschichte kam in der Hauptsache nur die brandenburgische und die ihr verwandte Geschichte der letzten 150 Jahre in Betracht, Deutsch und Französisch aber galten als Hauptfächer, und vor allen Dingen: Rechnen.

Es kam so ganz anders.

Da man den sprunghaften Knaben, um dem Willen des Königs Genüge zu tun, mit dem Auswendiglernen von Psalmen und langatmigen biblischen Historien quälte, so wurden ihm die Religionsstunden zum Überdruß. Der Drill auf dem Exerzierplatz aber mit seinem rohen Ton und den noch roheren Strafen der Stockschläge und des Spießrutenlaufens widerte sein verfeinertes Empfinden dermaßen an, daß der König es bald bemerken mußte und im Jähzorn über den weichlichen Burschen mehr als zuviel zu demütigenden Zwangsmaßregeln griff.

Das Studium des Französischen jedoch nutzte der geistig rege Prinz, um unter seines Lehrers Duhan de Janduns Leitung bald in die beseligenden Gefilde der Künste und der schönen Literatur zu entfliehen, und da er zur Anschaffung geliebter Bücher Geld benötigte und kleine Schulden machte, so fand sich der sparsame König auch in der Rechen-

kunst seines mißratenen Sohnes getäuscht, was ihn aufs neue und bei jeder sich darbietenden Gelegenheit veranlaßte, mit Strafen und Hohnreden gegen den Poeten und Verschwender vor versammeltem Hofe vorzugehen.

Nicht, als ob es dem Könige an Liebe gemangelt hätte. Aber er wünschte nun einmal den Thronfolger aus seinem Holze geschnitzt zu sehen, nahm seine Eigenarten für Eigensinn und Unarten und kehrte, gereizt durch das gehaßte gelehrte Wesen, dessen Tiefen ihm selber fremd geblieben, den Souverän und Despoten so wild wütend in der Familie heraus, daß die Gemahlin ihm entfremdet wurde und die Kinder, der Kronprinz Friedrich und seine um wenige Jahre ältere Schwester Wilhelmine, vor ihm erzitterten und erbebten.

Als sechzehnjähriger Jüngling besuchte Friedrich den Hof zu Dresden, der unter August dem Starken ein wahres Musterbeispiel liederlich-eleganten Lebens geworden war. Dem daheim an Knappheit und Prügel Gewöhnten mußte dieses nie gekannte Treiben wie eine Erlösung aus Kerkerhaft erscheinen, doch der Vater griff energisch zu, als er raschbereit mitzuschwimmen versuchte. Eine Eroberung aber brachte er heim, den berühmten Flötenbläser Quanz, dessen Spiel ihn begeisterte und der ihm in aller Heimlichkeit Unterricht erteilen mußte, bis der König Wind erhielt, ins Zimmer drang, Bücher und Kavalierskleider ins Feuer warf und dem Kronprinzen eine Flut von Schmähungen ins Gesicht schleuderte. Sah doch der Soldatenkönig schon im Geiste alles wanken, woran er übermenschlichen Fleiß gesetzt hatte und alle Jahre seines arbeitsamen Lebens: das mustergültige Heer, die bis ins kleinste geordnete Verwaltung, den ersparten Schatz. Ein phantastischer Schwächling schien ihm dieser Sohn, der alles das nicht zu lieben

verstand, und wo er ihn erblickte, verlor er die Beherrschung und beschimpfte ihn mit Worten und mit Taten.

Da wurde dem Jüngling das Leben unerträglich, und mit Hilfe seiner Mutter, der Schwester des Königs von England, begann er einen Briefwechsel mit dem englischen Hofe, der sich, um Friedrich Wilhelm vom Kaiser wieder abzuziehen, aufs neue mit den alten Heiratsvorschlägen genähert hatte. Seckendorff und Grumbkow aber, des Königs Vertraute, wußten Friedrich Wilhelm in solcher Erregung gegen England zu halten, daß er alle Vorschläge rauh zurückwies und sein Haß auf den Kronprinzen wegen der eigenmächtigen Briefschreiberei nur noch höher stieg. Achtzehn Jahre zählte der Kronprinz, als er den unglücklichen Plan faßte, sich weiteren Mißhandlungen durch die Flucht zu entziehen.

Der flotte Leutnant von Katte in Berlin und der Leutnant von Keith in Wesel wurden von ihm ins Vertrauen gezogen. Die jungen Offiziere, dem Kronpringen in Freundestreue ergeben, vergaßen über dem Schmerz des hochgestellten Freundes ihren Fahneneid und trafen in Berlin und Wesel die Vorbereitungen. Von einer Reise aus, die Friedrich mit seinem Vater nach Süddeutschland unternehmen mußte, sollte die Flucht nach England bewerkstelligt werden.

Die Reisewagen waren in Steinfurth angelangt. In der Nacht erhob sich der Kronprinz leise, kleidete sich reitermäßig und wollte beim Morgengrauen heimlich zu Pferde steigen, als ihn der Oberst von Rochow anhielt. Schnell wurde die Absicht des Ausritts offenbar. Ein Page gestand sie aus Gewissensbissen zu. Bald darauf traf die Nachricht ein, daß der Leutnant von Keith seine Garnison Wesel verlassen hatte. Das entschied alle Zweifel. Offiziere mußten

sich zwischen Vater und Sohn werfen, um den König an Mißhandlungen zu hindern.

Der erste Gedanke Friedrichs waren seine Freunde. Die Warnung an Katte kam zu spät. Er wurde verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilte. Keith aber gelang es, zu Pferde die holländische Grenze zu erreichen und nach England zu gelangen.

Friedrich Wilhelm, unbeugsam, stieß das kriegsgerichtliche Urteil gegen Katte um. Seine schwer beleidigte Souveränität wollte „ein Exempel statuieren". Und er ging hin und verwandelte die Festungshaft in die Todesstrafe. Das junge Leutnantsblut sollte aufs Schafott. Und ausgestoßen werden sollte der Sohn aus der Thronfolge. „Ich erkenne ihn nicht mehr als meinen Sohn an. Er hat mich und mein ganzes Haus entehrt. Ein solcher Elender verdient nicht mehr zu leben."

Das Kriegsgericht lehnte es ab, sich mit einem Spruch über den Thronerben zu befassen, der nicht seiner Justiz unterstände. Der König schäumte, vermochte aber nichts weiteres auszurichten. Einstweilen hatte er den Sohn als Arrestanten von Wesel auf die Festung Küstrin überführen lassen, auf der auch Katte am Tage vor seiner Hinrichtung eintraf. Auf Befehl des Königs wurde das Schafott vor dem Zellenfenster des Kronprinzen aufgeschlagen, damit der mißratene Sohn Zeuge des Blutgerichts sei. Und Katte marschierte am Fenster vorüber, gefaßt und mutig.

„Katte!" schrie Friedrich auf, „teurer Katte, verzeihe mir!"

Und das leichtlebige Leutnantsblut, der Todgeweihte, mußte den Tröster spielen.

„Der Tod für einen so liebenswürdigen Prinzen ist

süß," rief er zurück, legte das Haupt auf den Block und empfing den Streich.

Ohnmächtig war Friedrich zusammengebrochen.

Noch immer war der Zorn des Königs nicht besänftigt, noch immer wollte er schwere Strafe für den Sohn. Die Bitten der befreundeten Höfe hätten ihn von seinem Willen nicht abgebracht, aber er fühlte, daß sein altes Offizierkorps, Fürst Leopold von Anhalt-Dessau voran, sich von ihm abseits zu halten begann, irre geworden an seiner Menschlichkeit, und er begnadigte nach innerem Kampfe den Tiefbereuenden. Damit er lerne, „daß kein Staat ohne Wirtschaft und gute Verfassung bestehen könne und daß das Wohl des Landes davon dependiere, ob der Landesherr alles selbst verstehe," wurde der Kronprinz der Regierung und der Kriegs- und Domänenkammer zu Küstrin als Hilfsarbeiter überwiesen und arbeitete sich zur Überraschung aller derart schnell in die schwierigsten Materien ein, daß in Friedrich Wilhelm jäh die Vaterfreude erwachte und seine Verzeihung bald von Herzen kam.

Der Tod Kattes, das blutige Sühnopfer, hatte den schwärmenden Jüngling zum Manne gereift.

Der König konnte anordnen, was er wollte, der Sohn vollzog es widerspruchslos. Kein Wort sagte er zu der Vermählung seiner geliebten Schwester Wilhelmine, die auf ihre eigenen Wünsche verzichten und den ungeliebten Erbprinzen von Bayreuth zum Manne nehmen mußte. Und das größte Zeichen der Überwindung gab er, als er aus der Hand seines Vaters die Prinzessin nahm, die ihm Friedrich Wilhelm auf Seckendorffs kaiserfreundlichen Rat ausgesucht hatte: Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, eine Nichte des Habsburgers.

Wohl hatte sein Herz bei des Vaters selbstsüchtiger

Wahl aufbegehrt, und an Grumbkow, des Vaters Vertrauten, hatte er sich in Briefen gewandt, die der Dolmetsch seiner noch einmal aufschreienden Verzweiflung waren. Vergeblich. Der Vater schrieb dem Sohne, die Prinzessin „sei zwar nicht schön, aber auch nicht häßlich, jedoch ein gottesfürchtiger Mensch, wohl aufgezogen, modeste und eingezogen, so müßten die Frauen sein". Und der Kronprinz, um nicht aufs neue die Schreckniſſe des Familienzwiſtes heraufzubeſchwören, vor allem aber, um von der „Galeere Küſtrin" loszukommen, brachte ſeinen glühenden Schönheitsſinn, ſeine brennende Sehnſucht nach einer geiſtig ebenbürtigen Gefährtin zum Opfer.

Brachte er wirklich das größere Opfer? Oder brachte nicht die Prinzeſſin ſich ſelber zum Opfer, die gezwungen war, die Frau eines Mannes zu heißen, zu dem ſie in Bewunderung emporblickte, ohne jemals ein Lächeln der Liebe zu erhaſchen?...

Am 12. Juni 1733 fand die Vermählung ſtatt. Die Kronprinzeſſin blieb in Schönhauſen, während der Kronprinz als Chef ſeines Regiments in Ruppin ſtand, bis der König, gerührt von der Arbeitskraft und Ergebenheit des Sohnes, ihm das idylliſch gelegene Schlößchen Rheinsberg bei Ruppin als Wohnſitz zum Geſchenke machte. Hier begann im Jahre 1736 der kurze gemeinſame Haushalt des kronprinzlichen Paares.

Vier Jahre verlebte der Kronprinz mit ſeiner Gemahlin und dem Freundeskreiſe, den er ſich ſelber wählte, zu Rheinsberg. Es waren die glücklichſten ſeines Lebens. Hatte er tagsüber ſein Regiment in Ruppin exerziert, Kriegskunde ſtudiert und ſich im Verwaltungsfach auf dem Laufenden gehalten, ſo trat gegen Abend der Freundeskreis zu friſchen und geiſtvollen Geſprächen zuſammen, die

alle Gebiete der Künſte und Wiſſenſchaften umfaßten und den Geiſt elaſtiſch machten. Oder aber es verſammelten ſich Herren und Damen im Muſikſalon des Kronprinzen, um in ſchweigender Andacht dem Muſizieren des großen Künſtlers Quanz, der von Dresden zu Beſuch kam, der Gebrüder Graun und Gebrüder Benda zu lauſchen. Dann war es, daß Friedrich ſelbſt zur Flöte griff, die er ſo meiſterlich blies, als könne er nur in der Muſik ſeine Seele voll ausſtrömen laſſen. Im Parke aber fanden Schäferſpiele ſtatt, und Friedrich ſchritt in vollendeter Grazie im Menuett.

Seine beſondere Liebe aber gab er den Büchern, und oft ſaß er bis in die frühe Morgenſtunde, das Buch vor Augen, die Feder in der Hand, und augenblicklich arbeitete er alles durch, was das Buch ihn lehrte, und machte ſich zum Herrn des Wiſſens. Mit allen großen Männern unterhielt er eine rege Korreſpondenz und lernte unabläſſig, ſo daß ihm bald kein Gebiet mehr fremd blieb und er den Gebildetſten ſeiner Zeit gleich kam, ja, die meiſten an Verſtandesſchärfe weit übertraf.

Eine neue Welt aber tat ſich vor ihm auf, als er mit Voltaire, dem großen franzöſiſchen Dichter und Philoſophen, dem blendenden Stiliſten und ſchneidenden Spötter in brieflichen Verkehr trat und ſeine religiöſen Anſchauungen an dieſem Manne maß, nach dieſem Manne umformte. Aus des engliſchen Philoſophen Locke Schule hervorgegangen, wußte Voltaires überredende Darſtellungskunſt der Lehre von der alleinigen Wahrheit deſſen, was menſchlicher Sinn und Verſtand wahrnehme und die Erfahrung beſtätige, ein ſo leuchtendes Kleid zu geben, daß auch Friedrich ſich dem Geiſte der Aufklärung ergab.

In Rheinsberg war es auch, daß Kronprinz Friedrich ſelber zur Feder griff, um ſich in die Reihe der Schrift-

steller zu begeben. Hier entstand der „Anti-Machiavell", eine Kampfschrift gegen die unwürdige Politik und Diplomatie der Fürsten, der kein Mittel zu niedrig war, um ihr Ziel zu erlangen. Hier prägte er das Wort, daß der Fürst nicht unumschränkter Herr seiner Untertanen, sondern der erste Diener des Staates sei und die Gerechtigkeit immerdar zu triumphieren habe.

Von besonderer Bedeutung wurde für ihn seine wenn auch kurze Beteiligung am Feldzug gegen Frankreich im Jahre 1734. Als Kriegsfreiwilliger hatte ihn der König zu dem alten Oberbefehlshaber der Österreicher, dem Prinzen Eugen von Savoyen, nach Philippsburg am Oberrhein geschickt, und er lernte dem geschulten Kriegsmann nicht nur mancherlei Künste und Schachzüge ab, er bewies auch selber die alte Hohenzollern-Unempfindlichkeit im Schlachtenfeuer, jene Gabe, durch die die Hohenzollern seit ihrem Erscheinen in der Mark ihre Truppen an ihre Person zu ketten und mit sich zu reißen verstanden. Was er aber nicht weniger lernte, war die Erkenntnis von der militärischen Schwäche Österreichs und der ungeordneten Schulung seines Heeres.

Die Augen hatte der zum Mann herangereifte Kronprinz aufgetan, und diese Augen waren scharf und durchdringend und erkannten auch die gewaltige Bedeutung des väterlichen Werkes. Die letzten Hemmungen zwischen Vater und Sohn schwanden dahin, und der Vater erkannte nicht minder die hohe Begabung des Sohnes und die in ihm wohnende Herrscherkraft. Und ob er ihn von den eigentlichen Regierungsgeschäften und dem letzten Einblick in die geheimnisvolle Maschinerie auch immer noch ausschloß, und, todkrank, der alleinige Selbstherrscher blieb: das Vertrauen zu Friedrich war so stark geworden, daß er auf dem

Sterbelager den, den er einst mit der Waffe in der Hand einen Elenden genannt, laut und glückselig als seinen „würdigen Sohn" erklärte vor Gott und den Menschen.

Tot lag König Friedrich Wilhelm I. auf dem Paradebette.

Ein neues Zeitalter stieg am Horizont empor. Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

„Der König ist tot — es lebe der König!"

Rheinsberger Tage.

Goldene Sonne auf goldgrünem Rasen,
Schäfer, die die Schalmeien blasen,
Schäferinnen, gepudert und bunt,
Den deutenden Finger verstohlen am Mund;
Büsche voll Düfte, jungfel'ge Genüsse,
Flatterndes Lachen, hastige Küsse,
Der Park in Blüten, in ewigem Mai
— Und der Kronprinz von Preußen ist auch dabei.

Kavaliere mit edelgeschnittenem Kopf,
In seidenem Kleid und gepudertem Zopf,
Den Hut unterm Arm, die Hand am Degen,
Schreiten im Tanzschritt den Damen entgegen.
Silberner Mond fällt auf Büsten und Nacken,
Auf schmalschlanken Schuh mit geschwungenen Hacken,
Auf glänzende Augen und Tändelei
— Und der Kronprinz von Preußen ist auch dabei.

Lichter fluten im spiegelnden Saale,
Köstlich die Stunde nach fröhlichem Mahle.
Der Quanz hebt die Flöte, ein Meister traun,
Und mit ihm die Bendas, die Brüder Graun,
Und es schwingt sich ein göttlich Musizieren
Durch den Saal, in den Seelen sich zu verlieren,
Sie einzuwiegen in Träumerei
— Und der Kronprinz von Preußen ist auch dabei.

Da horch! ein Ton, daß alle erbeben . . .
Da singt und sehnt sich ein junges Leben
Im Kampf mit sich selber in höh'res Gefild,
Wo nur die Götter der Menschen Bild.
Heraus aus den Festen, den Spielen und Reigen,
Hinauf auf die einsamen Höhen zu steigen,
So hoch, daß uns keiner den Kranz mehr stiehlt
— Still doch! Der Kronprinz von Preußen spielt . . .!

Der Aar steigt auf.

ie Religionen müssen alle toleriert werden. Hier muß ein jeder nach seiner Fasson selig werden."

„Gazetten, wenn sie interessieren sollen, müssen nicht geniert werden."

„Fort mit der Folter!"

Das waren die ersten Entscheidungen, die der neue König traf. Die Gewissensfreiheit, die Freiheit der Zeitungen, die Befreiung von mittelalterlicher Marter in der Justizpflege. Das war der neue Geist Friedrichs II.

Nicht antasten aber ließ er das Werk seines Vaters, dessen Bedeutung er damals wie kein anderer übersah: die glänzend arbeitende Verwaltungsmaschine, das starke, wenn auch kostspielige Heer. Und wenn er auch das Leibregiment der „langen Kerls" aus finanziellen Gründen auflöste, so vermehrte er doch dafür den Truppenbestand um 17 neuerrichtete Bataillone. Hier blieb der Geist Friedrich Wilhelms I. lebendig.

Wer da übrigens geglaubt hätte, aus alten Freundschaften Nutzen ziehen zu können, der hatte sich geirrt. Vom ersten Tage an war Friedrich II. sein eigener Minister, sein eigener Diplomat, sein eigener Feldherr. Die Herren, die er mit den hohen Stellungen betraute, führten lediglich aus, was sein scharfer Kopf ersann. Dank seiner Geistesgewandtheit brauchte er nicht, wie sein schwerfälliger Vater, die Ränke und Doppelspiele der fremden Diplomatie zu scheuen. Er fühlte sich selber Meister, und nichts schaffte ihm ein überlegeneres Vergnügen, als blitzschnell die Pläne der europäischen Kabinette zu durchkreuzen und eine ganz neue, alle überraschende Lage herbeizuführen.

Sein erster, unvermittelter Schachzug hieß: Schlesien.

Am 20. Oktober 1740 war Kaiser Karl VI. gestorben, die „pragmatische Sanktion" trat in ihre Rechte und des Kaisers dreiundzwanzigjährige, fürstenstolze, aber dem Volke gegenüber leutselige Tochter Maria Theresia ergriff die Regierung in allen habsburgischen Landesteilen. So auch in Schlesien. Da gedachte der junge Preußenkönig, wie seine Vorfahren durch habsburgische Künste und gebrochene Versprechungen um dieses Land gebracht und in ihren Ansprüchen höhnisch abgewiesen oder durch erneute falsche Versprechungen zu Verträgen gemißbraucht worden waren, und er tat auf dem Schachbrett den ersten Zug, der da hieß: verhandeln, aber im Besitz des Landes und mit dem Schwert in der Faust.

Das war ein emsiges und geheimnisvolles Treiben in allen Garnisonen. Die Regimenter wurden marschbereit gemacht, und die fremden Gesandten rannten von Pontius zu Pilatus, um zu erfahren, ob die Rüstungen für Österreich stattfänden, oder für Österreichs Gegner, Karl Albert von Bayern, der das Erbe von Oberösterreich beanspruchte und nach der Kaiserkrone langte.

Daß Friedrich nur für sich allein rüste, ohne Bundesgenossen gegen den allmächtigen österreichischen Staat, ein solches Unterfangen wollte keinem Diplomaten in den Kopf.

Friedrich versammelte seine Offiziere. Und in dem andachtsvollen Schweigen sprach er zu ihnen:

„Ich unternehme einen Krieg, in welchem Ihre Tapferkeit und Ihr Eifer meine einzigen Verbündeten sind. Meine Sache ist gerecht. Erinnern Sie sich des Ruhmes, den Ihre Vorfahren bei Warschau, bei Fehrbellin und auf dem Zuge nach Preußen errungen haben. Ihr Schicksal ist

in Ihrer Hand. Auszeichnungen und Belohnungen erwarten Sie, doch brauche ich Sie nicht zum Ruhme zu reizen, den Sie allein im Auge haben. Wir werden uns mit den Truppen messen, die unter dem Prinzen Eugen im höchsten Rufe standen. Leben Sie wohl, ziehen Sie hin, ich werde Ihnen sogleich auf den Schauplatz des Ruhmes folgen, der uns erwartet."

Die Truppen rückten aus. Um den Gesandten der fremden Höfe zu zeigen, wie wenig wichtig er die schlesische Angelegenheit nehme, erschien der König noch am Abend des 12. Dezembers lustig und guter Dinge auf einem Maskenballe, der im königlichen Schlosse zu Berlin stattfand. Der andere Morgen aber sah ihn schon auf eilender Fahrt nach der schlesischen Grenze.

Ein Manifest warf er in die schlesische Bevölkerung hinein, das sie über seine Unternehmungen beruhigen sollte. Und seinen Truppen schrieb er strengste Manneszucht vor, als seien sie daheim. Das gewann ihm die Gemüter. Bevor sich Österreich von seinem Erstaunen erholen konnte, hatten die preußischen Heereskolonnen, die erste unter General Schwerin, die andere unter des Königs eigener Führung, ganz Schlesien bis an die mährische Grenze besetzt, war der König in Breslau eingezogen. Das Frühjahr aber begann mit der Erstürmung der Festung Glogau durch den ältesten Sohn des Dessauers, den Prinzen Leopold. Bis auf die Festung Neiße war Friedrich der Herr Schlesiens.

Das strittige Land in der Hand, hatte Friedrich Maria Theresia seine Forderungen kund getan: Abtretung Schlesiens gegen eine von Preußen zu leistende Zahlung von 2 Millionen Gulden, dafür getreue Bundesgenossenschaft und Unterstützung des Gemahls der Maria Theresia, des

Großherzogs Franz von Toskana, bei der Kaiserwahl. Seine Forderungen wurden mit Spott und Hohn als dreiste Anmaßung abgelehnt, dahingegen Feldmarschall Neipperg mit einem Heere entsandt, den Frechen zu züchtigen. Bei dem Dorfe Mollwitz, nahe Brieg, standen sich die feindlichen Truppen auf schneebedeckter Ebene Auge in Auge.

Es war der 10. April des Jahres 1741, der Tag, an dem Friedrich seinen ersten Waffengang unter den Augen der ganzen Welt unternehmen sollte. Auf jeder Seite kämpften an die 20000 Mann. Die preußische Artillerie begann mittags den Kampf, bevor die Österreicher ihren Aufmarsch vollziehen konnten. Da brach die österreichische Kavallerie eigenmächtig und gegen Neippergs ausdrücklichen Befehl los auf den Feind, und ob Friedrich auch sofort seine Reiterei im Galopp vorgehen ließ, sie wurde von der überlegenen Reiterkunst der Österreicher überritten, in die Reihen der eigenen Infanterie hineingeworfen, diese selbst überflügelt und aus dem Gleichgewicht gebracht. In den dichten Knäuel war der König geraten. Er rief die Flüchtenden an, er führte sie wieder vor, mußte im Wirbel wieder zurück. Die Schlacht schien verloren. Da jagte Friedrich mit wenigen Begleitern auf Oppeln zu, um Reserven heranzuholen, und aus der Stadt, die inzwischen vom Feinde besetzt war, brausten österreichische Husaren, und eine Jagd brach an auf Leben und Tod, über Schnee und Eis, durch Nacht und Finsternis.

Bei Mollwitz aber hatte General von Schwerin die gesamte Infanterie in die Hand genommen. Ruhig und fest klang sein Kommando wie auf dem Exerzierplatz. Da fühlten sich seine Soldaten wieder zu Hause. Und wie auf dem Exerzierplatz marschierten sie vorwärts, in die rote

Abendsonne hinein, kerzengerade, Fühlung mit dem Nebenmann, im Marschieren auf Kommando ladend, feuernd, und wieder: ladend, feuernd, im Marschieren alles niedertretend. Es war, als ob der Geist Friedrich Wilhelms I. und des alten Dessauers, ihrer Lehrmeister, unter sie gefahren wäre. Ein Grausen packte die österreichischen Regimenter vor dieser todesruhigen Kolonne, die im Takt die Feinde abwürgte, sie gerieten in Unordnung, wankten, wichen und verließen flüchtend das Schlachtfeld. Noch in der Nacht trat Neipperg den Rückzug zur Neiße an.

Friedrich erhielt die Nachricht von dem Siege, bevor er Mollwitz wieder erreicht hatte. Seine Trauer, den Sieg nicht mit eigenen Augen gesehen zu haben, wurde aufgewogen durch die Freude, Herr der Walstatt zu sein, das Pfand in Händen behalten zu haben. Und während er sich sofort daran machte, seine ungeschulte Reiterei, „die nicht wert sei, daß sie der Teufel hole, während die Infanterie lauter Cäsars seien," zu tummeln und zu exerzieren, bot er Maria Theresia wiederum den Frieden an und wurde wiederum zurückgewiesen.

In seinem Lager zu Mollwitz gaben sich die Gesandten aller Nationen Stelldichein. Nach der Besiegung des ruhmreichen österreichischen Heeres war der kleine Markgraf von Brandenburg über Nacht eine politische Größe geworden. Frankreich, der Bundesgenosse Bayerns im Kampf um den österreichischen Erbanteil und die Erlangung der Kaiserkrone, hatte nach der stolzen Ablehnung Maria Theresias bei Friedrich leichteres Spiel. Er trat dem Bündnis bei, sicherte dem bayrischen Kurfürsten seine Unterstützung bei der Kaiserwahl zu und ließ sich gegen Verzicht auf das umstrittene Herzogtum Berg den Besitz von ganz Schlesien gewährleisten. Es geschah im Vertrage

zu Breslau am 5. Juni 1741. Und im Oktober desselben Jahres tat er einen weiteren Schritt, einen Schritt, den er für diplomatisch äußerst gewitzigt hielt und der fast verhängnisvoll für ihn geworden wäre. Bayern und Franzosen hatten sich Oberösterreichs bemächtigt. Schon war der Wiener Hof nach Ungarn geflohen. Da bot Maria Theresia in ihrer Zwangslage Friedrich die Friedenshand. Und der König, der der Hilfe der Franzosen mißtraute, gedachte sich auf alle Fälle zu sichern und schloß am 2. Oktober 1741 zu Klein-Schnellendorf mit Österreich ein Geheimabkommen, das ihm bei Einstellung der Feindseligkeiten den Besitz Niederschlesiens mit der Festung Neiße in Aussicht stellte.

Durch dieses Doppelspiel hatte er sich selbst in die Falle begeben. Die Österreicher konnten neue Kräfte sammeln, und die Bayern und Franzosen trauten ihm nicht mehr über den Weg. Maria Theresia aber eilte nach Ungarn, rief in Preßburg das „tapfere und treue Ungarnvolk" zur Hilfe auf, das mit heller Begeisterung an die 65 000 Mann aus der Erde stampfte, gewann Oberösterreich zurück und ließ ihre Ungarn in Bayern einrücken, während sich der bayrische Kurfürst in Frankfurt als Karl VII. zum deutschen Kaiser krönen ließ.

Nun gewahrte Friedrich die Haltlosigkeit seines übereilten Schrittes. Und sofort bog er ein. Das Geheimabkommen zu Klein-Schnellendorf erklärte er durch Veröffentlichung des Vertrags seitens Österreichs für null und nichtig, den Vertrag mit Bayern und Frankreich wieder zu Recht bestehend. Er rückte in Mähren und Böhmen ein.

Eilends kam der österreichische Feldherr Prinz Karl von Lothringen heran. Bei dem böhmischen Dorfe Cho-

tusitz trafen die Heere am 17. Mai aufeinander, 28000 Preußen gegen 30000 Österreicher. Die preußische Kavallerie, eingedenk der Demütigungen von Mollwitz, warf sich in wildem Angriff auf die Österreicher. Diesmal sollte sie nicht der Teufel holen, auch sie wollten lauter Cäsars sein. Und mit Todesverachtung hieben sie drein und ließen sie sich zusammenhauen, immer nur „Avancieren" im Auge, bis die Artillerie eine beherrschende Stellung gewonnen hatte und verheerend in die Masse des Feindes hineinfeuerte, bis der König mit seinem bewundernswerten Fußvolk den Feind umgangen hatte und ihm verderbenbringend in die Flanke fuhr. Um die Mittagsstunde war das österreichische Heer in vollem Rückzug. Friedrich ritt als Sieger über das Schlachtfeld.

Da suchte Maria Theresia den Frieden. Und sofort bot ihr Friedrich die Hand. Am 11. Juni 1742 kam der Präliminarfriede zu Breslau zustande, der Friedrich in den Besitz von ganz Schlesien und der Grafschaft Glatz setzte, ausgenommen das Fürstentum Teschen. Am 28. Juli wurde zu Berlin der Definitivfriede geschlossen. Fast 700 Quadratmeilen Landes mit 1116000 Einwohnern betrug der Gewinn. Das war ein Drittel des bisherigen Königreichs Preußen.

Der Name Friedrichs erscholl von einem Ende Europas bis zum andern.

✧ ✧ ✧

Nicht zwei Jahre dauerte die selige Friedenszeit. Maria Theresia konnte den Verlust Schlesiens nicht verwinden. Siegreich in ihren Unternehmungen gegen Bayern und Frankreich schloß sie mit Sachsen und England, Holland und Sardinien Schutz- und Trutzbündnisse ab, deren Spitze, wenn auch gegen Bayern gerichtet, auch Preußen

treffen mußte. Hieß es doch im Text, daß sich die gegenseitige Gewährleistung ebenso auf die Staaten erstreckte, die sie von Rechts wegen besitzen sollten!

Der König ließ in Wien anfragen und zog sich eine scharfe Antwort zu. Die Gegenantwort Friedrichs ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Er glaubte, daß der nächste Schlag ihm und Schlesien gälte, und feierlich ließ er erklären, daß er der Unterdrückung des erwählten Kaisers nicht länger mehr ruhig zusehen dürfe und für den Kaiser die Waffen ergreifen müsse. Im August 1744 rückte er mit 80000 Mann in Böhmen ein, in den „zweiten schlesischen Krieg". Die drei Heeresabteilungen unter Führung des Königs, des Feldmarschalls Schwerin und des Erbprinzen Leopold von Dessau vereinigten sich vor Prag, eröffneten das Bombardement auf die Stadt und nahmen sie am 16. September.

Doch die Gunst des Schicksals schlug um.

Herzog Karl von Lothringen war mit seinem Heere vom Rheine herbeigeeilt und hatte die sächsischen Truppen an sich gezogen. Die Österreicher aber wichen auf Trauns vorsichtigen Rat hin jedem Kampfe aus, schnitten dem Könige jedoch alle Verbindungswege ab, verlegten ihm die Zufuhren, ermüdeten sein Heer durch Kreuz- und Quermärsche und drängten ihn von einer Position in die andere bis hinter die Elbe zurück. Das Desertieren der hungernden Soldaten war bald an der Tagesordnung, in Prag desertierte die ganze Besatzung, das Heer schmolz zusammen wie Schnee an der Sonne, Oberschlesien war in Feindeshand, und nun starb auch noch der Kaiser, sein Sohn schloß mit Österreich seinen Frieden, und Frankreich rührte sich nicht.

In diesen furchtbaren Tagen der Not und Verzweiflung einsam und verlassen, mehr als den Verlust Schlesiens,

den Verlust Preußens vor Augen, erhob sich der König zu jener Seelengröße, die ihn seitdem nicht mehr verlassen sollte sein Leben lang.

Kein Mensch seiner Umgebung ahnte die Stürme, die König Friedrich in diesen Tagen in seiner Brust niederkämpfte, bis er den heroischen Gleichmut gefunden hatte. Nur seinem Minister von Podewils schrieb er die Erläuterung.

„Ich bin gezwungen gewesen, gewaltig mit mir zu kämpfen, bevor ich mir diesen Gleichmut erwarb. Aber ich bin jetzt in einer geistigen Verfassung, die mir gestattet, kalten Blutes all die großen Vorbereitungen zu treffen, die für mich erforderlich sind. Ich habe innerlich darum nicht weniger gelitten, aber es blieb mir keine andere Rettung mehr als eine energische Tat. Ich spiele ein hohes Spiel, und wenn sich dabei alles Unglück der Welt auf mein Haupt verschwört, so bin ich verloren. Von all den Mitteln, die ich mir für meine augenblickliche Lage denken kann, ist die Schlacht dasjenige, das mir am rätlichsten erscheint. Dieses Brechpulver wird binnen wenigen Stunden über das Geschick des Kranken entscheiden."

Im Frühjahr 1745 erwartete er den Einbruch der verbündeten Österreicher und Sachsen in Schlesien. Um sie in ihren Berechnungen zu täuschen, ließ er ihnen die Nachricht in die Hände spielen, er werde vor ihrem Anmarsch zurückweichen und ihren Angriff nicht abwarten. Mehr als 60 000 Mann stark stiegen die verbündeten Österreicher und Sachsen vom Riesengebirge hernieder.

Am 3. Juni lagerte Friedrich mit seinen 60 000 Preußen bei Schweidnitz und beobachtete scharf jede Bewegung des Feindes, der bei Hohenfriedberg ein Lager bezog. In der

Nacht zum 4. Juni ließ der König satteln und antreten und führte seine schweigenden Scharen unbemerkt bis dicht an das feindliche Lager. Der erste Morgenschimmer zog am Himmel auf. Da gab er das Angriffssignal. Und wie die Windsbraut warf sich die preußische Reiterei auf den hastig aufmarschierenden rechten Flügel der Sachsen, hinter ihr drein das Fußvolk, dem der unwegsame Boden kein Hindernis schien, und ob die Sachsen sich mit dem Mute der Verzweiflung wehrten, sie wurden erdrückt und geworfen, und schon waren die Bayreuther Dragoner mitten in den Österreichern, die sich noch nicht völlig formiert hatten, und unter ihrem stürmischen General von Geßler fielen sie in die Regimenter ein, daß sie wie Spreu zerstoben und 66 Fahnen in den Händen der Bayreuther Reiter ließen. Und preußische Infanterie und Artillerie stand ihnen nicht nach mit gewaltigem Feuer, und die achte Morgenstunde sah Sachsen und Österreicher in voller Flucht.

Siebentausend Tote und Verwundete und siebentausend Gefangene hinterließ der geschlagene Feind, während die Verluste der Preußen an Toten und Verwundeten gegen fünftausend betrugen.

Wo aber die Viktoria-blasenden Postillone Friedrichs eintrafen, da läuteten die Kirchenglocken in allen seinen Landen, da vereinigten sich die Menschen im Dankgebet gegen Gott.

Noch sollte Friedrich seines Sieges nicht froh werden. In Böhmen war er eingerückt, als ihn plötzlich der österreichische Feldherr Karl von Lothringen am 30. September bei Soor überfiel. Unbemerkt hatten die Österreicher mit einem überlegenen Heere die Preußen eingekesselt. Ein Entrinnen schien nicht denkbar. Da zeigte sich Friedrichs kalt berechnende Geistesgegenwart! Er selber ging zum

Angriff über. Und ob Tod und Verderben von den Höhen niederspie, gerade die Höhen ließ er in wilden Attacken nehmen, die Kavallerie vorauf, bergan, die Fußtruppen im Kugelregen hinterdrein. Irrsinnig schien's, und es wurde eine Tat. Ob links und rechts die Leute fielen, vorwärts ging es mit Ungestüm, genommen wurden die Höhen nach erbittertem Kampfe und die Österreicher verjagt.

Und noch einmal sammelte Maria Theresia hastig ein Heer. War es doch endlich gelungen, ihrem Gemahl Franz die deutsche Kaiserwürde zu verschaffen, war doch Frankreich zur Verständigung bereit, schickte sich doch Rußland an, mit einem Heere in den Marken einzufallen. Alles kam für Friedrich darauf an, die Vereinigung der feindlichen Armee zu verhindern. In Sachsen und in der Lausitz standen die sächsisch-österreichischen Truppen. In die Lausitz eilte Friedrich, überraschte am 23. November bei Hennersdorf den Feind, zertrümmerte seine Vorhut und jagte ihn bis weit über die böhmische Grenze zurück. Der „alte Dessauer" aber sollte in Sachsen schlagen. Dort schien sich jetzt das gesamte feindliche Heer vereinigen zu wollen.

Ob aber Friedrich trieb und trieb, der alte Dessauer ging nur zaudernd vor. Da schrieb ihm der König einen zornigen Brief.

„Ich weiß, daß ich mir alle Mal so deutlich expliziere, daß seine Tage kein Offizier von meiner Armee geklaget hat, daß er mir nicht verstände, und ist mein Feldmarschall der einzige, der meine deutlichen Befehle nicht verstehen kann oder verstehen will. Ich kann es nicht begreifen und bin in dem größten Mißvergnügen, denn Sie bringen mir um Ehre und Reputation."

Da aber packte den greisen Krieger die „alte Dessauer-

wut". Ohne weiteres brach er auf und fand am 15. Dezember das Heer der Österreicher und Sachsen bei Kesselsdorf zwischen Meißen und Dresden.

Einen Blick warf der alte Dessauer auf die übermächtigen Schanzen der Feinde. Felsen ringsum, und eis- und schneebedeckt das Terrain. Und er sprach ein lautes Gebet.

„Lieber Gott," betete er, und seine Grenadiere falteten die Hände „lieber Gott, stehe mir heute gnädig bei. Oder willst Du mir diesmal nicht beistehen, so hilf wenigstens auch dem Schurken von Feind nicht, sondern bleib neutral und sieh zu, wie's kommt."

Zog den Säbel und ging zum Sturm über. Die Musik jubelte den Dessauer Marsch.

Und die Grenadiere jauchzten ihm zu, schwuren, zu siegen oder zu sterben, und gingen blindlings drauf. Ob sie fielen oder zurückgeschlagen wurden, was fiel, blieb liegen und die Zurückgeschlagenen schöpften nur frischen Atem und stürmten aufs neue los. Wo die Schlacht am wildesten tobte, sah man des alten Dessauers Klinge blitzen, der wie der gemeinste Mann dreinhieb und einen ehrlichen Soldatentod zu suchen schien, würdig, ihn vor seines Königs Augen rein zu waschen. Zum drittenmal wurde der Ansturm erneuert, da war des Dessauers Jüngster, Prinz Moritz, auf dem Berg und warf die Feinde in die Schlucht. Und der Alte hieb die Sachsen zusammen, nahm mit letzter Anstrengung Kesselsdorf und trieb die Fliehenden vor sich her.

Friedrich eilte herbei. Am 17. Dezember traf er auf dem Schlachtfeld ein, auf dem der alte Dessauer kampierte. Und er stieg eilends vom Pferde, zog tief den Hut vor dem glückseligen Alten, bat ihn um Verzeihung und schloß ihn fest in seine Arme.

Am nächsten Tage kapitulierte Dresden, und Friedrich

zog als Triumphator ein. Die österreichischen Bundesgenossen aber hatten zuvörderst genug, und wieder sah sich Maria Theresia gezwungen, Frieden zu schließen. Er kam am 25. Dezember 1745 zu Dresden zustande, und Friedrich forderte nicht mehr, als er immer gefordert hatte: Abtretung Schlesiens. Nur von den Sachsen ließ er sich 1 Million Taler Kriegsentschädigung zahlen.

Berlin aber empfing seinen Helden, der zwischen seinen Brüdern August Wilhelm und Heinrich feierlichen Einzug hielt, mit brausendem Jubelgeschrei und stürmischen Beweisen seiner Liebe. An diesem Tage schuf das Volk den unsterblichen Heldennamen: Friedrich der Große.

Der zweite schlesische Krieg war beendet.

Friedrich der Große im Siebenjährigen Krieg.

Friede war es, und doch lebte und webte ein unversöhnlicher Feind: Maria Theresia. Friede war es, elf Jahre fast, und wenn auch Friedrich in dieser Spanne der Wohlfahrt des Landes seine Sorge widmete durch straffe Zusammenhaltung der Verwaltung, durch Kanalbauten und Entwässerung der gewaltigen Ländereien des Oderbruchs, durch Hebung der Rechtspflege, zu der sein Minister von Cocceji durch die Ausarbeitung eines „Projektes des Corporis juris Friedericiani“ am eifrigsten beitrug, seine Hauptsorge blieb die Ausbildung seines Heeres.

Friede war es, Kunst und Wissenschaft blühten empor wie unter keinem anderen Hohenzollern bisher, die Akademie der Wissenschaften erhielt in ihrem Präsidenten Maupertuis einen neuen Stern, Knobelsdorff baute das Opernhaus, Dom und Invalidenhaus erhoben sich, und Schloß Sanssouci, Friedrichs Lieblingstraum, in seinen Plänen entworfen von des Königs eigener Hand, wurde zur Wahrheit unter Knobelsdorffs glänzender Bauführung, Sanssouci, der Sitz der „Tafelrunde“, die einen Voltaire in sich schloß und die geistvollsten Köpfe des In- und Auslandes. Hier wurde in Friedrich der Dichter, Philosoph und Geschichtsschreiber geboren, dessen Werke, in glänzendem Französisch geschrieben, immer aufs neue die Welt überraschen sollten durch die Schärfe ihrer Beobachtung, die Schönheit der Empfindung und die überragende Geistesstärke ihres Schöpfers in allen Schicksalstagen.

Maria Theresia aber saß am Webstuhl des Krieges.

Kaunitz war ihr Minister geworden, der kalte, verschlagene Meister der Diplomatie, der für Habsburg-Öster-

reich das Wort prägte: „daß Preußen übern Haufen geworfen werden muß, wenn das durchlauchtigste Erzhaus aufrecht stehn soll". Seinem Rate folgten Maria Theresia und ihr Gemahl, der Kaiser Franz, unbedingt, und das große Netz wurde geknüpft, in dem sich der König von Preußen verfangen sollte.

Rußland trat zuerst einem Bündnis bei. Hatte doch Friedrichs scharfer Witz mehr als einmal die Person der Kaiserin Elisabeth von Rußland und ihre mannstolle Günstlingswirtschaft getroffen. Das war ihm nicht vergessen. Frankreich folgte langsamer, aber es folgte, als England und Preußen ein Schutzbündnis, die Konvention von Westminster, schlossen, und der Jahrhunderte alte Haß zwischen Bourbonen und Habsburgern war vergessen, als die fürstenstolze Maria Theresia der allgewaltigen Mätresse Ludwigs XV., der von Friedrich heiß gehaßten Marquise von Pompadour, einen herzlieben Brief „in schwesterlicher Zuneigung" schrieb. Im Gefolge Frankreichs aber stand Schweden, das an pommersche Beute dachte. Und Sachsen, dessen Minister Graf Brühl die Rache Friedrichs fürchtete, erklärte sich bereit, seine Truppen zu den Verbündeten stoßen zu lassen, sobald Preußen die erste Niederlage erfahren habe. Der Zweck dieser furchtbaren Umklammerung aber sollte sein, Preußen auf den Länderstand zurückzuversetzen, den es vor dem Dreißigjährigen Kriege innegehabt hatte. Also gänzliche Vernichtung.

Friedrich vernahm die Kunde durch seine Geschäftsträger und den ihm innig befreundeten englischen Gesandten Mitchell. Er wollte weder an eine Gefahr seitens Rußlands noch Frankreichs glauben und vertraute auf rechtzeitiges englisches Eingreifen. Als ihm aber die Abschrift einer sächsischen Korrespondenz vorgelegt wurde, die

ihm einen jähen Einblick in das abgekartete Spiel gewährte, als er bündige Nachrichten von den Marschbewegungen russischer Truppen und verdächtigen Ansammlungen österreichischer Scharen erhielt, ließ er in Wien um eine Erklärung bitten. Dreimal mußte er seine Anfrage stellen, dreimal wurde sie hochmütig abgewiesen. Da gedachte er der Union zuvorzukommen, einen entscheidenden Schlag zu tun und dadurch das Ausland von jeder bewaffneten Einmischung abzuschrecken. Unvermutet stand er am 29. August des Jahres 1756 mit 60000 Mann in Sachsen.

Ein Schrei der Wut brach aus. Wien und mit ihm die den Habsburgern befreundeten deutschen Fürsten brandmarkten ihn als gottlosen Landfriedensbrecher. Friedrich rechtfertigte sich auf der Stelle durch die Veröffentlichung der bloßstellenden sächsischen Korrespondenz. Trotzdem: die Reichsexekution bedroht ihn, und der preußische Geschäftsträger in Frankfurt am Main, Baron von Plotho, läßt der Überbringer einer kaiserlichen Vorladung späterhin durch seinen Lakaien die Treppe hinunterwerfen.

Friedrich, obwohl voll Zorn über das Ränkespiel Sachsens, verlangte dennoch zunächst von König August III. und seinem Minister Brühl eine unumwundene Erklärung, mit Land und Leuten zu ihm halten zu wollen. Als diese hinausgeschoben wurde, schloß er das 17000 Mann starke sächsische Heer bei Pirna ein. Doch die Sachsen hatten eine Stellung, die zu nehmen eine langfristige Belagerung kostete, und schon rückte der österreichische Feldmarschall Browne mit 70000 Mann zum Entsatze heran. Schleunigst zog ihm Friedrich mit 28000 Mann entgegen, ihn von der Vereinigung mit den Sachsen abzuschlagen. Bei Lowositz an der Elbe erhielt er Fühlung mit dem 31000 Mann starken Feind; es war am 1. Oktober 1756,

an einem von dichten Nebeln verhängten Morgen. Nur die feindliche Vorhut glaubte er vor sich zu haben und griff an. Mit der alten Bravour stürmten seine Soldaten auf den Feind, aber so oft sie die anrückenden Regimenter hinwegfegten, so oft standen wie aus der Erde gezaubert frische Regimenter gegen sie auf. Schon wähnte der König, daß er die gesamte Übermacht gegen sich habe, und seine Soldaten hatten den letzten Schuß aus dem Lauf und blickten ratlos auf die leeren Kugeltaschen. Da sprengte der Herzog von Braunschweig-Bevern vor. „Fällt das Gewehr!" Und mit dem Bajonett ging es drauf, und wo es brach, da mußte der Kolben dran, und sie durchstürmten das Schlachtfeld hauend und stechend und es wurde ein blutiger Sieg.

Die zu Pirna eingeschlossenen Sachsen aber, dem Verhungern nahe, schlugen sich aus dem Lager heraus, doch Friedrich eilte herbei, und die Todmüden ergaben sich ihm am 16. Oktober. Alle Ehren erwies der König den Tapferen, reihte sie in seine Armee ein, sah sie jedoch bald in Scharen desertieren.

Friedrich aber bezog im reichen Sachsenlande, das er nach des Königs Flucht unter eigene Verwaltung nahm, gute Winterquartiere.

Doch er verlebte den Winter nicht in Muße. Klarer als je zuvor sah er die Gefahr, die sich von allen Seiten ihm nahte, und sein rastlos arbeitendes Hirn entwarf, von dem Genie Winterfelds und Schwerins unterstützt, den Feldzugsplan des neuen Jahres. Und eine Geheiminstruktion an seinen Minister Graf Finkenstein spricht am besten für Friedrichs königliche Auffassung der Dinge.

„In der gegenwärtigen schwierigen Lage," so schreibt der König, „muß ich Euch Befehle hinterlassen, damit Ihr

in allen etwaigen Unglücksfällen zu den nötigen Beschlüssen ermächtigt seid. Wenn es sich, was der Himmel verhüten möge, ereignete, daß eine unserer Armeen in Sachsen geschlagen würde, oder daß die Franzosen in die Altmark einzufallen drohen, oder daß die Russen in die Neumark eindringen, so muß die königliche Familie nebst den wichtigsten Behörden, dem Ministerium und dem Generaldirektorium, von Berlin weggebracht werden. Wenn wir in Sachsen in der Richtung von Leipzig geschlagen werden, so ist Küstrin der geeignetste Ort, um die königliche Familie und den Schatz hinzubringen; in diesem Falle muß die ganze Garnison sie dahin begleiten. Wenn die Russen in die Neumark einfielen oder wenn wir ein Unglück in der Lausitz hätten, so müßte alles nach Magdeburg gebracht werden. Der letzte Zufluchtsort endlich ist Stettin, aber dahin darf man erst im äußersten Falle gehen. Die Garnison, die königliche Familie und der Schatz sind unzertrennlich und müssen immer zusammenbleiben, ebenso wie die Krondiamanten und das große Silbergerät, welches in einem solchen Falle zu Geld ausgemünzt werden muß. Im Fall, daß ich getötet werde, sollen die Angelegenheiten ganz ohne die geringste Änderung ihren Lauf behalten und ohne daß man bemerken kann, daß sie sich in anderen Händen befinden; in diesem Falle muß man die Huldigung hier wie in Preußen und Schlesien beschleunigen. Wenn ich das Unglück hätte, vom Feinde gefangen zu werden, verbiete ich, daß man auf meine Person die geringste Rücksicht nehme, oder daß man im allergeringsten auf das achte, was ich etwa aus der Gefangenschaft schreibe. Wenn mir ein solches Unglück begegnet, so will ich mich für den Staat opfern, und man soll alsdann meinem Bru-

der Gehorsam leisten, welchen, sowie die Minister und Generale, ich mit ihrem Kopf dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz noch Lösegeld anbiete, daß man vielmehr den Krieg fortsetze und alle Vorteile benutze, ganz so, als hätte ich niemals in der Welt existiert. Ich hoffe, daß Ihr nicht nötig haben werdet, von dieser Instruktion Gebrauch zu machen, aber im Fall eines Unglücks ermächtige ich Euch, dieselbe auszuführen, und zum Zeichen, daß dies nach reifer und klarer Überlegung mein fester und ernster Wille ist, zeichne ich mit meiner Hand und drücke mein Siegel darauf. Friedrich."

Die Kopfstärke der verbündeten Gegner berechnete der König auf 500000 Mann. Er selbst besaß an Feldarmee und Garnisonen 200000 Mann. So konnte es sich denn für ihn nur darum handeln, keine Vereinigung der feindlichen Heere zuzulassen und ein jedes einzeln zu schlagen. Die Waffe mußte der Angriff sein.

Auf gegen Österreich! In vier Kolonnen überschritten seine Soldaten das Riesengebirge und Erzgebirge, zogen in Eilmärschen durch Böhmen und standen am 6. Mai 1757 vor Prag. Dort, in den Prager Bergen, hielt der Herzog Karl von Lothringen sein Heer trefflich verschanzt. Und ohne seinen Truppen auch nur einen Ruhetag zu gönnen, gab der König den Befehl zum Angriff.

General von Winterfeld führte die Bataillone vor. Die österreichische Artillerie nahm sie unter mörderisches Feuer. Ganze Kompagnien sanken hin. „Vorwärts!" kommandierte der tapfere Winterfeld. Und vorwärts ging's, und wieder sanken die Kompagnien unter den Kartätschen der Österreicher. Unmöglich weiter. Da packt Feldmarschall Schwerin die Fahne. „Mir nach!" Vier Kugeln zer-

reißen ihm die Brust. Tot stürzt er vom Pferde. Einen Augenblick stutzen die Grenadiere. Erstarrt über den Tod Vater Schwerins. Und werfen sich wie die Besessenen, nach Rache brüllend, auf die verderbenspeienden Batterien.

In dieser Sekunde greift auch der König ein. Vom rechten Flügel reißt er die Bataillone hinter sich her, drängt sich wie ein Keil zwischen die feindlichen Stellungen, verwirrt sie und wirft sie auseinander. Da rettet sich der geschlagene Feind nach Prag hinein, das Feldmarschall Keith umschließt. In die Fahne eingehüllt, trägt man Schwerins Leiche vom Schlachtfeld. Um den einen Schwerin war der Sieg zu teuer.

Nahe schon stand der österreichische Feldmarschall Daun mit einem frischen Heere. Bis in den Juni betrieb Friedrich die Belagerung Prags, dann erst rückte er Daun entgegen und traf ihn am 18. Juni bei Collin. Es war ein Unglückstag. 30000 Preußen standen gegen 54000 Österreicher.

Glänzend begann Friedrich das Spiel. General Zieten ging siegreich vor und warf den Gegner im ersten Ansturm. Doch die ersten Befehle Friedrichs waren mißverstanden und falsch ausgeführt worden. Neue Befehle jagten hinterdrein und waren nicht mehr zu befolgen. Den Degen in der Faust, sprengte der erzürnte König unter seine Generale. Der Feind, schon den Rückzug vorbereitend, bemerkt die plötzlich eingetretene Verwirrung, wendet sich, und die sächsische Reiterei braust in die preußischen Bataillone. Der König in Person wirft sich ihr entgegen, stürmt gegen eine Batterie, blickt sich um und sieht sich allein... Langsam reitet er zurück, befiehlt den Rückzug und führt die Überlebenden aus der Schlacht. Zum ersten Male ein Besiegter.

Wie geistesabwesend saß er am Abend auf einer alten Brunnenröhre. Allerlei Figuren zog sein Krückstock in den Sand. Ergriffen standen ringsum die Soldaten. Bis einer der Veteranen zu ihm trat und ihm im Namen der Kameraden Mut zusprach. Da zog ein seltsam weiches Lächeln über des Königs Züge. „Kinder," murmelte er, „ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt. Aber habt nur Geduld. Ich werde alles wieder gut machen."

Und er machte es wieder gut, obwohl ihn der Schmerz fast zerriß. Erhielt er doch in diesen Unglückstagen die niederschmetternde Nachricht von dem Hinscheiden der geliebten Mutter.

Da glaubten die Feinde ihn am Ende seiner Spannkraft. Die Franzosen drangen unter dem Prinzen Soubise und dem Marschall d'Etrées vor und vernichteten bei Hastenbeck an der Weser das Hilfskorps des Herzogs von Cumberland, der feige das westliche Land preisgab. Die Russen marschierten unter General Apraxin mit 90000 Mann in Ostpreußen ein und warfen die preußischen Truppen des Generals Lehwald bei Groß-Jägersdorf. Die Schweden aber fielen in Pommern ein.

In dieser schwersten Stunde erhob sich Friedrich zu seiner ganzen Feldherrngröße. Alles Ungemach war vergessen, alle persönlichen Schmerzen schüttelte er von sich ab. Mit 22000 Mann nur ging es in Gewaltmärschen nach Thüringen, die Franzosen zu verjagen.

Prinz Soubise tafelte wohlgemut mit seinen Offizieren zu Gotha. Da brach General Seydlitz, der tollkühne Niederrheinländer, mit seinen Reitern in die Stadt, und die Franzosen, des Glaubens, der König wäre es mit seinem ganzen Heer, ließen Festmahl und Gepäck im Stich und rannten vor den paar Schwadronen blindlings ins

Weite. Gerade stand Friedrich im Oktober wieder im Begriff, umzukehren, als die Franzosen, vereint mit der vom Prinzen von Hildburghausen herbeigeführten Reichsarmee, aufs neue vorrückten. Sofort ging ihnen Friedrich entgegen. Die Feinde lagerten bei Mücheln in guter Stellung, Friedrich, der sich einer fast dreifachen Übermacht gegenüber sah, bezog ein Lager bei Roßbach.

„Wir haben ihn — wir haben ihn!" frohlockten Franzosen und Reichsarmee, und sie tanzten vor Freude in ihrem Lager. Friedrich aber gab in der Frühe des 5. November den Befehl, sich unbemerkt bereit zu machen. Er selbst zeigt sich dem Feinde sorglos bis nach der Mittagsstunde, bis in seinem Rücken die Truppen marschbereit stehen. Seydlitz sitzt auf dem Gaul und raucht seine Tabakpfeife. Da gibt der König plötzlich das Zeichen zum Angriff. Hoch in die Luft schleudert Seydlitz seine Pfeife, reißt den Säbel heraus und donnert: „Vorwärts!" Franzosen und Reichsarmee sind erst im Anmarsch. Da ist schon Seydlitz mit seinen Reitern wie das Ungewitter mitten unter ihnen, und die Plempen prasseln wie Hagelschlag auf ihre Köpfe, die Hufe der Gäule werfen sie nach links und rechts auseinander. Seydlitz aber braust jauchzend vor Reiterlust mitten durch den flüchtenden Feind die ganze Bahn entlang, und während der König mit Artilleriesalven und Gewehrfeuer furchtbare Verheerung anrichtet, macht Seydlitz kehrt und jagt die Entsetzten aufs neue in Friedrichs Feuerbereich. „Vater," rufen die Musketiere vom Regiment „Alt-Braunschweig" dem König zu, „Vater, aus dem Wege, damit wir schießen können!" Und was nicht fiel und sich ergeben mußte, sprang wie die Hasen querfeldein, über Tal und Hügel und Flusses lauf und kam auf deutschem Boden nicht mehr zum Stillstehen.

Und ein Lied flog hinter ihnen drein und flog über sie hinweg, und wo die Flüchtenden atemlos auftauchten, da sang es ihnen Groß und Klein entgegen, das Lied vom Preußen-Friedrich:

„Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen."

6250 Gefangene hatte Friedrich erbeutet, 72 Kanonen und 22 Fahnen. Mehr aber als das galt der jähe Umschlag in der europäischen Meinung, und die Engländer schickten ein neues Heer, dem der tapfere Herzog Ferdinand von Braunschweig zum Führer gegeben wurde. Der König jedoch verlor keine Stunde Zeit, marschierte schleunigst nach Schlesien zurück und erreichte bei Leuthen die Österreicher.

Es war die höchste Zeit. In seiner Abwesenheit war sein Feldherr, der Herzog von Braunschweig-Bevern, aufs Haupt geschlagen worden, war General von Winterfeld, des Königs liebster Freund, bei Moys geblieben, war die Festung Schweidnitz gefallen, hatte Breslau dem Feinde die Tore geöffnet. Und Herzog Karl von Lothringen und Feldmarschall Daun erwarteten mit 70000 Mann die „Berliner Wachtparade".

Wie so oft in diesem Kriege, so sah sich Friedrich auch bei Leuthen einer doppelten Übermacht gegenüber. Und wie so oft, nahm er auch hier das Wagnis auf sich. „Wir müssen den Feind schlagen oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen," so redete er in zündenden Worten seine Offiziere an. „Machen Sie diesen meinen Entschluß in der Armee bekannt, bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden." Da schwuren ihm alle, zu folgen in Sieg oder Tod. Und der König reckte sich auf und fuhr fort: „Das Regiment Kavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregiment. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montierung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren. In kurzem haben wir den Feind geschlagen oder wir sehn uns nie wieder!"

Am 5. Dezember kam es zur Schlacht. Jeder Mann im Glied wußte, worauf es ankam. Da hörte man wohl heiße Stoßgebete, und mit einem Kirchenliede zogen die Preußen aus. Mit Feldherrnblick hatte der König die einzige schwache Position des Gegners herausgefunden. Jetzt galt es, den Gegner zu täuschen. Ruhig marschierten die Regimenter vor der feindlichen Linie auf, wandten sich jäh und brachen mit Ungestüm in diese nicht gedeckte Stellung ein. Und sofort half Zieten mit der Reiterei wuchtig nach, warf den Feind durcheinander und jagte ihn auf Leuthen zurück. Und wieder stürmte die preußische Infanterie vor, und in blutigem Ringen mußte Batterie um Batterie mit dem Bajonett genommen werden. Da ritt die österreichische Reiterei zum letzten Entscheidungsschlage an. Aber der preußische Reitergeneral Driesen brach ihren Stoß durch eine gleichzeitige Attacke, die Grenadiere warfen das österreichische Fußvolk aus dem Dorfe Leuthen heraus, und nun begann allenthalben die wilde Flucht der österreichischen Scharen in die Dezembernacht hinein.

Tief ergriffen von so viel Mut und Treue und im Innersten stolz auf die Kraft seines Volkes, ritt Friedrich über das Schlachtfeld, auf dem die Wachtfeuer lohten. Ein alter Grenadier zog die Mütze. Und, von Toten und Verwundeten umgeben, gab der Alte Gott die Ehre.

„Nun danket alle Gott,
Mit Herzen, Mund und Händen,“

sang der Alte laut und feierlich in die Winternacht, die Kameraden fielen ein, die Regimenter nahmen die Weise auf, es sang das ganze Heer:

„Der große Dinge tut
An uns und allen Enden.“

Ja, Gott tat Wunder an Preußen und seinem König. In derselben Nacht noch war Friedrich gen Lissa geritten. Im Schloßhofe von Lissa sprang er vom Pferde und sah sich plötzlich von österreichischen Offizieren umringt, die von der Abendmahlzeit mit Lichtern herbeigeeilt waren. Friedrich nahm alle Kaltblütigkeit zusammen. „Bon soir, Messieurs,“ grüßte er freundlich. „Hier haben Sie mich gewiß nicht vermutet,“ winkte, daß man leuchte, stieg mit den Offizieren die Treppe hinauf und unterhielt sich mit den Verblüfften, bis seine Begleitmannschaften in den Schloßhof rückten und die österreichischen Herren gefangen nahmen.

Wenige Wochen nur, und ganz Schlesien war, bis auf die Festung Schweidnitz, wieder vom Feinde gesäubert.

Und auch Schweidnitz fiel im Frühjahr 1758 in Friedrichs Hände. Im Sommer desselben Jahres aber traf

„Nun danket alle Gott“ Der Choral von Leuthen

den König die Schreckenskunde, daß die Russen unter General Fermor von Ostpreußen, das sie unterjocht hatten, mit Heeresmacht in die Neumark eingefallen seien und Küstrin bombardierten. Es gelang ihm, sich der Beobachtung seines alten Gegners Daun zu entziehen und in Eilmärschen Küstrin zu erreichen. Wohin er blickte: verwüstete Felder, niedergebrannte Dörfer. Da stieg ihm brennender Schmerz in die Kehle, und kaum vermochte er zu reden. Abrechnung halten, blutige Abrechnung. Jenseits der Oder, bei Zorndorf, warf er sich am 25. August mit 32000 Mann auf 42000 Russen. So war selten das Blut verspritzt worden, wie an diesem Tage des Gemetzels. Ob die Preußen sich reihenweis aufopferten, die Russen wichen und wankten nicht. Bis Seydlitz kam. An der Spitze seiner Kürassiere und Husaren galoppierte er an, warf in ungestümem Ritt die russische Kavallerie in ihr eigenes Fußvolk hinein und jagte den ganzen rechten Flügel des Feindes in wilder Flucht über das Feld. Gegen den linken Flügel rückte der König an. Todmüde waren seine Regimenter, und schon hielten einige nicht mehr stand. Persönlich führte der König die Schlesier vor. Da erschien Seydlitz aufs neue im Augenblicke der höchsten Gefahr, stürzte sich mit Todesverachtung an der Spitze seiner Reiter den Russen entgegen, brachte ihren Angriff zum Stillstand, bis der König heran war, ging mit dem Könige selber zum Angriff vor, und in einem Kampf bis aufs Messer wurden die Russen zurückgedrängt, geschlagen, in die Flucht gejagt! Der Tag von Zorndorf war ein Tag preußischen Zornes geworden.

Aber blutig war er erkauft. An Toten und Verwundeten lagen neben 19000 Russen 11000 Preußen auf dem Schlachtfeld. Friedrich aber ließ Seydlitz' Reiter antreten

und fiel dem erstbesten Reiter wortlos vor Dankbarkeit um den Hals.

✧ ✧ ✧

Da von den Russen vorderhand nichts mehr zu befürchten stand, eilte Friedrich nach Sachsen, um seinem Bruder Heinrich Luft zu machen. Auch vor den Franzosen hatte der König Ruhe, waren sie doch von Herzog Ferdinand von Braunschweig aus allen ihren Positionen geworfen und bei Krefeld gründlich geschlagen worden.

Bei dem Dorfe Hochkirch, nahe Bautzen, bezog Friedrich im Angesicht der Österreicher unter Daun ein offenes Lager. Wie zum Hohne. „Wenn die Österreicher," widerriet der Feldmarschall Keith, „uns hier nicht überfallen, so verdienen sie gehängt zu werden." Aber der König hatte seinen launenhaften Tag. „Wir müssen hoffen, daß sich die Österreicher mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten," erwiderte er, und es blieb bei seiner Anordnung. Diesmal aber hatte er sich getäuscht.

Es war die Nacht auf den 14. Oktober, da glitten Dauns Kroaten heran und umzingelten das Lager. Leise folgte ihnen das ganze österreichische Heer. Das Signal war der Fünfuhrschlag der Kirchenuhr. Und mit dem Schlage der Uhr brachen die Scharen unter wildem Geschrei in das Lager ein, schlugen die Vorposten nieder, kehrten die Geschütze um und feuerten in die zusammenströmenden Soldaten hinein, fielen ihnen in den Rücken und massakrierten, was ihnen vor die Klinge kam. Hastig angekleidet sprengt Friedrich heran, reißt ein paar Regimenter mit sich und wirft sich in das Getümmel. Feldmarschall Keith, als erster in der Batterie, stürzt tot zusammen. Prinz Franz von Braunschweig teilt bald sein Schicksal. Fürst Moritz von Dessau liegt, aus schweren

Friedrich der Große bei Zorndorf

Wunden blutend, und wird vom Feinde fortgeschleppt. Den Dorfkirchhof hält Major von Langen mit einem einzigen Bataillon gegen sieben österreichische Regimenter. Kaum einer der Tapferen verläßt den Kirchhof wieder. Seydlitz und Zieten jagen heran. Der König sammelt die Seinen. Alle Ruhe ist über ihn gekommen. Jeden Angriff blutig abwehrend, tritt er einen Rückzug an. Der Feind wagt nicht, ihn zu verfolgen.

Und wieder, als ob der Himmel die Festigkeit seiner Seele bis an ihre letzte Grenze prüfen wollte, traf ihn nach der unglücklichen Schlacht eine neue Hiobsbotschaft, die Nachricht vom Hinscheiden seiner von Kindheit an abgöttisch geliebten Schwester Wilhelmine, der Markgräfin von Bayreuth. Einen Augenblick war ihm, als ob auch er nun dahin müsse, als ob alles Leben in ihm und um ihn erstorben wäre. Dann raffte er sich auf. Er mußte der König sein. Und zu seinem Vorleser de Catt sprach er ruhig in dieser Nacht: „Die Menge unseres Unglücks stumpft schließlich die Empfindung ab, und ich glaube, es könnte der Himmel die Erde erdrücken und der Boden unter meinen Füßen einsinken, ohne daß ich es achten würde."

So kam das Jahr 1759, das schwarze Jahr. Und doch war Friedrich niemals größer als in diesem Jahre, das ihn mit Unglücksschlägen überhäufte. Österreicher, Russen, Franzosen, Schweden und die Reichsarmee mit frischen Heeren gegen sich, und er selber ohne seine besten Generale, an der Spitze eines Heeres, das zum größeren Teil aus ungeübten Rekruten bestand, dennoch aber immer im Felde und nach jeder Niederlage gefürchtet wie nach einem Siege. Bei Gott, ein Heldenleben!

Wohl hatte Ferdinand von Braunschweig, der Nimmermüde, das französische Heer am 1. August bei Minden so

geschlagen, daß es sich erst jenseits des Rheines wieder sammelte, aber den Russen, die unter Soltikow Friedrichs Vertreter, den General von Wedell, bei Key, nahe Züllichau, geworfen hatten, war bei Frankfurt an der Oder die Vereinigung mit den Österreichern unter Laudon geglückt, und Friedrich mußte bei Kunersdorf mit 49000 Mann den Schlag gegen 70000 Feinde wagen, um Berlin zu retten. Müde, wie sie vom Marsche kamen, gingen die preußischen Truppen unter des Königs Führung zum Angriff über, überwanden alle Mattigkeit, stürzten sich auf den Feind und überwältigten in sechsstündigem Ringen seinen linken Flügel. Der Feind zog ab. Friedrich aber wollte ihn nicht nur schlagen, er wollte ihn vernichten. Noch einmal feuerte er seine todmüden Leute an und führte sie gegen den rechten Flügel, der, noch frisch, sich dennoch schon zum Abmarsch bereit gemacht hatte. Und plötzlich ändert sich das Bild. Die feindlichen Batterien fahren wieder auf. Sie speien Vernichtung in die vorwärts keuchenden preußischen Bataillone hinein. Den Tod tragen die Kosaken auf ihren Lanzenspitzen. Österreichische Infanterie bricht hervor, gibt ihre Salven in die heranschwankenden Preußen ab. Der König ergreift eine Fahne. „Mir nach, wer ein braver Soldat ist!“ Zwei Pferde werden ihm unter dem Leibe erschossen. Er besteigt ein drittes. Eine Kugel durchbohrt seinen Rock auf der Brust und schlägt sich platt an einem goldenen Etui in der Tasche. „Folgt mir! Folgt mir!“ Da sieht er sich allein, seine Regimenter in wilder Flucht zerstiebend. „Gibt's denn keine verwünschte Kugel für mich?“ ruft er außer sich und wirft sich ins Getümmel, dem ersehnten Tod in die Arme. Husaren reißen ihn heraus. Es sind die letzten, die das Schlachtfeld verlassen.

Zerrüttet an allen Nerven lag der König auf einem Bauernlager. Berlin hielt er für verloren. Er hatte seinem Minister von Finkenstein die letzten Weisungen für den Fall seines Todes geschickt. Er dachte an das Gift, das er immer bei sich trug. Aber Soltikow hatte 16000 Russen auf dem Felde gelassen. Er verlangte, daß nunmehr die Österreicher eine Schlacht gewönnen. „Der König von Preußen pflegt seine Niederlagen teuer zu verkaufen,“ schrieb er der Kaiserin Elisabeth. „Noch einen solchen Sieg, und ich werde die Nachricht davon mit einem Stabe in der Hand allein zu überbringen haben.“ Ein schwerer Zwist brach aus zwischen den österreichischen und den russischen Führern. Berlin blieb unbehelligt. Am dritten Tage war Friedrich gesund und übernahm das Kommando, als wäre nichts geschehen. „Das Mirakel von Brandenburg ist wieder einmal eingetreten,“ schrieb er seinem Bruder Heinrich, sammelte die Trümmer seines Heeres und rückte in Sachsen ein. Dort aber hatte der preußische General Schmettau Dresden bereits dem Feinde übergeben. Friedrich sandte eiligst seinen General Fink mit 15000 Mann, dem Feldmarschall Daun die Wege zu verlegen. Fink aber, bei Maxen eingekreist, übergab sich und seine Fünfzehntausend den Österreichern. Diese schimpfliche Kapitulation war der härteste Schlag, der Friedrich treffen konnte. Sein heiligstes Preußentum fühlte er erniedrigt und beschimpft.

Und auch das neue Jahr, das Jahr 1760, schien ihm das alte Glück zuvörderst nicht wiederbringen zu wollen. General Fouqué, neben Winterfeld Friedrichs liebster Freund und sein Genosse aus Rheinsberger Tagen, unterlag bei Landshut in Schlesien trotz heldenmütigster Tapferkeit einer erdrückenden Übermacht der Österreicher unter

Laudon. Er selbst wurde, aus vielen Wunden blutend, halbtot unter seinem Gaul hervorgezogen, von seinen Soldaten 11000 Mann gefangen genommen. Doch hatten sie sich verteidigt bis auf die letzte Kugel.

Da erwachte in Friedrich aufs neue der alte Preußenzorn. Umschwärmt von den österreichischen Heeren, rückte er von Sachsen her in Schlesien ein. Bei Liegnitz stellten sich ihm Daun und Laudon mit 95000 Mann in den Weg. Die Übermacht sollte ihn erdrücken, der Krieg sollte beendet werden. Hatte Friedrich doch nur 30000 Mann bei sich unter der Fahne.

Am nächsten Tage, am 15. August, sollte die Schlacht stattfinden. Laudon aber plante einen nächtlichen Überfall. Diesmal jedoch hatte Friedrich ihn vorausgesehen. Während er die lodernden Wachtfeuer von Bauern unterhalten und den Wachtruf von wenigen zurückbleibenden Posten durch die Nacht ertönen ließ, führte Friedrich seine Scharen unbemerkt aus dem Lager. In der Frühe rückte Laudon an, den Feind vor sich vermutend. Da warfen sich ihm die Preußen in die Flanke und schlugen ihn in zwei Stunden so furchtbar, daß er fliehend von dannen mußte und Daun mit seinen Scharen in den Rückzug hineinriß.

Der Bann war gebrochen. Der Stern Friedrichs erstrahlte wie je zuvor.

✧ ✧ ✧

Inzwischen aber rückten die Russen wieder in den nur schwach besetzten Marken vor, und am 9. Oktober 1760 hielt der russische General Tottleben in Berlin seinen Einzug. Eine Buße von 1½ Millionen Talern mußte sich die Bürgerschaft gefallen lassen, aber nach 4 Tagen waren die Feinde auf und davon. Friedrich nahte.

Friedrich war von Schlesien nach Sachsen geeilt. Nach

einer Seite hin mußte er Luft schaffen, oder es war zu Ende. Die Österreicher hielten unter Daun und Lacy die Höhen bei Torgau. Am 3. November 1760 griff Friedrich an. Sein Plan war, den Feind von beiden Seiten zu packen. So teilte er sein Heer. Das eine Korps, das den Frontangriff ausführen sollte, befehligte der alte Zieten, der König selber führte das zweite in großem Bogen durch dichten Schneesturm um die Höhen herum, dem Feind in den Rücken. Blutig wurde der König von Daun empfangen. Um ihn her fielen seine Soldaten in Scharen. Aber der König führte. Zwei Pferde wurden unter ihm in Stücke gerissen. Er bestieg das dritte. Da warf ihn eine Kartätschenkugel aus dem Sattel. Die Seinen deckten seinen Körper, rissen ihn hoch, glaubten ihn tot. Da öffnete er die Augen. „Es ist nichts," murmelte er, ließ sein Pferd vorführen und sich in den Sattel heben. Er hatte Zietens Geschützfeuer vernommen. Er hatte keine Zeit. Jetzt war der Feind eingeklemmt. In der Front stürmte Zieten, im Rücken der König. Von beiden Seiten wurden die Höhen genommen. Droben auf dem Kamm schüttelte der siegreiche König seinem siegreichen General die Hände. Der Feind war geschlagen und in vollem Abzug.

✧ ✧ ✧

Im Jahre 1761 hielt sich Friedrich in seinem festen Lager zu Bunzelwitz, umringt von den Feinden. Er teilte das Los des gewöhnlichsten Feldsoldaten, schlief auf dem Stroh und saß in manchen Nächten wachend unter seinen Soldaten am Lagerfeuer. Nie liebten seine Leute ihn wie jetzt. Grau und gebeugt war er geworden vor der Zeit, obwohl er erst 49 Jahre zählte, aber schwere Gichtschmerzen und die Erschütterungen der Seele hatten ihn altern lassen.

Für seine Soldaten war er längst „der alte Fritz“ geworden.

Seine Kassen waren leer. Schon ließ er durch jüdische Vermittler schlechte Münzen prägen, doch das preußische Volk, das in Liebe und Bewunderung an seinem großen König hing, nahm auch die schlechten Münzen aus dem Hause Ephraim. Denn ihrer Abstammung wegen wurden sie „Ephraimiten“ genannt, und der Berliner Witz hatte dazu das Verslein geprägt:

„Von außen schön, von innen schlimm,
Von außen Friedrich, von innen Ephraim.“

Wieder rettete den König das „Mirakel von Brandenburg“. Wieder wurden unter den Belagernden Russen und Österreicher uneins, und die Russen zogen ab. Schweidnitz zwar wurde von Laudon eingenommen, und Kolberg von den Russen. Aber Tartaren und Türken, von Friedrichs Heldenkampf begeistert, schickten Gesandtschaften zu dem großen Preußenkönig, versprachen Hilfe und bedrohten Ungarn. Österreich mußte seine Flanke decken.

Da starb im Jahre 1762 Friedrichs Todfeindin, die Kaiserin Elisabeth von Rußland. Peter III. bestieg den Thron, ein glühender Verehrer Friedrichs. Sein erstes war, Frieden zu machen mit dem bewunderten Mann, ihm alle von den Russen eroberten Lande zurückzugeben, ja, ihm unter General Tschernitscheff 20000 Mann Hilfsvölker zu senden. Da schloß auch Schweden seinen Frieden mit Preußen.

Eben erst war Tschernitscheff mit seinen Scharen bei Friedrich eingetroffen, als Zar Peter durch Mörderhand

fiel, seine Gemahlin Katharina den Thron bestieg und Tschernitscheff abberufen wurde. Friedrich stand im Begriff, einen Entscheidungsstoß gegen die Österreicher unter Daun zu führen und Schweidnitz wiederzugewinnen, als ihn der unerwartete Schlag traf. Sofort eilte er zu Tschernitscheff. Er beschwor ihn, nur drei Tage seine Abberufung geheim zu halten, Gewehr bei Fuß zuzusehen, wie er Daun angriffe, nur nicht abzuziehen, damit Daun gezwungen bliebe, einen Teil seines Heeres gegen die Russen in Reserve zu lassen. Tschernitscheff, überwältigt von solcher Geistesstärke, solchem Wagemut, willigte ein. Und am 21. Juli erstürmte Friedrich die Burkersdorfer Höhen, besiegte Daun und gewann Fühlung mit Schweidnitz, das er sofort belagerte und am 9. Oktober zurückgewann. Prinz Heinrich aber, kräftig unterstützt von General Seydlitz, schlug die wieder aufmarschierte Reichsarmee bei Freiberg.

Nun galt es nur noch Österreich allein, das an der unteren Donau schon von einem immer mehr anwachsenden Türkenheere bedroht wurde. Da endlich, müde und matt geworden, mit leergewordenem Schatz, von ihren erschöpften Untertanen gedrängt, da endlich streckte auch Maria Theresia die Waffen.

Und sofort ergriff Friedrich die Friedenshand.

Nach siebenjährigem Krieg kam am 15. Februar 1763 der Friede zu Hubertusburg zustande. Aus siebenjährigem Ringen, aus Not und Todesgefahr, ging Friedrich der Große als Sieger hervor. Schlesien und Glatz, für die er in drei Kriegen die Waffen ergriffen hatte, wurden unwiderruflich der Krone Preußens zugesprochen. Ein Heldenwerk war verrichtet, von dem die Lieder sangen in allen Landen, und singen werden, solange ein Preuße lebt.

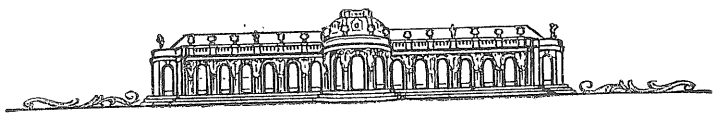
Ein Heldenwerk durch eines Königs Größe und eines Volkes begeisterte Opferwilligkeit.

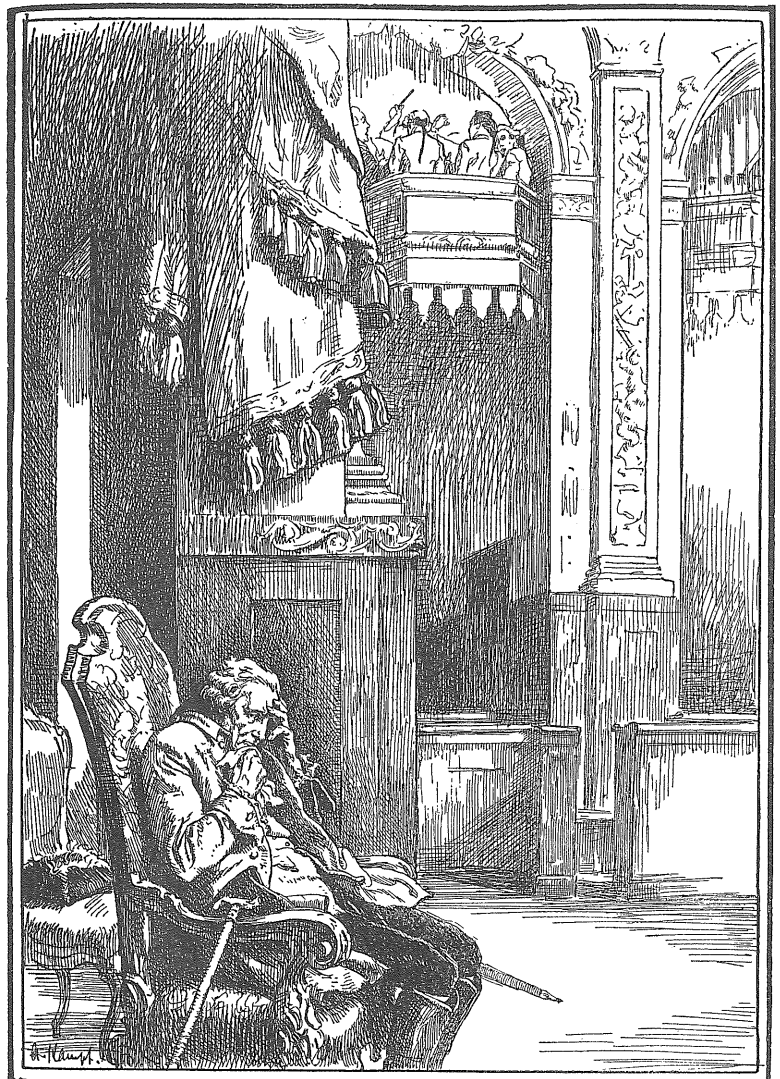
Am 30. März 1763 kehrte Friedrich nach seiner Hauptstadt Berlin zurück, die er kaum noch kannte, in der er kaum einen der Freunde aus Rheinsberger Tagen, aus der Tafelrunde zu Sanssouci wiederfinden sollte. In der Nacht kam er und wollte unerkannt ins Schloß. Aber die Berliner, die den ganzen Tag treu ausgeharrt hatten, zogen ihm mit Fackeln entgegen, und es wurde eine seltsam bewegte Feier des Wiedersehens.

Und an einem der nächsten Morgen sammelten sich seine Musiker und Sänger in der Charlottenburger Schloßkapelle, und Friedrich kam, ganz allein, durch den Gang geschritten, nahm seinen Platz ein und winkte ihnen zu. Da strömten die Klänge des Graunschen Tedeums über den Einsamen dahin, der hier seine Friedensfeier hielt, strömten in seine Seele, durch die alle die Bilder zogen von Not und Bedrängnis, von Sieg und Auferstehen, von dem herrlichen Gewinn für das Vaterland und von den Tapferen allen, die vor dem Feinde geblieben waren und auf allen Schlachtfeldern Deutschlands und Österreichs den ewigen Schlaf schliefen. Ein Schluchzen rüttelte den Körper des einsamen, großen Königs, und er schlug die Hände vor sein Gesicht, damit auch seine Tränen einsam blieben.

Draußen aber sang und jubelte das ganze Volk:

✧ „Vivat Fridericus Rex!“ ✧





Friedrich der Große nach dem 7jährigen Kriege in der Schloßkirche zu Charlottenburg

Bei Torgau.

Schneegestöber. Keine Hand zu sehn.
Vorwärts! Es muß auch im Dunkeln gehn.
Hochbeinig stelzt des Königs Pferd.
„Kinder, es ist nicht der Rede wert."
Und der Reiter, in schäbigem Mantel und Schal,
Horcht auf des Zieten Angriffssignal.
Nur das Auge verrät die Lust des Gefechts,
Das Gesicht ist steinern, und links und rechts
Von der Nase zum Munde wie Runen ein Falz.

Den Krückstock quer überm Pferdehals,
Den schneeschweren Filz in die Augen gerückt,
Reitet der König stumm und gebückt.
Steil geht der Weg. Der Gaul klimmt an.
Die Bataillone folgen ihm, Mann für Mann,
Dahinter die schwarze Artillerie.
Auf den Höhen türmt sich der Schnee bis zum Knie.
„Ist das ein Marschieren, wie sich's gebührt?"
„Halt's Maul, Rekrut. Der König führt."

Der König führt. Wie so manche Schlacht
Ein Häuflein gegen Übermacht.
Doch im Glied weiß jeder Grenadier:
Wenn der König führt, zählen doppelt wir.
Und die Alten flüstern den Jungen zum Sporn
Von Prag, Roßbach, Leuthen und dem Zorndorfer Zorn,

Von den Hieben, mit denen sie alles besiegt,
Nebenbei von den Hieben, die selbst sie gekriegt.
Auch das eine Freud! Nur daß man spürt:
So oder so — der Fritze führt.

Den Kopf reckt der König —. Sein Auge wird groß —.
„Parbleu, da geht schon der Zieten los.
Er wird sein Pulver zu früh verknallen.
Marsch, marsch! Dem Daun in den Rücken gefallen!
Kerls, schmeißt die Beine! Artillerie — Trab!"
Da — Salve! — Im Wort bricht der König ab,
Ist im Satz von dem Braunen herunter,
Der überschlägt sich, kopfüber, kopfunter,
Und wie neue Salve knallt und spritzt,
Der König auf frischem Gaule sitzt.

Die ganze Höhe ein Pulverschein. —
„Kinder, die Höhe muß unser sein,
Oder der Zieten wird mir erdrückt.
Ein Hundsfott, wer noch fragt, ob es glückt."
Salve! — Und hüben und drüben ein Krachen,
Aufschrei und Fluchen und schauriges Lachen —
Salve! — Ein Wall von Leichen sich türmt —
„Fällt's Bajonett!" Der König stürmt!

Der König stürmt. Und Knall und Rauch:
Da liegt der Gaul mit zerrissenem Bauch.

Und der König wickelt sich aus dem Zügel
Und winkt einem Schimmel und steigt in den Bügel,
Und heran muß der letzte Flintenlauf,
Und wieder im Sturm geht's die Höhen hinauf.

Den Grenadieren will der Atem nicht mehr.
Und der Schnee macht die Beine wie Blei so schwer.
Ein Drittel verwundet, ein Drittel tot;
Das letzte Drittel rastet aus Not.
Rastet? Sie sehen den Krückstock schweben.
„Racker's, wollt ihr denn ewig leben?"
Und mit wütendem Lachen stolpern sie ab.
Der König führt — marsch! Und Artillerie — Trab!

Ein Alter schleppt einen müden Rekruten.
„Vorwärts. Das kenn ich. Nun heißt es sich sputen.
Wenn der Krückstock tanzt, beißt mancher ins Stroh.
Bei Kunersdorf war es ebenso.
Zwei Pferde ihm unterm Leib zerrissen.
Österreicher, Russen sich auf uns geschmissen.
Und der Fritz an die Tête! Weiß Gott, 's war ein Bild:
Er selbst trug die Fahne und schwenkte sie wild,
Und schlug uns den Fahnenstock um die Ohren.
Und hat er trotz dem die Bataille verloren
Gegen Laudon und das Kosakengewächs:
Wir schrien nur: Vivat Fridericus Rex!"

Und plötzlich verstummt er und schreit nur: „Fritze!"
Kartätschenschüsse, Donner und Blitze,
Steil hebt sich der König in die Höh',
Preßt die Hand aufs Herz, haucht heiser: „Mon Dieu..."
Und stürzt aus dem Sattel in hundert Hände.
„Majestät! Vater Fritze! Ist das das Ende?
Schuß in die Brust? Infame Kanaille,
Wartet, nun segnen wir euch die Bataille.
Rache für Fritzen!" Der winkt von der Erd':
„Bringt mir den Schimmel. Nicht der Rede wert."

Und zum drittenmal in den Sattel er steigt.
„Nicht der Rede wert?" fragt einer und schweigt.
Und ein anderer: „Was dann wohl sonst noch bleibt...?"
Der König den Schimmel zum Sprunge treibt.
„Hört Er den Zieten? Heut wird's uns glücken.
Der Zieten in Front und wir im Rücken.
Und Staffette Berlin: der Feind — erwürgt!
Alles übrige Unsinn, wenn das nur verbürgt.
Ich pfeif auf die Östreicher, Franzen und Reußen.
Ein Hauptwort nur gibt's, und das heißt: Preußen!
Ist der Rede wohl wert, sein Blut zu vergeußen."
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Und als der Mond vom Himmel sah,
Stand Hand in Hand Friedrich und Zieten da.
Die Trompeter bliesen: Viktoria!

insamkeit.

Die Tragik der Großen, sie beherrschte auch Friedrichs Altersleben.

Seiner Gemahlin vom ersten Tage an entfremdet, sah er die Königin, die ihn um 11 Jahre überleben sollte, kaum einmal im Jahre. Bei einer Tafel im Berliner Königsschlosse saßen sich dann die Gatten eine Stunde lang schweigend gegenüber, nahmen schweigend Abschied. Ohne eigene Nachkommen, war der Sohn August Wilhelms, des ältesten Bruders, zum Thronerben ausersehen. War doch August Wilhelm selber ein Jahr nach der Unglücksschlacht von Kollin, verbittert durch die heftigen Vorwürfe des königlichen Bruders wegen der Preisgabe Böhmens, gestorben. Prinz Heinrich aber, der jüngere Bruder, von dem Friedrich bekannt hatte, daß er der einzige seiner Generale gewesen sei, der nie einen Fehler gemacht habe, schloß sich in brennendem Neide von Friedrich ab.

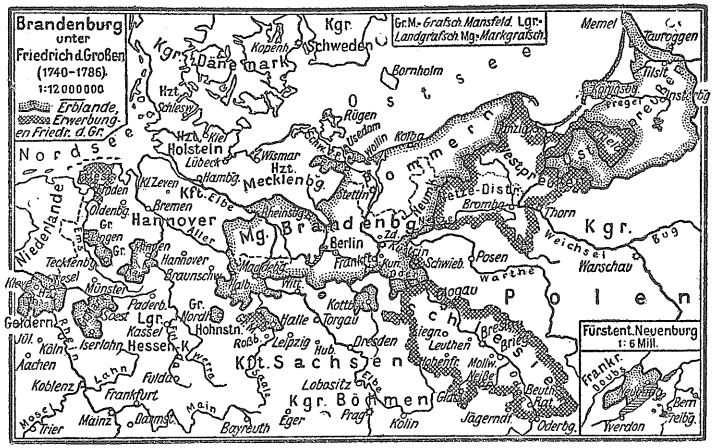
So gehörte denn Friedrichs Leben fortan nur noch dem Staate, dessen Gesundung und Kräftigung sein Ziel blieb. Hatte er gleich nach dem Hubertusburger Frieden den glanzvollen Bau des Neuen Palais bei Potsdam begonnen, um den Feinden die ungehemmte Fülle seines Schatzes vor Augen zu führen, so sorgte er nun mit allen Kräften für die Hebung aller Stände, zog an die 300000 Kolonisten ins Land, ließ, gleich dem Oderbruch, Warthe- und Netzeniederungen urbar machen und 60 Quadratmeilen Neuland gewinnen, schenkte, soweit er es vermochte, den Bauern freiere Lebensbedingungen, und suchte der Industrie, vor allem der Seiden- und Leinenindustrie, durch scharfe Ein- und Ausfuhrgesetze

eine Art Monopol zu verschaffen. Da aber, bei der übergroßen Heeresgestaltung, die Steuern nicht reichen wollten und konnten, so griff er zu einem zweischneidigen Mittel, der französischen Steuer-Regie, die sich im Verein mit der Tabaksadministration und der Kaffee-Regie durch ihre Unduldsamkeit und ihre Hausschnüffeleien derart im Volke verhaßt machte, daß selbst der König begann unpopulär zu werden, und er in heftigen Schmähschriften angegriffen wurde.

An einem Morgen ritt er durch die Straßen Berlins und gewahrte einen großen Menschenauflauf. „Sieh zu, mein Sohn," gebot er seinem Reitknecht, „was dort los ist." „Man hat ein boshaftes Plakat gegen Ew. Majestät angeschlagen," meldete der Lakai zurück. Der König ritt in die Menschenmenge hinein und las. Und mit seinem bezwingenden Lächeln sich an die Nächststehenden wendend, gebot er: „Hängt es doch niedriger, damit die Leute sich nicht die Hälse auszurecken brauchen," und er ritt grüßend weiter. Die Menschen aber tobten vor Vergnügen, und die Fetzen der Schmähschrift flogen in alle Winde.

Mit Rußland lebte der König nach dem Kriege in engem Bündnis. Die polnische Frage gab dazu die Grundlage ab. Die russische Kaiserin Katharina hatte nach Augusts III. Tode ihrem Freunde Stanislaus Poniatowski zum Throne verholfen und, als die Gegenpartei im Lande die Türken zu Hilfe rief, die Türken geschlagen. Da war es, daß Österreich eine Annäherung an Preußen suchte, um nicht von Rußland übervorteilt zu werden, daß Maria Theresias Sohn, Kaiser Josef II., Friedrich in Neiße aufsuchte und im Jahre darauf den König bei sich, in Mährisch-Neustadt, empfangen durfte. Aber das Mißtrauen zwischen Österreich und Preußen wurde dadurch

nicht aus der Welt geschafft, und als Österreich polnische Grenzteile besetzte und Rußland nicht zuzusehen gedachte, wie man ihm die sichere Beute vorwegnahm, kam es, dicht vor dem Ausbruch eines neuen, gewaltigen Krieges, zur friedlichen Aufteilung Polens. In diesem Teilungsvertrag vom 5. August 1772 erhielt Preußen den kleinsten Teil zugewiesen: Westpreußen. Aber nun hing Ostpreußen nicht mehr in der Luft und war durch Westpreußen



mit den Marken ein zusammenhängender Länderkomplex geworden. Und von Stund an war aus dem König in Preußen ein König von Preußen erstanden.

Kaiser Josef aber, der nach Friedrichs scharfer Ansicht stets den zweiten Schritt tat, ohne den ersten getan zu haben, drängte ehrgeizig weiter und griff beim Tode des kinderlosen bayrischen Kurfürsten nach Bayern, um es seiner Hausmacht einzuverleiben. Schon aber war Friedrich auf dem Plan. Österreich durfte in Deutschland nicht weiter Fuß fassen, sollte nicht eine völlige Verschiebung

der Kräfte vor sich gehen. So protestierte er aufs nachdrücklichste gegen den österreichischen Gewaltstreich, machte, als seine Vorstellungen nichts nützten, im Frühjahr 1778 mobil und rückte als Sechsundsechzigjähriger durch Schlesien und Mähren in Böhmen ein, während Prinz Heinrich durch Sachsen folgte. Kaiser Josef selber und Friedrichs alter Gegner, der General Laudon, rückten ihm entgegen. Aber Maria Theresia, unwirsch über des Sohnes willkürliche Handlungen, mühte sich, bevor es zur Schlacht kam, selber um den Frieden, schrieb auch zum ersten Male persönlich an ihren bösen Feind, den König von Preußen, und es kam im Frühjahr 1779 der Friede zu Teschen zustande, der Bayern bis auf kleine österreichische Anwartschaften dem Kurfürsten von der Pfalz zuerkannte.

Noch immer aber gab Josef II. keine Ruhe. Kaum hatte Maria Theresia im Jahre 1780 die Augen auf ewig geschlossen, als er dem Kurfürsten von der Pfalz im Tauschhandel vorschlug, Bayern an Habsburg abzutreten und dafür den habsburgischen Teil der Niederlande als „Königreich Burgund" zu übernehmen. Schon hatte der Königstitel dem Pfälzer die Augen gebeizt, als der nachfolgende Erbe Bayerns, der Herzog von Zweibrücken, Friedrichs Hilfe anrief. Und wieder erschien der alte Friedrich als Retter der deutschen Selbständigkeit. In beredten patriotischen Worten malte er den deutschen Fürsten die drohende habsburgische Gefahr, sammelte sie zum Fürstenbund unter preußischer Führung und trat so kühn und stark als Schützer auf, daß der tatenlustige Kaiser Josef grollend und unverrichteter Sache die Segel streichen mußte.

Im abgetragenen Uniformrock, die verschlissene Sammethose in hohen Reiterstiefeln, den alten Dreispitz in die Stirn gedrückt, so sieht das Volk seinen König durch die

Straßen reiten. Schon ist er ein Siebziger, und unentwegt geht er seinen Pflichten nach. Die letzten Freunde sind gestorben. Der große französische Philosoph und Mathematiker d'Alembert und Zieten, der alte Kriegsgefährte. Friedrich überkommt es wie eine Ahnung. „Unser alter Zieten," sagte er zu seiner Umgebung, „hat sich auch bei seinem Tode als General erwiesen. Im Kriege kommandierte er immer die Avantgarde, auch mit dem Tode hat er den Anfang gemacht. Ich führte die Hauptarmee, ich werde ihm folgen."

Wenn er von einer Truppenbesichtigung heimkehrt, auf seinem großen Schimmel Condé, gefolgt von seinen Adjutanten und Generalen, läßt jedermann die Arbeit liegen, eilt jedermann auf die Straßen, auf die Balkone. Die Hüte fliegen vom Haupt, Hände strecken sich aus, Tränen der Verehrung fließen. Und der Einsame, der für sie alle sorgt, lächelt mit seinem kleinen, scharfen Altersgesicht das ewig junge, bezaubernde, große, weiche Lächeln und grüßt mit dem Hut. Vor ihm aber, als Avantgarde, tummelt sich die ganze Straßenjugend. Denn die Kinder wissen, wen sie lieben dürfen.

Auf der Schloßterrasse von Sanssouci sitzt der Einsame im Lehnstuhl und blickt, ohne sich zu rühren, in die untergehende Sonne. „Bald werde ich dir näher sein . . ." Und er blickt auf die Mühle bei Sanssouci und lächelt. Denn er denkt an den Müller, der nicht von seinem Grund und Boden weichen wollte, um Friedrich das Mühlengeklapper zu ersparen. „Majestät, noch gibt es ein Kammergericht." Und er denkt an den andern Müller, den Müller Arnold, dessen Prozeß er entschied gegen die preußischen Richter, weil er sich als Anwalt der Armen fühlte.

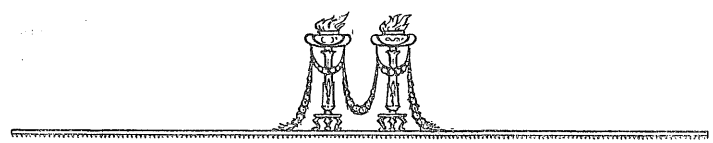
Die furchtbaren Schmerzen der Wassersucht lassen den

Vierundsiebzigjährigen nicht mehr schlafen. Kein Arzt vermag ihm mehr zu helfen. Aufrecht im Stuhle sitzend, wacht er und wacht er. Schon um die vierte Morgenstunde läßt er täglich seine Kabinettsräte antreten und diktiert ihnen ihre Geschäfte. „Es dauert nicht mehr lange," tröstet er sie, „deshalb muß ich meine Stunden nutzen." Und nur noch seine Hunde sind um ihn, und er sitzt auf der Schloßterrasse von Sanssouci, blickt in die scheidende Sonne, blickt in die Vergangenheit, in die Zukunft.

In der Nacht zum 17. August überwältigt ihn ein Husten. Der wachthabende Lakai bettet ihn in seinen Armen. Stiller wird der König, neigt langsam das Haupt und verscheidet. Es ist das Jahr 1786. Mit ihm geht die große friderizianische Epoche zu Ende...

Aus übermenschlich harter Jugend, aus dem Schlachtenlärm seiner Mannesjahre, aus der Einsamkeit seines Alters war eins erblüht als Summe seines Lebens: die Größe.

Die preußischen Fahnen senken sich vor ihrem großen Feldherrn, die preußischen Herzen neigen sich vor dem großen Menschen.



Unter dem Nachfolger.

Der Neffe des großen Friedrich, Friedrich Wilhelm II., war König geworden. Klugen Geistes, doch den Lebensfreuden zu sehr ergeben, suchte er aus Friedrichs strengem Wirken für sich den Mittelweg zu finden, hielt zuerst die alten Minister bei, ersetzte sie aber bald durch weniger eiserne Männer, hob unter dem Jubel des Volkes Tabak- und Kaffeemonopol auf und beseitigte die verhaßte französische Regie, griff jedoch bald zu anderen Lebensmittel-Steuern, die schnell den Jubel des Volkes dämpften. Von seiner ersten Frau, der Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig, schon als Kronprinz geschieden und mit Friederike Luise von Hessen-Darmstadt in kinderreicher Ehe vermählt, suchte er dennoch das Liebesglück außerhalb des Hauses und gab dem Volke durch seine „Liaisons“ und den großen Geldverbrauch ein Beispiel, welches nicht rühmlich war und doch gern befolgt wurde. So griff bald Verschwendung am Hofe und in der Hauptstadt Platz, und im Lande war es nicht viel besser. Noch war die Erinnerung an den großen Toten frisch im Volk, als hätte er noch gestern gelebt, und schon hatte sich der preußische Hof, der seinen einsamen Glanz von der Gestalt eines Einzigen gewonnen hatte, in ein üppiges Günstlingsnest verwandelt.

Wohl wurden unter Friedrich Wilhelm II. die Härten des Militärdienstes gemildert, das Schulwesen verbessert und ausgebaut, aber der stramme Zug, dieser wesentliche Bestandteil zur Gesundheit Preußens, ging mehr und mehr in Verweichlichung und tönende Redensarten über, besonders seit sich der König von den mystischen Schwärmern,

dem Minister von Wöllner und dem General von Bischoffwerder, beraten ließ. Ein Religionsedikt bestimmte alsbald, daß jeglicher Lehrer und Prediger sich streng auf dem Boden des einmal festgesetzten Bekenntnisses zu halten habe oder seiner Stellung verlustig gehe. Jeder zwar dürfe sich das Wesen des Christentums auslegen und danach leben, wie er wolle. Als amtliche Lehre aber habe nichts zu gelten, als die streng kirchliche Auffassung. Dieser wenig gerade und ehrliche Erlaß, der eine Auslegung nach Wunsch und Willen der aufsichtführenden Behörde zuließ, mußte unter einem Volke große Verbitterung hervorrufen, das unter Friedrich dem Großen zu einer hohen Höhe des selbständigen Denkens in allen Gewissensfragen emporgehoben worden war. Um so mehr, als von Frankreich her Klänge herüberbrausten, die um so kritikloser aufgenommen wurden, je mehr man sich im eigenen Lande geknebelt fühlte.

✧ ✧ ✧

Inzwischen hatte Friedrich Wilhelm II. einen militärischen Spaziergang nach Holland ausgeführt und eine Erhebung, die sich gegen seinen Schwager, den Erbstatthalter Prinz von Oranien, richtete, im Jahre 1787 niedergeschlagen. Bald darauf nahm er für die Türken Partei, um die Macht Österreichs und Rußlands durch türkischen Länderzuwachs nicht zu sehr erstarken zu lassen, verband sich aber nach Kaiser Josefs Tode mit Kaiser Leopold II. im Jahre 1790 zu einer gegenseitigen Anerkennung ihres Besitzes. Denn die Augen der Fürsten und Völker wurden nach Frankreich gezogen.

Das französische Volk war aufgestanden gegen seinen König. Was Ludwigs XVI. Vorfahren, was der „Sonnenkönig“ Ludwig XIV. und der ebenso liederliche Lud-

wig XV. gesündigt hatten, Ludwig XVI. mußte es büßen an Leib und Leben. Längst war in Frankreich der König nicht mehr um des Volkes willen König. Das Wort Ludwigs XIV., „der Staat bin ich," wies am offenkundigsten darauf hin, daß die Herrscher Frankreichs das Volk nur als eine Masse ansahen, dazu da, durch Steuern und Abgaben dem königlichen Hofe und der ihm verbündeten Aristokratie und Geistlichkeit ein zügelloses Wohlleben zu gewährleisten. Da rissen der Hunger und die nicht endenwollenden Bedrückungen das Volk empor. Da stieg der Schrei nach den unveräußerlichen Menschenrechten aus Millionen Kehlen zum Himmel. Da wurde die Bastille gestürmt, das düstere Gefängnis, in dem Tausende ohne Recht und Gericht verschwunden waren, die Nationalversammlung trat zusammen, drängte dem weniger schlechten als schlaffen Ludwig XVI. ihre Beschlüsse auf, machte sich zum Herrn und Gebieter Frankreichs, während Adel und Geistlichkeit in hastender Flucht über die Grenzen strömte und die fremden Höfe zur Stützung des monarchischen Gedankens in Frankreich aufrief.

Österreich hatte das nächste Interesse. War doch Kaiser Leopolds Schwester Marie Antoinette, Maria Theresias leichtlebige Tochter, Ludwigs XVI. Gemahlin. Aber auch Preußen fand sich zum Einschreiten bereit, denn Aufklärung wie Souveränität des Volkes waren Friedrich Wilhelm II. in der Seele verhaßt. Und als nach verunglückter Flucht das französische Königspaar wie Gefangene behandelt wurde, als Mord und Totschlag Paris regierten und die Straßenparteien der Jakobiner und Cordeliers ihre blutigen Weisungen erteilten, da verpflichteten sich Österreich und Preußen zur Wiederherstellung der königlichen Gewalt und der alten Verfassung in Frankreich.

Kaiser Leopold starb, und sein Sohn, Kaiser Franz II., forderte in einer nach Paris gerichteten Note die Rückkehr zu dieser Verfassung. Die Antwort aber war die französische Kriegserklärung an Österreich. Ludwig selber hatte, gezwungen, seine Unterschrift dazu hergeben müssen. Und auf der Stelle erklärte auch Preußen den Krieg an die Franzosen.

Der Herzog von Braunschweig, ein Neffe des berühmten Feldherrn Friedrichs des Großen, führte das vereinigte Heer der Preußen und Österreicher im Juli 1792 nach Frankreich hinein. Als einen Spaziergang hatten ihm die französischen Adelsemigranten, die sein Hauptquartier bevölkerten, den Feldzug geschildert, und stolz und herrisch erließ der Herzog ein Manifest, darin er zum unbedingten Gehorsam gegen das angestammte Königshaus aufforderte und mit den schwersten Strafen alle die bedrohte, die mit den Waffen in der Hand betroffen würden, ja Paris in einen Trümmerhaufen zu verwandeln versprach, wenn dem Könige oder seiner Familie auch nur ein Härchen gekrümmt werde.

Es war eine böse Täuschung, in der sich der Herzog befand. Die Sprache seines Manifestes, zur Einschüchterung bestimmt, riß das französische Volk in einen Taumel der Wut hinein. Unter den wildrauschenden Klängen der Marseillaise wurde das königliche Schloß der Tuilerien erstürmt, die Schweizergarde niedergemetzelt, der König und seine Familie auf das unflätigste behandelt, Ludwig abgesetzt, er und die Seinen im Temple eingekerkert und sechs Monate darauf öffentlich hingerichtet, bis auf den jungen Sohn, den Dauphin, der einem Schuster zur Erziehung übergeben und von dem Unmenschen bald zu Tode gequält wurde.

Währenddes aber hatte der Herzog von Braunschweig

seinen stolzen Worten keinerlei Taten folgen lassen. Wohl waren einige kleine Festungen und die Stadt Verdun in seinen Besitz geraten, doch als er in die Champagne einrückte und die Verpflegung schwieriger wurde, konnte er sich zu dem Gewaltmarsch auf Paris nicht entschließen, verlor untätig seine Zeit, bis der französische General Kellermann mit einem schnell gesammelten Heere heranrückte, und zog sich nach einem nutzlosen Treffen bei Valmy vorsichtig wieder aus Frankreich heraus. Die Österreicher aber schlug wenige Wochen hernach General Dumouriez bei Jemappes in Belgien und nahm ihnen die habsburgischen Niederlande. Der französische Reitergeneral Custine hatte inzwischen den Rhein erreicht, Mainz überrumpelt und sich zum Schrecken der mittelrheinischen Lande gemacht. Die französische Revolutionspartei saß im Sattel. Über Nacht hatte sich die Schreckensherrschaft über alle Provinzen ausgebreitet. Wer sich nicht mit Leib und Seele den Gewaltmenschen Danton, Marat, Desmoulins oder dem noch blutigeren Robespierre verschrieb, wurde unter das Beil der Guillotine geschleppt. Da gab es nicht Henker genug in Frankreich, und der Massenmord trat an die Stelle der Hinrichtung. Zu Hunderten in einen öden Hof zusammengepfercht, wurden die Opfer der unveräußerlichen Menschenrechte durch Kartätschenladungen in Fetzen gerissen; zu Hunderten auf schlechten Fahrzeugen eingekerkert, wurden Schuldige und Unschuldige miteinander ersäuft. Fünfzehntausend Menschen waren in wenigen Monaten umgebracht. Adlige und Geistliche voran, aber nicht minder treue Bürger und Bauern, Frauen, Jungfrauen und Kinder. Es war ein Ausbruch der Bestialität, die das hohe Banner der Freiheit und Brüderlichkeit auf ewig besudelte.

Gefaßt hatte Ludwig XVI. den Kopf unter das Beil gelegt, gefaßt auch die Königin, der man nach unmenschlichen Martern den Kopf der Prinzessin Lamballe zum Fenster hineingereicht hatte. Hatten sie gefehlt, so überstieg doch die Strafe jegliches Maß.

Da schlossen die Staaten Europas noch einmal einen gewaltigen Bund, die Mordbuben zu zerschmettern. Der Prinz von Coburg warf sich auf Dumouriez und schlug ihn bei Neerwinden in den Niederlanden. Die Preußen eroberten Mainz und blieben bei Pirmasens Sieger. Die Machthaber in Paris schickten ihre unterlegenen Feldherrn auf die Guillotine, wenn sie sich nicht rechtzeitig zu den Emigranten retteten, riefen ganz Frankreich unter die Waffen und bildeten wüste, fanatisierte Volksheere, die unter den hervorragenden Generalen Jourdan, Pichegrü und Hoche an den Rhein und nach Belgien geführt wurden und ebensoviel Mut wie Grausamkeit bewiesen. Bei Kaiserslautern zwar wurden sie im November 1793 von den Preußen zusammengehauen, aber Landau und der Oberrhein blieben in ihren Händen, und im Mai 1794 zum zweitenmal bei Kaiserslautern geschlagen, blieben sie in der dritten Schlacht bei Kaiserslautern am 15. Juni unter den ungeheuerlichsten Anstrengungen endlich Sieger und nötigten Preußen und Österreicher über den Rhein. In Belgien, den habsburgischen Niederlanden, ging es noch schlimmer zu. Noch konnten die Verbündeten in einigen kleinen Gefechten triumphieren, dann aber wurden sie von den Generalen Pichegrü und Jourdan bei Tournay und bei Fleurus geschlagen, und während Pichegrü Holland unterwarf, das die Schleusen geöffnet hatte, um das feindliche Heer zu ersäufen, und mit Hilfe des für ihn rechtzeitig einsetzenden Frostes über die zu Eis gefrorenen Wasserflächen nach Amsterdam rückte, Holland aus der

Reihe der Lebenden strich und die „batavische Republik“ verkündete, nahm Jourdan in raschem Siegeslauf Brüssel und Lüttich, drang in Deutschland ein und besetzte die Städte Aachen, Köln, Bonn und Koblenz.

Nirgendwo unter den Verbündeten war eine einheitliche Führung, und während die braven preußischen und österreichischen Soldaten sich am Rhein und in Belgien verbluteten, waren ihre Fürsten mit dem Herzen längst nicht mehr bei der Sache, feilschten ihre Fürsten in den Kabinetten und auf östlichen Kriegsschauplätzen um Länderteile Polens, intrigierte Österreich, Rußland und Preußen eins gegen das andere, bis eine neue Teilung Polens das niedergehende Königreich um neue, große Länderstrecken schwächte. Bei dieser zweiten Teilung im Jahre 1793 wurden Preußen die Städte und Länder von Danzig und Thorn, von Posen, Gnesen und anderen großpolnischen Gebieten zugesprochen.

Aber Friedrich Wilhelm II. fühlte sich benachteiligt und fürchtete neuerdings Hinterhältigkeiten vom Wiener Kabinett. Geblendet hingen seine Augen an Polen, und die Händel am Rhein scherten ihn plötzlich nicht mehr. Der ewigen Zwistigkeiten unter den Führern müde und um für Polen die Hände freizubekommen, tat er einen Schritt, der das Preußen Friedrichs des Großen von seiner Vormachtstellung herabsetzte, es seiner patriotischen Glorie entkleidete: er knüpfte heimlich mit Frankreich Unterhandlungen an und trat im Frieden zu Basel am 5. April 1795 vom Kriege zurück, ja er ließ seine linksrheinischen Länder dem Feinde gegen das Versprechen, Preußen gegenüber eine Demarkations-Linie zu respektieren, also Preußen unbehelligt zu lassen und es für Abtretung der linksrheinischen Gebiete mit anderen Länderteilen zu entschädigen!

Der erste Nachfolger Friedrichs des Großen hatte sich seines strahlenden Vorbildes nicht wert gezeigt.

Wohl rückte Friedrich Wilhelm II. in Polen ein, das sich unter seinem Nationalhelden Thadäus Kosciuszko, dem tapferen Mitstreiter Washingtons und Lafayettes im nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg, wie ein Mann erhoben hatte, um die Schmach der Teilung im Blute abzuwaschen; das in Warschau in einem mörderischen Aufstande losgebrochen war und mit Sensenhieben die Russen aus dem Lande gejagt hatte. Wohl warf Friedrich Wilhelm die Polen zurück, eroberte Krakau und belagerte Warschau. Doch er mußte nach den preußischen Provinzen zurück, den Polenführer Madalinski zu verjagen, und die Beute Warschau fiel den anrückenden Russen unter ihrem großen Heerführer Suwaroff in die Hände, der den von den Preußen bei Scelze besiegten Kosziuszko bei Maciejowice endgültig schlug und gefangen nahm und Warschau mit stürmender Hand am 9. November 1794 eroberte. „Finis Poloniae,“ soll der Freiheitsheld Kosziuszko gestöhnt haben, als er schwer verwundet vom Pferde sank.

Und es war das Ende, das Ende Polens.

Im März 1795 geschah es, daß das an seiner inneren Schwäche, an seinen inneren Zwisten niedergegangene Polen zum dritten und letzten Male aufgeteilt wurde. Bei dieser Teilung erwarb Preußen die Länder links der Weichsel, die schlesische Grenze entlang bis Krakau, Warschau einbegriffen.

Noch einen anderen Länderzuwachs hatte Preußen inzwischen erfahren. Das Erbe von Ansbach und Bayreuth war an die preußischen Hohenzollern gefallen, und Friedrich Wilhelm hatte am 3. Januar 1792 den Besitz angetreten. Aus diesem Erbe stammte der rote Adler-

orden, der, von den Markgrafen von Ansbach und Bayreuth einst gestiftet, mit übernommen und in Preußen der zweithöchste Orden wurde.

Was aber nützte aller Ländererwerb gegenüber der undeutschen Preisgabe am Rhein! Die Völker, die dem großen Friedrich in seinem Heldenkampfe zugejubelt hatten, zuckten verächtlich die Achsel, das eigene Volk aber war in seinem Glauben an die alte Hohenzollerntradition, kein preußisch Land freiwillig herzugeben, erschüttert.

Am 16. November 1797 starb Friedrich Wilhelm II. im Marmorpalais bei Potsdam, 53 Jahre alt, und die Welt sah gespannt auf den neuen Nachfolger Friedrichs des Großen.

Preußens Niederbruch.

Ein schlichter, fast jugendlich schüchterner Mann war Friedrich Wilhelm III., der als ältester Sohn Friedrich Wilhelms II. mit 27 Jahren zum Throne gelangte. Ihm zur Seite stand die lichte Gestalt der Königin Luise, einer Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz. Zu Frankfurt am Main hatten sich die jungen Menschenkinder kennen gelernt, dem Hauptquartier während des Feldzuges 1792 und 93 gegen die Franzosen. Es war Liebe auf den ersten Blick gewesen, die den Königssohn mit der anmutreichen sechzehnjährigen Prinzessin verbunden hatte, und diese Liebe hielt stand, wurde immer klarer und tiefer und warf ihren Schein in die dunklen Jahre hinein, die unerbittlich kamen. Königin Luise blieb der Stern am sturmgefegten Preußenhimmel.

Wie sie als reine Mädchenblüte zu Frankfurt die Augen der alten Frau Rat Goethe entzückt und das Herz des jungen preußischen Thronfolgers im Sturm gewonnen hatte, so gewann sie die Herzen der Höchsten und Niedrigsten und war glückselig, auf dem Gute zu Paretz als die Frau ihres geliebten „Schulzen von Paretz", als die „gnädige Frau von Paretz" recht hausmütterlich leben und wirtschaften zu können.

Das Idyll ging bald zu Ende. Für ihr stilles Liebesglück starb Friedrich Wilhelm II. zu früh.

Einst hatte der große Friedrich von dem kleinen Prinzen gemeint, der stürmisch von dem Großohm einen geraubten Ball zurückverlangte: „Du wirst Dir Schlesien nicht nehmen lassen." Aber das Schicksal hatte es zunächst anders beschlossen.

Wenn auch der junge König sofort nach seiner Thronbesteigung daran ging, die peinlichste Sparsamkeit einzuführen, um die gewaltigen Schulden aus des Vaters Lebensführung zu tilgen, wenn er auch Ordnung in dem eingerissenen Schlendrian der Beamtenschaft schuf und den wenig einwandfreien Ratgebern seines Vaters, dem Minister von Wöllner und dem General von Bischoffwerder, den Laufpaß gab: er war nicht die kraftvolle, in sich selbst gefestigte Natur, die souveränen Blicks die Dinge zu überschauen und mit dem Schwert oder dem diplomatischen Wort sie zu regieren vermochte, und unsicher und unentschlossen tastete er auf unbekanntem Boden und ergab sich bald der Leitung kurzsichtiger Räte. So zog schnell ein subalterner Geist in die preußische Regierung ein, der nichts vom stolzen Adlerflug mehr wußte, der den Heeresdienst, teils aus Sparsamkeit am falschen Platze, teils aus törichter Überwertung der Kräfte, vernachlässigte, nicht Fühlung mit der neuen Zeit hielt, den wackligsten Generalen die Führung weiter beließ und aus der scharfen Waffe altes Eisen machte.

Einem preußischen König aber ist es nicht gegeben, das Leben eines zufriedenen Bürgers zu führen, der andere für sich sorgen läßt. Wer die Krone trägt, hat dem Kleinen zu entsagen, um das Große zu gewinnen. Der junge König Friedrich Wilhelm III. aber glaubte, in der friedlichen Ruhe seines Familienlebens die friedliche Ruhe seines Staates zu sehen.

✧ ✧ ✧

Ein Mann war erstanden, wie die Welt seiner Art noch keinen erblickt hatte. Aus der Tiefe heraus hatte die französische Revolution ihn hervorgeschleudert, kaum einer hatte den Namen des kleinen korsischen Advokatensohnes ver-

nommen, und plötzlich stand er in flammenden Lettern groß und bezwingend über den ganzen Horizont geschrieben, der Name: Napoleon Bonaparte.

Ein 23jähriger Artilleriehauptmann des Namens Napoleon Bonaparte leitete den Hauptangriff auf die widerspenstige Stadt Toulon und brach sie zusammen. Sofort zum Brigadegeneral ernannt, trieb der Fünfundzwanzigjährige mit Kartätschenschüssen die Royalisten auseinander, die den republikanischen Konvent im Jahre 1795 zu zertrümmern drohten. An die Spitze des französischen Heeres in Italien gestellt, schuf er aus Vagabunden eine Armee von Soldaten, die in Schlachten über Schlachten die österreichischen Heere schlugen, wo sie sie trafen, die Österreicher aus ihrem ganzen norditalienischen Besitzstand hinausfegten, in wunderbaren Märschen die Alpen bewältigten und unter ihrem jungen eiskalten Führer Wien und den Kaiser bedrohten. Den demütigenden Frieden von Campo Formio diktierte er im Oktober 1797, in dem der Kaiser namens des deutschen Reiches das ganze linke Rheinufer aufzugeben versprach, im Namen Österreichs aber die Lombardei und die österreichischen Niederlande.

Nach Ägypten zog der General Bonaparte, um die Weltherrschaft der Engländer zu brechen, nahm Malta nebenbei, und schlug bei den Pyramiden die Mameluken, gewann Kairo und bändigte den Aufstand mit blutiger Faust, zog, jeden Widerstand niederwerfend, durch Syrien, erstürmte Jaffa, ließ 3000 gefangene Türken summarisch füsilieren, marschierte durch den glühendsten Sonnenbrand nach Ägypten zurück und vernichtete bei Abukir das türkische Heer bis auf den letzten Mann, kehrte plötzlich allein nach Frankreich zurück, stürzte die Regierung des „Direktoriums“ am 9. November 1799 und setzte seine

Wahl durch als Konsul Frankreichs, die er im Jahre 1802 auf Lebenszeit ausdehnen ließ.

Zur zweiten Koalition taten sich Österreich, England, Rußland und die Türkei zusammen, doch wie sie auch in den König Friedrich Wilhelm III. von Preußen drangen: der König blieb auf dem Boden des Baseler Friedens stehen. Er blieb Zuschauer. 200000 Mann preußischer Truppen feierten.

Und schnell ritt das Schicksal weiter auf seiner Bahn. Bei Marengo in Oberitalien, am 14. Juni 1800, vernichtete Napoleon die Österreicher, und General Moreau brachte den Krieg mit dem Siege bei Hohenlinden, unweit München, erfochten am 3. Dezember desselben Jahres, zu einem raschen Ende. Der am 9. Februar 1801 zu Lunéville geschlossene Friede bestätigte den Rhein als Grenze und versprach, die links des Rheins begüterten deutschen Reichsfürsten mit rechtsrheinischen geistlichen Besitzungen und Reichsstädten zu entschädigen.

Nie gab es ein unwürdigeres Schauspiel. In den Händen des allmächtigen französischen Ministers Talleyrand lag die Entscheidung, und die deutschen Fürsten krochen vor ihm und leckten ihm und seinen Kreaturen die Hände, um die besten Bissen zu erschnappen. Aus französischen Gnaden wurden Baden, Württemberg und Hessen-Kassel Kurfürstentümer. Sechs freie Reichsstädte nur blieben bestehen: Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt, Nürnberg und Augsburg. Preußen, das Geldern, Mörs und einen Teil Cleves auf dem linken Rheinufer eingebüßt hatte, erhielt die Bistümer Hildesheim, Paderborn und fast ganz Münster, Erfurt und das Eichsfeld, die Abteien Quedlinburg, Essen, Werden und Cappenberg, ferner die Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar.

Das schien auf den ersten Blick ein guter Gewinn. War doch ein um fünfmal größerer Länderkomplex mit einer fünffach größeren Einwohnerzahl eingetauscht worden. Aber es schien nur so. Denn Napoleon, voller Verachtung für das unkriegerische Preußen, begann es alsbald wie einen Vasallenstaat zu behandeln.

Wohl war bei einer Begegnung zu Memel, der auch Königin Luise beiwohnte, ein fester Freundschaftsbund zwischen Kaiser Alexander I. von Rußland und Friedrich Wilhelm III. geschlossen worden. Aber in Preußen regierte der Minister Graf von Haugwitz und der Kabinettsrat Lombard, Männer von großen Gaben, aber ohne jede Charakterfestigkeit und für französische Schmeicheleien und Ehrengaben sehr empfänglich. Und so ließ es Preußen zu, daß Napoleon schon im Jahre darauf das benachbarte Kurfürstentum Hannover trotz der im Baseler Frieden zugestandenen Neutralität Norddeutschlands besetzte, nur weil es dem Könige von England zugehörte und er mit England in einem neuen Kriege stand; schwieg selbst, als Napoleon gegen alles Völkerrecht auf deutschem Boden den bourbonischen Herzog von Enghien aufgreifen, als Verräter nach Vincennes bringen und kriegsrechtlich erschießen ließ. Friedrich Wilhelm fürchtete für seine veraltete Armee, und so sehr der heißblütige Prinz Louis Ferdinand von Preußen und die Generale Blücher und Rüchel den König beschworen, er horchte auf die Ratschläge Haugwitz' und Lombards, die ihn in seiner Zaghaftigkeit bestärkten, bis der Konsul Napoleon Bonaparte sich am 18. Mai 1804 als erblicher Kaiser der Franzosen erklärte.

Die dritte Koalition der europäischen Mächte gegen Frankreich kam zustande. Hatte doch Napoleon nicht gezögert, sich eigenmächtig die Krone von Italien aufs

Haupt zu setzen und seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais, seiner Gemahlin Josephine Sohn aus erster Ehe, zum Vizekönig zu ernennen. Trotz der erneuten Beschwörungen seiner patriotischen Minister Hardenberg und Stein: Friedrich Wilhelm ließ sich nicht bewegen, seine 200000 Mann gegen Frankreich in die Wagschale zu werfen. Und so wenig ernst nahmen die Franzosen den König von Preußen, der immer noch pflichtgetreu am Baseler Vertrage hielt, daß der französische General Bernadotte nicht einmal preußisches Gebiet respektierte, sein Heer quer durch die preußisch-ansbachischen Länder führte, dem österreichischen General Mack bei Ulm in den Rücken geriet, und Napoleon General Mack am 17. Oktober 1805 zu der schmählichen Kapitulation zwang, in der 23000 Österreicher ruhmlos das Gewehr streckten.

Schon hatte Napoleon nach blutigen Kämpfen Wien erreicht und schickte sich an, in Mähren die Entscheidungsschlacht gegen Russen und Österreicher zu liefern, als es endlich dem russischen Kaiser Alexander bei einem Besuche in Potsdam gelang, Friedrich Wilhelm auf seine Seite zu ziehen. Vorläufig versprach zwar Friedrich Wilhelm nur, seine Armee mobil zu machen und, gestützt auf sein Heer, Napoleon zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Erst nach Versagen seines Vermittleramtes sollte die preußische Armee mit den Verbündeten gemeinsam ins Feld rücken.

Es war die Nacht des 3. November 1805. Mit Kerzen begaben sich der König und der Kaiser, mit ihnen die Königin Luise, in die Fürstengruft und standen erschüttert am Sarge Friedrichs des Großen. Auf den Sargdeckel legten sie ihre vereinten Hände und schwuren sich ewige Freundschaft zu und die Befreiung Deutschlands von korsischer Anmaßung.

Sofort wurde Graf Haugwitz in das Lager Napoleons entsandt. Man hatte den falschen Mann gewählt. Napoleon hielt ihn hin, bis am 2. Dezember die Dreikaiserschlacht von Austerlitz geschlagen war, die mit einer furchtbaren Niederlage der Russen und Österreicher endete, die Russen zum schnellen Abmarsch und Österreich zu demütigenden Friedensverhandlungen bewog. Dem Grafen Haugwitz aber diktierte Napoleon jetzt den Schönbrunner Vertrag, der Preußen in ein Schutz- und Trutzbündnis zu Frankreich zwang, ihm Ansbach, Neufchatel, Cleve und Wesel nahm und ihm dafür das Kurfürstentum Hannover überwies. Der mit Österreich im Dezember abgeschlossene Friede zu Preßburg entkleidete Österreich seiner Besitzungen in Venetien, Vorarlberg, Tirol und dem Breisgau. Seinem Bruder Josef schenkte Napoleon die Krone Neapels, seinem Bruder Ludwig die Krone Hollands, seinen Schwager Murat aber, den Sohn eines Gastwirtes, erhob er zum Großherzog von Cleve und Berg. Um das „deutsche Reich" auszumerzen aus der Karte Europas, stiftete er am 12. Juli 1806 den „Rheinbund" unter französischer Schutzherrschaft. Sechzehn deutsche Fürsten leisteten feige Gefolgschaft, traten bei und ließen sich von Napoleons Gnaden zu Königen, Großherzögen und Herzögen machen. Kaiser Franz II., der seit 1804 den Titel „Kaiser von Österreich" angenommen hatte, legte die deutsche Kaiserkrone nieder. Das heilige römische Reich deutscher Nation hatte aufgehört, zu sein.

Friedrich Wilhelm III. rieb sich die Augen. War er noch Reichsfürst und König von Preußen? Ohne ihn überhaupt zu befragen, hatte Napoleon das deutsche Reich aufgelöst. Wegen der Besetzung Hannovers geriet Preußen mit England in einen Krieg. Und schon hatte der hinterlistige Korse

die Rückgabe Hannovers England heimlich zugesagt, hatte er Essen und Werden seinem Schwager Murat überwiesen.

So ungeheuerlich war der Schimpf, den Napoleon Preußen antat, so augenfällig seine tiefe Verachtung, daß sich Friedrich Wilhelm ermannen mußte, wollte er nicht im eigenen Lande die Achtung verlieren. Schon stürmten aus allen Provinzen die Anfragen auf ihn ein, wann es genug sei der Schmach, schon schliffen die Berliner Offiziere vor dem Hause des französischen Gesandten ihre Degenklingen, schon schwoll des Volkes Unwille zu lärmenden Kundgebungen an: da, in allerletzter Stunde, beschloß Friedrich Wilhelm III. den Krieg gegen Frankreich. Die ganze Armee wurde mobil gemacht, Frankreich aufgefordert, seine Truppen aus Deutschland zurückzuziehen und der Bildung eines norddeutschen Bundes keinerlei Schwierigkeiten zu bereiten. Am 8. Oktober 1806 lief der Termin des preußischen Ultimatums ab, auf das Napoleon nur ein Hohnlachen als Antwort fand. Sachsen und Weimar eilten allein Preußen zur Hilfe. Rußland mußte erst rüsten.

Napoleon stand bei Bamberg. Mit 200000 Mann marschierte er auf Berlin los.

Um mit einem Unglück zu beginnen, hatte der König von Preußen den Oberbefehl über sein Heer dem 71jährigen Herzog von Braunschweig anvertraut, der einer solchen Aufgabe nicht mehr gewachsen war und den Befehl über die zweite Heeresabteilung dem Fürsten Hohenlohe übergab. Der ewig zaudernde Herzog von Braunschweig rückte endlich auf das linke Saaleufer. Die Avantgarde Hohenlohes, unter Befehl des Lieblings der Berliner, des lebenslustigen Prinzen Louis Ferdinand, traf zuerst auf den Feind. Bei Saalfeld war es, am 10. Oktober 1806. Mit 6000 Mann wirft sich Prinz Louis Ferdinand

auf den fünfmal stärkeren Feind. Immer voran wie einst der kühne Seydlitz begeistert er die Seinen zu Heldentaten. Wo die Gefahr heranbraust, da blinkt sein Säbel. Wiederauferstanden lacht aus ihm der wilde Hohenzollernmut. Da brechen neue Regimenter hervor. Französische Kavallerie reitet in den Hohlwegen alles zusammen. Mit dem Säbel treibt Prinz Louis Ferdinand die Fliehenden zurück, mit dem Säbel kämpft er neben seinem verendenden Pferde. Dreizehn Wunden in Kopf und Brust, haucht er über dem Pferdesattel sein Leben aus.

Und sofort wandte sich Napoleon gegen Fürst Hohenlohe bei Jena, Napoleons Marschall Davoust gegen den Herzog von Braunschweig bei Auerstädt. Hohenlohe schlief, als Napoleon in der Nacht zum 14. Oktober eintraf und in der Nacht noch die beherrschenden Höhen besetzen ließ. Nicht einmal die Saaleübergänge waren gesichert. Kanonendonner weckte Hohenlohe aus seinem Schlaf. Die vereinten Preußen und Sachsen wehrten sich verzweifelt bis in die Mittagstunde. Da machte Napoleon Schluß, warf die ganze Masse seines Heeres ins Gefecht, packte Preußen und Sachsen von allen Seiten, trieb die durcheinander Gejagten über das Schlachtfeld und ließ ihnen durch eine Attacke seiner Reiterschwadronen den Rest geben. Der wackere General von Rüchel, der in diesem Augenblick mit der preußischen Reserve erschien und ohne weiteres zum Sturm überging, wurde von dem unaufhaltsamen Strome der Flüchtenden behindert und fortgeschwemmt.

Am selben Tage hatte Marschall Davoust bei Auerstädt den Herzog von Braunschweig erreicht. Ein Schuß in beide Augen reißt den Herzog vom Pferd. Keiner führt den Oberbefehl. Jeder kämpft auf eigene Faust. Die Verwirrung wird so allgemein, daß die Reserven nicht vorzurücken

wagen. Wütend wehrt sich der General von Blücher. Der Rückzug beginnt. In der Hast wird eine falsche Straße eingeschlagen. Die Truppen, noch immer in guter Haltung, werden bei Weimar von der fliehenden Hohenloheschen Armee überflutet, mitgerissen. Die Panik ist da. Es rettet sich, wer kann.

Preußens große Schmach beginnt. Erfurt eröffnet den Reigen, und General Möllendorf kapituliert ohne Schwertschlag. Fürst Hohenlohe ergibt sich bei Prenzlau mit 10000 Mann. Nur Blücher schlägt sich tapfer bis Lübeck durch und, ohne Proviant und Munition, kapituliert auch er, aber mit allen kriegerischen Ehren. Am 27. Oktober zieht Napoleon in Berlin ein, dessen Verteidigung der Gouverneur Graf von Schulenburg mit einer Proklamation an die zu den Waffen greifenden Bürger hindert: „Der König hat eine Bataille verloren. Die erste Bürgerpflicht ist Ruhe. Ich fordere hierzu alle Bürger Berlins auf." Die Quadriga läßt Napoleon vom Brandenburger Tore herunterholen und nach Paris bringen. In Potsdam befiehlt er, den Sarg Friedrichs des Großen zu öffnen. Er nickt dem ernsten Toten zu und spricht: „Wenn Du lebtest, stünde ich jetzt nicht hier." Doch Degen und Hut des großen Königs heißt er als Trophäe mitgehen.

Und weiter geht die preußische Schmach ihren Weg. Eine Festung kapituliert schneller, als die andere, um sich die Gnade des Siegers zu sichern: Spandau, Stettin, Küstrin — es ist ein Wettrennen, — und Magdeburg, die starke, krönt die Schmach: der Kommandant General von Kleist ergibt sich mit dem General von Wartensleben, 19 untergeordneten Generalen und einem wohlgerüsteten Heere von 22000 Mann und 600 Kanonen ohne einen Schuß getan zu haben in elender Furcht der Gnade Napoleons.

Die königliche Familie ist auf der Flucht nach Königsberg. Dorthin folgt ihr der Hof.

Jetzt erst willigt Napoleon in einen Waffenstillstand, doch unter so demütigenden Bedingungen, daß der König um seiner Ehre willen ablehnen muß. Im tiefsten Unglück erhebt sich dieser Fürst zu einer Mannestat. Lieber untergehen, als die Ehre verlieren.

Nun überschwemmt Napoleon die Marken und Pommern, läßt die ihm verbündeten Bayern und Württemberger Schlesien überfluten, rückt in Preußisch-Polen ein, entläßt das Land aus dem Gehorsam gegen Preußen, zieht den Kurfürsten von Sachsen auf seine Seite, gliedert ihn unter Erhebung zum Könige dem Rheinbund an und befiehlt die Kontinentalsperre gegen England.

Und wieder tritt das jämmerliche Wettrennen ein, preußische Festungen dem hochmütigen Korsen demütig zu öffnen. Glogau beginnt, Breslau folgt nach, Brieg, Schweidnitz schließen sich an. Die preußische Waffenehre wird verraten von feigen und unfähigen Köpfen. Um die Mitte des Jahres 1807 hält sich nur noch Silberberg, und in Kolberg kämpft löwenmutig die Bürgerschaft unter Nettelbeck, Seite an Seite mit den Soldaten Gneisenaus und den Freischaren Schills. In Graudenz aber läßt der alte General Courbière den französischen Parlamentären, die ihn mit den Worten: „Der König von Preußen habe sein Königreich verloren" zur Übergabe auffordern, zurückmelden: „Wenn es keinen König von Preußen mehr gibt, so gibt es doch noch einen König von Graudenz," und bleibt standhaft auf dem Posten. Lichtstrahlen in finsterer Nacht.

Gegen Königsberg war Napoleon vorgerückt, und nun war für die königliche Familie auch in der alten Krönungs-

stadt ihres Bleibens nicht länger. In eisiger Kälte mußte die Flucht fortgesetzt werden, in Not und Entbehrungen, in Krankheit und Hoffnungslosigkeit, bis nach Memel, der Grenzstadt. Die letzten preußischen Abteilungen hatten sich mit den Russen vereinigt. Bei Preußisch-Eylau, nahe Königsberg, wagte der russische General Bennigsen den Kampf. Zwei Tage kämpften die Russen in wildem Schneesturm gegen Napoleons Scharen, die furchtlos und todesmutig unter ihres Kaisers Augen immer aufs neue vorstürmten. Kaum vermochten die tapferen russischen Soldaten noch standzuhalten. Da langte General Lestocq mit seinem Generalstabsoffizier Scharnhorst und dem preußischen Korps auf dem Schlachtfeld an und sprengte den letzten Angriff der Franzosen auseinander. Der Sieg blieb unentschieden. Aber Napoleon hielt es nun doch an der Zeit, dem Könige von Preußen ehrenvollere Friedensbedingungen zu eröffnen. Doch Friedrich Wilhelm blieb aufrecht in der Treue. Er wies sie ab und schloß im April zu Bartenstein mit Rußland ein Schutz- und Trutzbündnis. Da schlug Napoleon am 14. Juni 1807 bei Friedland die Russen so furchtbar, daß sie das Land seinem Schicksal überlassen mußten, mit dem Lande den König.

In Tilsit, der äußersten Grenzstadt Preußens, stand Napoleon und diktierte den Frieden. „Wegrasiert" werden sollte die preußische Monarchie. Und die Königin Luise überwand aus Liebe zum Vaterland ihr Grausen vor dem Blutmenschen und tat einen Bittgang zu ihm. Eiskalt hörte Napoleon die edle Frau an. „Wie konnte Preußen sich unterstehen, mich anzugreifen?" „Sire," erwiderte die Königin und hob die Augen, „dem Ruhme Friedrichs war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben."

Königin Luise

Jetzt erst legte sich Kaiser Alexander von Rußland für den verlassenen Bundesgenossen ins Mittel und sicherte zum wenigsten den Fortbestand des Königreiches.

So kam es am 9. Juli 1807 zum Frieden von Tilsit, in dem Friedrich Wilhelm III. die Hälfte seiner Staaten abtreten mußte und ihm die Zahlung einer ungeheuerlichen Kriegsentschädigung in Aussicht gestellt wurde. Alles Land zwischen Rhein und Elbe wurde ihm genommen, der Kottbuser Kreis in der Lausitz, Bayreuth und sämtliche seit 1772 von Polen erworbene Landesteile. Aus diesen polnischen Gebieten schuf Napoleon das Großherzogtum Warschau, das er seinem Verbündeten, dem Könige von Sachsen, zum Lohne gab. Aus den preußischen Landen zwischen Elbe und Rhein aber formte er unter Hinzuziehung von Hannover, Braunschweig und Hessen-Kassel das neue „Königreich Westfalen" für seinen allzeit lustigen Bruder Jérôme.

Der König von Preußen durfte nach einer Bestimmung, die im Herbst des Jahres 1808 erfolgte, hinfort keine größere Armee als 42000 Mann unter Waffen halten und konnte leicht gezwungen werden, auf Befehl Napoleons marschieren zu lassen. Auch wurde endgültig die noch zu zahlende Kriegsentschädigung auf 140 Millionen Franks festgesetzt.

Niedergebrochen lag Preußens Herrlichkeit, in Schmach und Schande. Ein elendes Wrack, ein Spielball der Stürme.

Der gebeugte König blickte sich um.

Gab es denn keine Männer mehr in Preußenlanden?

In Auferstehungstagen.

ie Männer kamen.

Sie kamen aus Preußen. Sie kamen aus Deutschland. Still und stark machten sie sich ans Werk.

Kein Wort durfte zuviel gesprochen werden, keine Kraftanstrengung in die Augen fallen. War doch das Land bevölkert von französischen Truppen, die Preußen erhalten mußte, bis die ungeheuren Kriegskosten an Frankreich ausbezahlt waren. Und jeder patriotische Mann sah sich von Spähern umgeben. Die französischen Kommandanten übten willkürlich die Regierung aus.

Die Königin Luise hatte zuerst an den rechten Mann gedacht. Und so lange lag sie dem Könige mit Bitten an, bis er ihn berief. Es war der Freiherr Karl von Stein.

Aus Nassau an der Lahn gebürtig, hatte er noch unter Friedrich dem Großen die preußische Verwaltung kennen gelernt, war von Friedrich Wilhelm III. zum Minister im Generaldirektorium ernannt und zu Beginn des Unglücksjahres 1807 vom Könige auf das ungnädigste entlassen worden, da der freimütige und heiße Patriot zu den schweren politischen Fehlern Friedrich Wilhelms nicht stillschweigen mochte. Jetzt, aus dem Elend heraus, rief der König nach seinem treuen Diener.

Und sofort vergaß der deutsche Patriot die erlittenen Kränkungen, reiste zum Könige nach Memel und unterbreitete ihm seine Vorschläge, auf deren Grundlage er sich zur Verfügung stellte. Der König erkannte sie an und übertrug ihm die Leitung der gesamten inneren Verwaltung. Und ohne eine Stunde zu verlieren, machte sich der Freiherr von Stein an die Arbeit.

Sein Erstes war, das Land von der drückenden Einquartierung zu befreien. Dazu galt es, das Geld herbeizuschaffen. Und Fürst und Volk halfen mit. Da wanderte des Königs goldenes Tafelservice in die Münze, da gaben die Prinzen einen Teil ihrer Einkünfte her, da nahm das Volk ohne Zögern das Papiergeld, das der Minister von Stein in Umlauf setzte, und Holland und Rußland ließen sich zu größeren Anleihen willig finden. Und der Sparsamkeit, die der Minister auf allen Gebieten der Verwaltung einführte, gelang es, Preußen über Wasser zu halten, die schweren Lasten an Frankreich abzutragen und endlich die französische Einquartierung zu nötigen, abzuziehen.

Doch Steins Pläne waren größerer Natur. Preußens Auferstehung vorzubereiten, war sein Ziel. Jeder Mann in Preußen mußte durchdrungen werden von der neu entflammten Liebe zum Vaterland, mußte sich als wirkender und handelnder Teil des großen Ganzen fühlen. Bis jetzt standen Scheidewände zwischen dem gutsuntertänigen Bauern und dem Gutsherrn, zwischen dem Bürger und dem Heere. Der Freiherr von Stein legte sie nieder. Am 9. Oktober 1807 wurde die Erbuntertänigkeit der Bauern aufgehoben, der Bauer als freier Mann auf seine Scholle gestellt, die er bisher nur für den Gutsherrn verwaltet hatte. Das stärkte des Bauern Heimatgefühl, das machte ihn wehrhaft zum Schutz seines Bodens, zur Verteidigung seiner Interessen. Und Stein, der da wußte, daß ein hohes Maß an Selbständigkeit ein hohes Maß an Pflichten bringt, aber auch die dazu gehörige Begeisterung und einen gesteigerten Bürgersinn, tat einen weiteren Schritt, der ihm zu noch größerer Volkstümlichkeit verhalf: er schuf die preußische Städteordnung, die am 19. November 1808 in Kraft trat und den Städten die Selbstverwaltung zusprach. Jetzt,

da die Bürgerschaft aus den eigenen Reihen ihre Stadtverordneten wählte und mitwirkte am eigenen und allgemeinen Wohle, wurde sie sich ihrer Bedeutung im Vaterlande bewußt und eine starke Liebe wurde wach und ein patriotischer Eifer. Der Staatsverwaltung aber gab Stein ein anderes Gesicht, indem er den Einfluß der vortragenden Kabinettsräte beseitigte, an die Stelle des Generaldirektoriums selbständige Ressortminister setzte und den Provinzen Oberpräsidenten gab, die aus der Nähe zu beobachten und zu wirken verstanden. Um aber Volk und Heer zu einem Körper und einer Seele zu machen, durchglüht von einem einzigen patriotischen Gedanken, wurde alsbald der Plan einer allgemeinen Wehrpflicht in Angriff genommen. Das war das Feld, auf dem der preußische General Scharnhorst, ein hannoverscher Bauernsohn, unterstützt von Oberst von Gneisenau, unverwelkliche Lorbeeren pflücken sollte.

Jeder Preuße wurde dienstpflichtig. Jeder preußische Soldat, der sich auszeichnete, konnte vorrücken. Eine andere, gründlichere Ausbildung griff Platz. Die Prügelstrafen wurden abgeschafft. Es war eine patriotische Pflicht, dem Vaterlande zu dienen, und dasselbe Band der Ehre umschlang Offizier und Gemeinen.

Scharf hielt Napoleon sein Augenmerk darauf gerichtet, daß Preußens Heer nicht die Zahl von 42000 Mann überschreite. Damit war Preußen zum Kleinstaat degradiert. Und hier galt es, Napoleon zu überlisten, seine Späher hinters Licht zu führen. An der Zahl von 42000 mußte Scharnhorst festhalten. Doch er ersetzte die rasch ausgebildeten Soldaten nach wenigen Monaten durch neu ausgehobene Rekruten, entließ auch diese wieder, sobald sie einexerziert waren, und stellte in beständigem Wechsel neue ein, so daß nach Ablauf von drei Jahren das Heer noch

immer nur 42000 Mann betrug, im Volke aber eine kriegsmäßig ausgebildete Mannschaft von 150000 auf das erste Zeichen zum Einrücken wartete.

Napoleon witterte, daß geheime Kräfte in Preußen bei der Arbeit seien. Und sein Zorn wandte sich gegen den führenden Minister von Stein, den er beobachten ließ, und der Zorn wurde zum unversöhnlichen Haß, als er aus einem aufgefangenen Briefe Steins die Gewißheit erhielt, daß Stein den Plan einer Erhebung in der Stille vorbereite. So schwach war Preußen noch und so abhängig von Frankreichs Despotismus, daß Stein, um kein neues Unglück über seinen König zu bringen, sein Amt niederlegte, und, im Dezember des Jahres 1808 von Napoleon für vogelfrei erklärt, über die Grenze ging, in Österreich und Rußland weiter für Preußens Sache zu werben. Unter seiner Nachfolge wurde der tüchtige Freiherr von Hardenberg preußischer Staatskanzler.

Und weiter in der Stille ging die Arbeit zur Wiedererweckung preußischen Geistes. Im Jahre 1810 wurde in Berlin eine neue Universität gegründet und die Universität von Frankfurt an der Oder, die sich überlebt hatte, nach Breslau verlegt. Schon hatte der feurige Philosoph Fichte seine zündenden Reden an die deutsche Nation gehalten, und Deutschlands Dichter fanden in der Stunde der Not das Ohr ihres Volkes, fanden sein Herz. Schillers Freiheitsdramen wurden bejubelt, Heinrich von Kleist trat auf als Deuter und Prophet, Schleiermachers Predigten übten ihre weittragende Wirkung. Eine Woge schwoll an und ging durch die deutschen Herzen, das Vaterland reinzuwaschen von französischer Schmach.

War diese Schmach doch allgemein geworden, seit Napoleon im Jahre 1808 auf dem Fürstentage zu Erfurt in

unermeßlichem Dünkel die deutschen Fürsten verächtlich wie Schuhputzer behandelt hatte. Wohl waren viele darunter, napoleonische Augendiener, die diese Behandlung nach Recht und Verdiensten traf. Aber des Volkes Seele war größer, reiner und patriotischer, und empfand die neue Schmach wie einen Schlag ins Gesicht.

Schon wieder hatte Napoleons Anmaßung in die europäischen Angelegenheiten eingegriffen, um seiner Familie Kronen zu beschaffen. Seinen Bruder Josef hatte er auf den Thron Spaniens gesetzt, seinen Schwager Murat zum König von Neapel erhoben, seinen Neffen Ludwig zum Großherzog von Berg ernannt. Da brachen die Spanier los, und in dem Heldenkampf, den Spanien und Portugal gegen die napoleonischen Heere kämpfte, wurde Frankreich eine blutende Wunde geschlagen. Und nun erhob sich auch Österreich, und Erzherzog Karl führte im Frühjahr 1809 seine Truppen in das Frankreich verbündete Bayern hinein. Doch Napoleon schlug ihn zurück, marschierte auf Wien zu und besetzte es. Bei Aspern kam es am 21. Mai zur Schlacht. Sie wütete mörderisch. Aber Erzherzog Karl feuerte unermüdlich seine Braven an, den letzten Atem einzusetzen, und es gelang ihm, den Franzosen das Schlachtfeld zu entreißen, Napoleon zu schlagen.

Unglaublich schien die Kunde, daß der Unbesiegbare seinen Meister gefunden habe. Doch bevor die Welt sich einem Freudentaumel hingeben konnte, hatte Napoleon die Scharte schon ausgewetzt. Auf demselben Schlachtfelde mußte es sein, und bei Wagram, nahe Aspern, schlug Napoleon den Erzherzog so gründlich, daß Österreich schleunigst einen Frieden schloß, den es mit Hergabe blühender Provinzen erkaufen mußte.

Da war es Tirol, das die Ehre Österreichs rettete, ob

es sich auch dabei verblutete. Von Österreich losgerissen und den Bayern als Belohnung hingeworfen, gab das kleine Land Tirol der unterjochten Welt ein Beispiel unerschrockenen Mannesmutes, über Berg und Tal dahinbrausender Vaterlandsliebe, stolzester Todesverachtung für die Freiheit! Einfache Männer, der Sandwirt Andreas Hofer, der Gutsbesitzer Joseph Speckbacher, der Kapuziner Joachim Haspinger stellten sich an die Spitze ihrer Volksgenossen, und die Tiroler Bauern schlugen am Berge Isel Franzosen und Bayern, machten 4000 zu Gefangenen, nahmen dreimal Innsbruck im Sturm und mußten doch erliegen, da der Kaiser sein Wort nicht hielt, Frieden schloß und sie der Rache Napoleons ließ. Durch Verrat wurde Andreas Hofer gefangen genommen und am 20. Februar 1810 zu Mantua als Rebell erschossen.

Deutsche Freiheitshelden wollten den Tirolern nicht nachstehen. Der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls gedachte die Niederlage seines Vaters bei Auerstädt zu rächen, und während Österreich im Kampfe gegen Napoleon stand, führte er mit einem verwegenen Freikorps, der schwarzen Legion der Rache, auf eigene Faust den Krieg gegen Frankreich, eroberte in wildem Ansturm Sachsen, wandte sich vor der Heeresmacht der Franzosen gegen Halberstadt und nahm es im Handstreich, und entkam mit seiner Schar glücklich nach Helgoland.

In Hessen hatte der Oberst von Dörnberg einen Aufstand gegen König Jérôme vorbereitet. Doch die hessischen Bauern, die ihren alten Landesherrn wieder haben wollten, verdarben durch ihre Ungeduld den Plan und wurden entwaffnet, während der Oberst von Dörnberg sich nach Böhmen durchschlug und bei seinem hessischen Kurfürsten wenig Verständnis fand.

In Preußen aber war es der Major Ferdinand von Schill, der die Fahne der Erhebung an die Stange band. Am 28. April 1809 führte er sein Husarenregiment wie zu einer Übung aus Berlin heraus, forderte auf freiem Felde in begeisterter Ansprache seine Reiter auf, das Vaterland zu befreien, den Anfang zu machen und ganz Deutschland mitzureißen. Da ritten die Schillschen ihrem kühnen Führer jubelnd nach, zogen Verstärkungen herbei, schlugen nahe Magdeburg bei Dodendorf eine französische Truppe, fanden aber bald keinen Zuzug mehr, da Napoleon einen Preis auf den Kopf des Räuberhauptmanns Schill gesetzt hatte und König Friedrich Wilhelm III. das Regiment für fahnenflüchtig erklärte, und warfen sich nach Stralsund hinein. Hier ereilte sie ihr Schicksal. Von französischen Hilfsvölkern, Dänen und Holländern gestürmt, fiel Stralsund, die feste Stadt.

In den Straßen tobt der Kampf. Der feurige Schill ist überall. Mitten in den Feind wirft er sein Roß, und sein Säbel mäht wie die Sichel des Todes. Aus Wunden blutend, kämpft er weiter. Pardon wird nicht genommen. „Drauf, ihr Braven, wir sterben für die Freiheit!“ Da trifft ihn eine holländische Kugel und wirft ihn tot aus dem Sattel. Sein Körper wird unter die Füße getreten. Es ist aus. Sechshundert Schillsche Soldaten werden auf französische Galeeren geschleppt, elf junge Offiziere gefangen nach Wesel überführt und summarisch als Rebellen zum Tode verurteilt. Im Morgengrauen stehen die elf im taufrischen Gras, je zu zwei aneinander gefesselt wie Verbrecher, die deutschen Jünglinge, die einen Traum träumten von des Vaterlandes neuer Herrlichkeit. Die Franzosen legen an. Leutnant von Flemming schleudert die Mütze in die Luft. „Es lebe der König! Preußen hoch!“

Eine Salve, und zehn liegen stumm im Gras. Nur einer steht, das Gesicht von Kugeln zerrissen: der junge von Wedell. „Könnt ihr nicht besser treffen, Grenadiere? Hier sitzt das deutsche Herz. Feuer!“ Da reißt ihn die zweite Salve in Stücke.

✧ ✧ ✧

Die Ruhe des Todes lag über Deutschland und Österreich. Nur in Preußen ging die stille Arbeit weiter. Doch auch hier beschattete der Tod das Land. Königin Luise, der Engel Preußens, die mutige Dulderin, sank ins Grab. Am 19. Juli 1810 verschied sie auf ihrem väterlichen Schlosse Hohenzieritz, beweint vom ganzen Volke, das ihr in Liebe und Verehrung angehangen hatte wie einer Lichtgestalt.

Der Kaiser von Österreich aber überließ dem Kaiser Napoleon die Hand seiner Tochter Marie Louise. So weit war es gekommen. Kein Wort der Entschuldigung gibt's. Napoleons erste Frau, Josephine, wanderte ins Exil.

Da gedachte Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht England ins Herz zu stoßen. Zunächst galt es, Rußland zu bändigen, dessen Kaiser Alexander sich gegen Napoleons Befehle, die Kontinentalsperre zu befolgen und die Häfen dem englischen Handel zu verschließen, aufgelehnt hatte. Der größte Kriegszug, den die Welt seit den Perserzügen gesehen, begann. Sollte doch nach der Besiegung Rußlands der Zug weiter gehen bis nach Indien hinein, das verhaßte England in seiner reichsten Kolonie zu vernichten. 600000 Mann wälzten sich gegen die russische Grenze. Preußen wurde, ob es wollte oder nicht, zur Proviantkammer gemacht und bis auf den letzten Tropfen ausgesogen. 20000 Mann mußte der König unter General von Yorck zu den Franzosen stoßen lassen. 30000 Österreicher marschierten unter Schwarzenberg mit.

Es war der Sommer 1812. Wie einem Freiheitsgotte hatte Polen Napoleon zugejubelt, wie ein Eroberer zog er in Rußland ein. Vor seinen Massen hielten die Russen nicht stand. Sie zogen sich, das Land verwüstend, vor der großen Armee zurück, erschienen bald rechts, bald links, lockten sie immer tiefer in die Einöde. Bei Smolensk endlich kam es zur Schlacht. Sie kostete den Franzosen ungeheure Opfer, und der geschlagene Feind hatte sich schon wieder gesammelt und stand unter des alten Fürsten Kutusow Befehl, Moskau schützend, bei Borodino. Am 7. September griff Napoleon an. „Seht da die Sonne von Austerlitz!“ rief er seinen Soldaten zu. Und die Soldaten verstanden und warfen sich auf den Feind. Die Kanonen donnerten, als wollten sie Himmel und Erde zum Bersten bringen. Um die Geschützhügel tobte der Kampf. Jetzt waren sie in französischen, jetzt in russischen Händen. Da ließ Napoleon die wütenden polnischen Divisionen los, und auf dem anderen Flügel brausten seine Kürassiere in den Feind. Ein Morden wurde die Schlacht, ein Morden mit Säbel und Bajonett. Und als die Sonne sank, waren die Russen geschlagen, und die siegreiche Armee lag die Nacht auf dem Schlachtfeld unter 70000 Leichen, das Stöhnen und Brüllen der Verwundeten in den Ohren.

Als Triumphator zog Napoleon in Moskau ein, und sein todmüdes, hungriges Heer träumte von fetten Quartieren. Es wurde Nacht, und ein jäher Entsetzensschrei trieb die Regimenter auf die Straßen. Eine einzige flammende Lohe schlug aus der Stadt empor. Moskau brannte an allen Ecken und Enden. Der russische Statthalter Rostopschin hatte zu dem verzweifeltsten Mittel gegriffen, die fremden Eindringlinge auf heiligem, russischem Boden zu vernichten. Ein Aschenhaufen blieb, und die Soldaten

verloren jede Disziplin. Napoleon aber wartete in verblendeter Überhebung fünf Wochen lang auf Annahme seiner Friedensbedingungen. Da brach der russische Winter ins Land. Die große Armee mußte zurück.

Nach Südrußland sollte es gehen, in reiche Winterquartiere. Aber der Feind hielt die Straßen in eisernen Händen, und nun hieß es: den alten, verödeten Weg zurück, zurück über Borodino und über die alten Schlachtfelder, die mit stinkenden Kadavern bedeckt lagen und die Pest in die Reihen der hungernden und frierenden Soldaten trugen. Und bald kroch das Heer wie eine Bande ermatteter Landstreicher dahin. Wer zurück blieb, erfror in den Schneestürmen oder wurde von den Kosakenschwärmen ohne Gnade niedergemacht. Durch das ausgeplünderte Smolensk ging es. Die Pferde wurden geschlachtet. Roh schlang man das Fleisch. Tausende blieben am Wege, haufenweise ließen sich die Soldaten gefangen nehmen. 30000 Mann nur brachten Napoleon und seine Marschälle an die Beresina. Man mußte hinüber, und schon schlugen die Kugeln der Russen in die Heerhaufen. Ein Kampf brach aus unter den eigenen Regimentern. Ein jedes wollte zuerst über die Brücke. Mehrere Male brach sie zusammen, Menschen und Kanonen in den Fluß reißend, und immer aufs neue wurde sie notdürftig hergestellt, schlugen und würgten sich die Wahnsinnigen, um hinüber zu gelangen. Nur ein Regiment hielt todesmutig die Brückenwacht. Es war das altbergische; Leute vom Niederrhein, von der Wupper, von der Sieg. Ehre ihnen!

Die „große Armee“ war vernichtet. Trupps hohlwangiger Bettler zogen über die Grenzen, schleppten sich nach ihrer Heimat. Napoleon aber hatte sich in einen Bauernschlitten geworfen und war nach Paris geeilt.

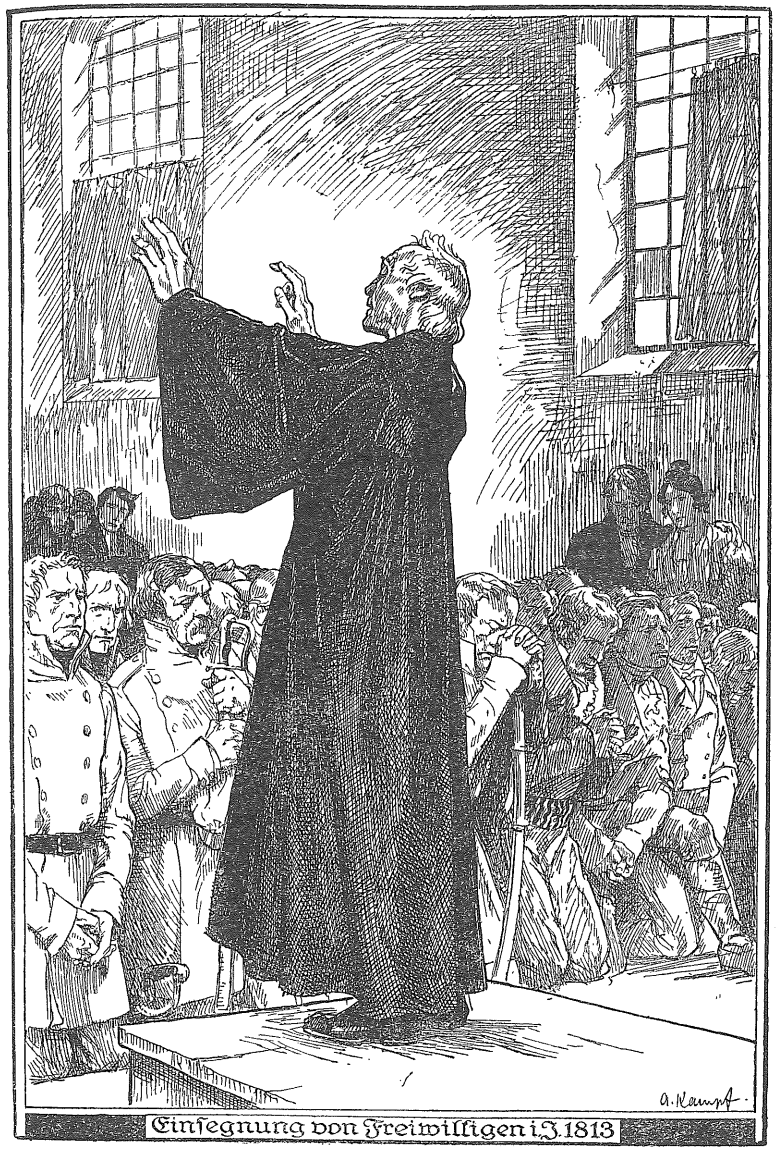
General Yorck stand mit dem preußischen Korps unversehrt auf russischem Gebiet bei Tauroggen, nahe der Grenze bei Tilsit. Der Zug nach Moskau war ihm erspart geblieben. Und er tat einen kühnen, alle Welt überraschenden Schritt. Ohne Befehl des Königs schloß er am 30. Dezember 1812 mit den Russen die Konvention von Tauroggen, erklärte er sich und sein Korps für neutral.

Das aber war die Kriegserklärung an Frankreich.

Noch schwankte der König und wartete auf Österreichs Beschlüsse. Aber schon hatte sich die Provinz Preußen eigenmächtig gegen die fremden Unterdrücker erhoben. Der Freiherr von Stein war erschienen, um im Namen Kaiser Alexanders von Rußland die Befreiung Preußens zu verkünden. Die Stände traten zusammen. Yorck rüstete, vom Volke jubelnd unterstützt.

An seinen König aber schrieb er: „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte. Ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens als treuer Untertan und wahrer Preuße das Beste meines Vaterlandes gewollt zu haben."

Friedrich Wilhelm war in Berlin nicht Herr seines Willens. Er stand unter den Bajonetten der französischen Besatzung. Jetzt aber fühlte er, daß er mit jeder Faser zu seinem Volke gehöre. Die Größe der Stunde hob ihn über sich hinaus. Er verließ Berlin und eilte nach Breslau. Am 3. Februar 1813 erließ er einen „Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps". Und staunend gewahrte er die Begeisterung und Hingabe des Volkes. Bauer und Bürger ließen die Arbeit stehen und griffen zu den Waffen, der Adel kam in Scharen von seinen Gütern, die Hörsäle der Universitäten leerten sich und selbst die Oberklassen der Schulen. Männer und Greise, Knaben und Jünglinge



Einsegnung von Freiwilligen i. J. 1813

strömten herbei, die Waffe gegen Preußens, gegen Deutschlands, gegen der Welt Feind zu tragen, zu siegen oder unterzugehen. Ernst Moritz Arndt schrieb seine Volkskatechismen und seine deutschen Lieder, Theodor Körners Leier erklang in heißen Tönen, Max von Schenkendorf sang von der Heimat und Friedrich Rückert schmiedete seine „geharnischten Sonette". Ein Volk von Brüdern wurde geschaffen, schuf sich aus sich heraus.

Am 28. Februar 1813 schlossen Preußen und Rußland das Bündnis zu Kalisch zur Wiederherstellung Preußens in seinen alten Grenzen. Gneisenau führte den Anschluß Englands herbei. Am 16. März erfolgte die Kriegserklärung an Frankreich. Und am 17. März erließ König Friedrich Wilhelm III. den „Aufruf an mein Volk".

„Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer! Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt. Ihr wißt, was euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den Großen Kurfürsten, an den Großen Friedrich! Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unseren Wohlstand. Keinen anderen Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und Deutsche nicht zu leben vermag."

Der König und sein Volk waren eins geworden.

Die Bildung der Landwehr wurde beschlossen. Alle wehrhaften, aber noch nicht eingeübten Leute vom siebzehnten bis vierzigsten Jahre wurden unter die Fahnen gerufen. Und als Landsturm die Leute vom fünfzehnten bis zum siebzehnten, vom vierzigsten bis zum sechzigsten Lebensjahre. Das hieß: das ganze Volk in Waffen!

Volks-Opfer 1813

Der König stiftete den Orden des eisernen Kreuzes. Und was nicht mitkonnte in den heiligen Krieg, Frauen und Mädchen voran, brachten ihre beste Habe, ihren Schmuck, ihre Trauringe selbst und ihr Haupthaar, auf daß aus dem Erlös Schwerter geschmiedet würden gegen den Feind.

„Das Volk stand auf, der Sturm brach los!"

Mit Gott für König und Vaterland!

Die Befreiungskriege.

Ein paar Hunderttausend schon hatte Napoleon, eben in Paris angekommen, unter die Fahne gebracht. Mit fieberhafter Eile betrieb er die Rüstungen, und so gewaltig wirkte noch der Zauber seines Namens, daß er schon im April in Deutschland einmarschieren und Preußen und Russen an der Saale aufsuchen konnte. Sein Stiefsohn aber, der Vizekönig Eugen, hatte gedacht, ihm bei seiner Ankunft die Einnahme Berlins melden zu können, war mit 30000 Mann von Magdeburg ausgezogen, bei Möckern aber von den preußischen Generalen Yorck und Bülow im Bunde mit dem russischen General Wittgenstein so kräftig geschlagen worden, daß er die Trümmer seines Heeres schleunigst in die Festung Magdeburg zurückführte. Nun erschien Napoleon selber auf dem Plan.

Trotz Yorcks Widerstand erzwang er bei Merseburg und Weißenfels den Übergang über die Saale und rückte auf Lützen vor. Am 2. Mai 1813 kam es zur Schlacht bei Großgörschen. Mit unwiderstehlicher Wucht warf sich Blücher auf das Dorf und riß es dem Marschall Ney aus den Händen. Da langte Napoleon auf dem Schlachtfelde an, ließ die Geschütze zusammenbringen und Preußen und Russen unter ein mörderisches Feuer nehmen. Blücher sicherte durch heftige Reiterattacken bis in die Nacht hinein den wohlgeordneten Rückzug. 70000 Verbündete hatten gegen 120000 Franzosen gefochten. Der große Verlust des Tages aber war die schwere Verwundung Scharnhorsts, des Neuschöpfers des preußischen Heeres.

Nach der Lausitz waren die Verbündeten gezogen, während Napoleon in Dresden seinen Bundesgenossen, den

König von Sachsen begrüßte und die sächsischen Truppen unter seine Fahnen reihte. Und vorwärts trieb er, die an Zahl geringen Preußen und Russen zu vernichten, denn noch war der Kaiser von Österreich in dem Kriege, der gegen seinen Schwiegersohn entbrannt war, neutral geblieben. Und bei Bautzen schlug er mit 170000 Mann die 100000 Preußen und Russen, ohne jedoch mehr zu erreichen, als daß sich die Verbündeten geordnet nach Schlesien zurückzogen. Da willigte Napoleon in einen sechswöchigen Waffenstillstand, den er zum Einexerzieren seiner frischen Truppen brauchte. Die Verbündeten aber nützten die Zeit, Österreich nach heißen Verhandlungen, die noch von dem sterbenden Scharnhorst eingeleitet wurden, zum Beitritt zu bewegen. Auch Schweden schickte ein Hilfskorps unter dem ehemaligen französischen Marschall Bernadotte, der vom Könige von Schweden als Kronprinz adoptiert worden war, und England sandte Hilfsgelder und rüstete.

So nahte das Ende des Waffenstillstandes, der doch noch Zeuge einer blutigen Tat geworden war. Der Major von Lützow hatte mit seiner Freischar zu spät die Nachricht erhalten, daß die Waffen ruhten. Als er nun mit 400 Reitern über die Elbe zurückwollte, wurde die Schar auf Napoleons Befehl umzingelt und niedergemacht. Nur Lützow, Theodor Körner und wenige andere vermochten sich durchzuschlagen. Und ein Schrei der Wut ging durch ganz Deutschland bei der Kunde von dieser neuen niedrigen Tat.

Drei starke Heere stellten die Verbündeten ins Feld. Die Hauptarmee unterstand dem österreichischen Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, die Nordarmee dem Kronprinzen von Schweden, die kleinste, die schlesische Armee, Blücher. 500000 Mann hatten die Verbündeten

unter den Waffen, denen Napoleon zunächst 450000 Mann entgegenzustellen hatte. Doch besaß die französische Armee die einheitliche Führung unter dem Kaiser.

Der Kronprinz von Schweden, eingedenk seiner französischen Vergangenheit, zauderte, den französischen Marschall Oudinot anzugreifen, der auf Berlin losmarschierte. Aber die preußischen Korpsführer Bülow und Tauentzien, die ihm unterstanden, drängten ihn zum Schlagen. Schon stand Oudinot vor den Toren Berlins, in dem Dorfe Großbeeren. Es war am Abend des 23. August, und der Regen floß in Strömen. Da warf sich General Bülow an der Spitze seines preußischen Korps mit wildem Hurra in das Dorf hinein, und die Landwehr voran, die ihre Feuertaufe erhielt, ging der Sturm durch die Dorfgassen, und als die Gewehre versagten, taten die Landwehrkolben die grobe Arbeit und schlugen zusammen, was sich nicht ergab. Tauentzien aber blieb nicht zurück, und seine Landwehrmänner machten dem Feinde bei Blankenfelde den Garaus. Vier Tage darauf kam die kurmärkische Landwehr unter General von Hirschfeld bei Hagelberg ins Gefecht und schlug wütend tot, was ihr vor den Kolben kam. Bei Gadebusch aber war Theodor Körner, der Sangesheld, vor dem Feind geblieben.

Jetzt holte Blücher zum Schlage aus. Napoleon war nach Dresden geeilt, um sich auf die Hauptarmee unter Fürst Schwarzenberg zu stürzen. In strömendem Regen traf Blücher bei Wahlstatt an der Katzbach am 26. August auf den Feind, der unter Marschall Macdonald die reißende Katzbach überschritt. „Kinder," rief der 71jährige Blücher, „Kinder, nun hab ich genug Franzosen herüber, nun vorwärts!"

Mit geschwungenem Säbel setzt sich der Alte an die

Spitze seiner Reiter. Die Gewehre werden unbrauchbar in der prasselnden Regenflut. Unbrauchbar? „Dreht sie um! Schlagt alles zusammen!“ „Vorwärts!“ schreit Blücher, wirft sich mit seinen Reitern auf die feindlichen Scharen, treibt sie in die Hohlwege, jagt sie in die brausende Katzbach, die Tausende der flüchtenden Feinde verschlingt. Die Infanterie wirbelt die Kolben, die Artillerie kommt nun auch zum Schuß. Der Sieg ist gewonnen. Dreißigtausend ließen die Franzosen zurück. 100 Kanonen und den ganzen Troß erbeuteten die jubelnden Verfolger.

Die Schlacht an der Katzbach, die dem alten Blücher den Feldmarschallstab eintrug und nach dem Friedensschluß von 1814 den Titel „Fürst von Wahlstatt“, hob alle die bedrückten Geister in Preußen und Deutschland auf die Höhen einer freudigen Zuversicht.

War doch am 27. August Fürst Schwarzenberg und seine Hauptarmee von Napoleon bei Dresden schwer geschlagen worden.

Was der österreichischen Führung fehlte, machten die Preußen wett. General von Kleist eilte dem Prinzen Eugen von Württemberg, der mit dem russischen Korps bei Kulm den Franzosen verzweifelten Widerstand leistete, zur Hilfe und vernichtete am 29. August bei Nollendorf die Franzosen unter General Vandamme. Bei Dennewitz aber, auf der Straße Jüterbog—Berlin, schlug General Bülow das Korps des Marschall Ney so vollständig, daß der Marschall die wild Flüchtenden nicht mehr zu sammeln vermochte.

Napoleon ging nach Sachsen zurück. Blücher folgte ihm mit Yorck, und um die Vereinigung mit der Nordarmee des zaudernden Kronprinzen von Schweden herzustellen, erzwang General Yorck am 3. Oktober bei Wartenburg in

siegreichem Kampfe den Übergang über die Elbe. Am 8. Oktober traten die Bayern zu den Verbündeten über. Napoleon mußte eine große Schlacht liefern, um sich Luft zu schaffen, um sich mit einem gewaltigen Schlage wieder zum Herrn der Welt aufzuwerfen. Schon sammelte sich Schwarzenbergs Hauptarmee bei Leipzig, schon zog Blücher die Nordarmee des schwedischen Kronprinzen fester heran und ließ den Zögerer nicht mehr aus den Augen. Da rückte auch Napoleon nach Leipzig. Und eine Schlacht hob an, wie sie die Welt noch nicht erlebt hatte, ein fünftägiger, würgender Ringkampf unter einer halben Million Menschen, die Völkerschlacht bei Leipzig.

Am 14. Oktober begann das erste Kämpfen. Im Süden der Stadt Leipzig stießen die Reiterschwadronen Murats mit den heranrückenden Vortruppen der Verbündeten zusammen und wurden unter einer heftigen Kanonade zurückgeworfen. So konnte am nächsten Tage der Aufmarsch der Truppen vor sich gehen. Napoleon kommandierte im Süden bei Wachau gegen den österreichischen Oberfeldherrn Schwarzenberg. Im Norden, bei Möckern, stand sein General Marmont gegen Blücher. Am Morgen des 16. Oktober nahm der russische General Prinz Eugen von Württemberg, der schon bei Kulm seinen Heldenmut gezeigt hatte, im Sturm Wachau. Die ganze Wut Napoleons warf sich auf ihn. Hundert Geschütze ließ er zusammenbringen und Russen und Preußen niederschmettern, daß Prinz Eugen Wachau wieder herausgeben mußte. Überall warf Napoleon die Verbündeten zurück, und am Nachmittage befahl er Murat, ihnen mit 8000 Reitern den Garaus zu machen. Da rasten die Reiterregimenter über die Äcker und ritten nieder, was ihnen vor den Pferdehuf kam, und die Herrscher Rußlands, Österreichs und Preußens, die in

der Nähe hielten, konnten nur mit knapper Not ihr Leben retten. Schon hatte Napoleon einen Siegeskurier nach Leipzig an den König von Sachsen gesandt. Da wandte sich das Glück.

Der Reiterangriff war bis zu der Reserve vorgedrungen. Aber die Kanoniere und Infanteristen rissen vor den rasenden Gäulen nicht aus. Sie schickten ihnen ein paar Salven in die Mäuler, daß sie sich überschlugen und zu Hunderten im Lauf zusammenbrachen. In fürchterliche Unordnung geraten, galoppierten die Schwadronen, nur auf Rettung bedacht, zurück. Und das französische Fußvolk, das wütend vorrückte, um den Tag zu beenden, gewann vor den russischen Geschützen auch keinen Fuß breit Boden mehr. Es war bei Wachau keine Entscheidung gefallen. 20000 Tote und Verwundete ließ man auf beiden Seiten.

Dennoch hätte Napoleon gesiegt, wäre es Marmont möglich gewesen, seine Befehle auszuführen und ihm zu Hilfe zu kommen. Aber Blücher hielt Marmont fest. Er hatte General Yorck bei sich, mit dem er sich so schlecht vertrug, wie er ihn hochschätzte. Und er hoffte auf den Kronprinzen von Schweden, der mit der Nordarmee nicht mehr fern war. Aber der ewige Zauderer hielt wieder einmal seine Schweden sorglich zurück.

Am Nachmittage packte Yorck den Feind in dem Dorfe Möckern. Die Franzosen saßen in allen Häusern, in allen Scheunen. Was sich nur zeigte, schossen sie zusammen. Die Preußen lagen hinter den Haufen von Toten, die die Wege versperrten. Und die Franzosen brachen vor und warfen die preußischen Brigaden zum Dorf hinaus. Da führte am Abend Yorck seine Reserve zum Sturm, er selber im Galopp seinen Husaren voran, und unter wildem Gemetzel eroberten sie Möckern und jagten die Franzosen bis

unter die Mauern Leipzigs. An die Achttausend blieben auf jeder Seite.

In Leipzig aber sangen sie auf Befehl des Königs von Sachsen ein Te Deum zu Ehren des napoleonischen Sieges, und der König selber wohnte dem Gottesdienst bei, als plötzlich die fliehenden Franzosen ihre Verwundeten in die Stadt schafften und den Jubel in Schrecken verwandelten. Da war es aus mit „Te Deum laudamus".

Am 17. Oktober versuchte Napoleon sich aus der Schlinge zu ziehen und sandte einen Unterhändler mit Friedensbedingungen an seinen Schwiegervater, den Kaiser von Österreich. Es war vergebene Mühe. Jetzt aber rückten russische Ersatztruppen unter General Bennigsen an, und der Kronprinz von Schweden mußte sich nun endlich auch bequemen, sich seinem früheren Waffengefährten Ney gegenüberzustellen. Das hatte Blücher erreicht, der schon wieder die Dörfer Eutritzsch und Gohlis durch den russischen General Sacken berennen ließ. Aber die Hauptschlacht war auf den 18. Oktober bestimmt. Und Blücher gab Ruhe, als er mit den Dörfern eine günstige Stellung hatte.

Dreihunderttausend Verbündete standen gegen 200000 Mann unter Napoleon. Und nie zeigte sich Napoleon als größerer und gewaltigerer Meister der Kriegskunst, als an diesem 18. Oktober.

Er selbst kommandierte das Zentrum bei Probstheida. Den rechten Flügel hielten die Polen unter dem tapferen Fürsten Poniatowski und Murat mit seinen Scharen. Auf dem linken Flügel befehligte Marschall Ney. Mit Mühe und Not gelang es Blücher, den schwedischen Kronprinzen Bernadotte zum Vormarsch gegen Ney zu bewegen. Einmal im Gefecht, schlug sich der französische Schwede gut und entriß Ney den Sieg unter Einsetzung seiner eigenen Persön-

lichkeit. Der russische General Bennigsen nahm die Dörfer Holzhausen und Zweinaundorf, als plötzlich die Sachsen die französische Linie verließen und zu ihm übergingen. Die württembergische Reiterbrigade folgte dem Beispiel. Sachsen und Württemberger wurden in die Reserve übergeführt.

Bei Probstheida aber wies Napoleon jeden Angriff der Verbündeten blutig zurück. Hier donnerten seine Geschütze ununterbrochen, und die Stürmenden konnten über die Leichen ihrer Kameraden nicht mehr hinweg. Alle Spannkraft nahm er zusammen. Von einem Stuhle aus, den man vor eine alte, von Kugeln durchlöcherte Windmühle aufgestellt hatte, leitete er die Schlacht, schickte er seine Befehle nach allen Seiten, ordnete er, während er immer noch Vorwärtsbefehle gab, in seinem rastlos arbeitenden Gehirn den Rückzug an. In grenzenloser Übermüdung sank er plötzlich in einen tiefen Schlaf. Mit gefalteten Händen saß er auf dem alten Stuhl und schlief still wie ein Kind. Und in tiefem Schweigen standen die Generale, die er groß gemacht hatte. Als er nach einer Viertelstunde erwachte, kam ihm das Erinnern zurück und mit dem Erinnern die eiskalte Ruhe. Die Truppen der Verbündeten standen in gedeckter Stellung vor Probstheida und erwarteten die Nacht. Der Ring um Leipzig schloß sich. Der Kaiser sah seinen linken Flügel auf dem Rückmarsch. Reserven besaß er nicht mehr, und die Verbündeten hatten noch 100000 Mann frischer Truppen, um ihre Lücken zu ergänzen. Da ritt er mit seinem Schwager Murat und den Generalen seiner Umgebung in die Finsternis hinein, durch das Grimmasche Tor in die Stadt.

Vor seinem Quartier lagerte seine alte Garde. Und ohne zu rasten, arbeitete Napoleon die Rückzugsbefehle aus, zog die Truppen aus ihren Stellungen und ließ sie noch in der

Nacht den Abmarsch antreten. Seine Marschälle Macdonald und Poniatowski sollten mit den Polen und Rheinländern die Stadt Leipzig halten, bis die letzten Truppen heraus seien, und schleunigst zu ihm stoßen. Um seine Franzosen zu retten, mußten die Fremden ihre Haut zu Markte tragen. Es war seine alte Taktik.

Am Morgen des 19. Oktober warfen sich die Russen auf das Hallesche Tor, von den Polen und Rheinbundtruppen mit Kartätschen empfangen. Inzwischen bahnte sich Napoleon seinen Weg durch das wüste Gedränge zur Stadt hinaus. Zum zweiten Male stürmten die Russen, jetzt von Blücher selber geführt, der unaufhörlich sein „Vorwärts — Vorwärts!" erschallen ließ, und nahmen Tor und Vorstadt. Die Königsberger Landwehr drang ungestüm in die Grimmaer Vorstadt ein und entwaffnete die Rheinbundtruppen. Nur Poniatowski mit seinen Polen kämpfte noch wie ein Verzweifelter und schlug sich nach der Pleiße durch. Bevor er aber an die rettunggewährende Elsterbrücke gelangen konnte, flog die steinerne Brücke, wenige Minuten zu früh gesprengt, mit Donnergetöse in die Luft und begrub was auf ihr und um sie her war. Mit Kolben und Bajonetten umzingelten Preußen und Russen die Abgeschnittenen. Ein paar Tausend streckten die Gewehre. Hunderte ertranken in der hochgehenden Elster. Fürst Poniatowski spornte sein Pferd in die Flut hinein, erreichte das andere Ufer und sank, von einer Kugel durchbohrt, in den Strom zurück, der ihn hinwegriß. Nur Marschall Macdonald durchschwamm den Strom und erreichte Napoleon, der die aus der Schlacht bei Leipzig geretteten 100000 Mann sofort gen Westen führte.

Am Nachmittag des 19. Oktober hielten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen mit dem öster-

reichischen Oberfeldherrn Fürst Schwarzenberg ihren Einzug in die Stadt, umbraust von dem Jubel des befreiten Volkes. Und nun kam auch der Kaiser von Österreich herangeritten, und die drei Verbündeten sprangen von den Pferden und fielen sich in die Arme.

Die Verluste an Menschenleben waren groß und schmerzlich. Mit 42000 Toten und Verwundeten hatten die Verbündeten den Sieg erkauft; die Franzosen aber ließen 38000 Tote und Verwundete zurück, und 30000 Gefangene sowie 370 Geschütze blieben in der Sieger Hände.

Der alte König von Sachsen ging als Kriegsgefangener nach Berlin ab. Napoleon aber führte den Rest seiner Truppen über Erfurt an den Main, schlug bei Hanau die Bayern, die ihm unter General Wrede den Weg verlegen wollten, und ging mit seinen Truppen bei Mainz über den Rhein zurück.

✧ ✧ ✧

In Frankfurt am Main schlugen die Verbündeten ihr Hauptquartier auf. Österreich wollte den Schwiegersohn seines Kaisers schonen, und der österreichische Minister Metternich setzte es durch, daß dem Kaiser Napoleon der Rhein als Grenze seines Landes angeboten wurde. Gewaltig brauste Blücher auf, und Gneisenau und der Freiherr von Stein waren auf der Seite des Empörten. Aber Napoleon dachte an keinen Frieden, und Metternich mußte in die Fortsetzung des Krieges willigen. Der Rheinbund hatte sich eilends aufgelöst. Seine Mitglieder baten im Frankfurter Hauptquartier um gut Wetter. König Jérôme von Westfalen hatte ohne Adieu sein schönes Land verlassen. Die verjagten deutschen Fürsten übernahmen aufs neue die Regierung. Die Heere der Verbündeten aber gingen über den Rhein.

Es war in der Neujahrsnacht 1814, als die schlesische Armee zuerst den Strom überschritt. Während der russische General Sacken bei Mannheim und der preußische General St. Priest bei Koblenz und Neuwied übersetzte, ließ Blücher bei Caub in der Nacht eine Brücke auf Leinwandkähnen schlagen und führte seine Truppen unter General Yorck und dem Russen Langeron in Feindesland. Und vorwärts ging der Marsch, nach Frankreich hinein, um sich mit Schwarzenbergs Hauptarmee, die über die Schweiz durch Burgund vorrückte, zu schnellen und vernichtenden Schlägen zu vereinen. Ohne Fährnisse wurde Nancy erreicht, und die schlesische Armee überschritt Mosel und Maas und langte Ende Januar in der Stadt Brienne an. Die Soldaten aber erzählten sich, daß in dieser Stadt Napoleon als junger Leutnant die Kriegswissenschaft studiert habe und Blücher nun mit ihm Examen abhalten wolle.

Kaiser Napoleon hatte Paris verlassen und in Chalons das Heer übernommen. Jetzt stürzte er sich ohne Aufenthalt auf den verhaßten Blücher, um ihn getrennt von Schwarzenbergs Hauptarmee aufzureiben. Um Brienne ging der Kampf. Blücher mußte die Stadt Napoleon überlassen, packte aber, wütend darüber, daß „der Kerl" in seinem Bette schlafen wolle, den Gegner bei dem Dorfe La Rothiére, warf ihn in furchtbarem Schneetreiben aus den brennenden Häusern hinaus und jagte ihn durch die Winternacht auf Brienne zurück. Der erste große Sieg in Feindesland war erfochten.

Er wurde nicht ausgenutzt. Die österreichische Politik, ausschlaggebend im Hauptquartier, wünschte immer noch nicht die gänzliche Vernichtung des Kaisers Napoleon, in Chatillon berieten die Diplomaten wieder einmal über

einen vorzeitigen Frieden, und wenn es auch endlich dem zornigen Aufbegehren Blüchers gelang, für die schlesische Armee die Erlaubnis zu bewirken, auf eigene Faust gegen Paris vorzugehen, so blieb doch Schwarzenbergs Hauptarmee in langsamen Tagemärschen so weit zurück, daß das Blüchersche Heer schweren Geschicken entgegenging.

Mit scharfem Blick beobachtete Napoleon den immer größer werdenden Zwischenraum zwischen den Truppenteilen, die Abtrennung der Korps Yorck und Sacken von der Blücherschen Armee, und sicher, daß ihn Schwarzenbergs Hauptarmee nicht beunruhigen würde, warf er sich mit allen verfügbaren Truppen auf die einzeln marschierenden Korps Sacken und Yorck, schlug sie und jagte sie auseinander, wandte sich mit überlegenen Truppen gegen seinen Erzfeind Blücher und schlug ihn bei Vauchamps so schwer, daß das Heer erst in Chalons wieder gesammelt werden konnte. Bei Montereau aber hatte Napoleon nur Schwarzenbergs Vorhut über den Haufen gerannt, als der österreichische Oberbefehlshaber auch schon den Rückzug antrat.

Blücher schäumte vor Wut über dies schmachvolle Zurück der dem Feinde überlegenen Hauptarmee. Er versagte den Gehorsam, und die Fürsten erlaubten dem verdienten, von seinen Soldaten abgöttisch verehrten Führer endlich, den Marsch auf Paris aufs neue anzutreten. Und Blücher marschierte auf der Stelle, um sich jedem Gegenbefehle zu entziehen. Ein glückliches Gefecht der Hauptarmee bei Bar sur Aube gab Schwarzenberg wieder Rückgrat. Der junge Sohn des Preußenkönigs, Prinz Wilhelm, ritt in diesem Gefecht als siebzehnjähriger Jüngling durch den Kugelregen hindurch seinen ersten Adjutantenritt und holte sich das eiserne Kreuz.

Immer vorwärts marschierte Blücher. Zu ihm war General Bülow mit seinem Korps gestoßen und ein russisches Korps unter Wintzingerode. Über 110000 Mann verfügte er nun und über 500 Kanonen. Napoleon aber eilte hinter ihm drein, drängte am 7. und 8. März bei Craonne die Russen Wintzingerodes zurück und griff am 9. März Blücher bei Laon bis in die Nacht hinein in ungestümen Attacken an.

Die Franzosen schliefen bei den Lagerfeuern. Da gab Blücher den Korps Yorck und Bülow den Befehl zum Nachtangriff. Geräuschlos zogen die Regimenter durch die Dunkelheit bis vor die Biwaks. Und plötzlich mit gellendem Hurrageschrei, Trommelwirbel und Hörnerruf geht es mit gefälltem Bajonett ins Lager hinein, und niedergestoßen wird, was aufspringt, und mit den Kolben zermalmt, was Widerstand leistet. Im Ansturm werden die Kanonen genommen, von einer Batterie tastet man sich in die andere. Den entsetzt Fliehenden jagt die preußische Reiterei in den Rücken. Ein blutiger Wirrwarr von Menschen und Tieren. Mitternacht schlägt es, und die siegreichen Truppen sammeln sich wieder zu Verbänden. 2500 Gefangene, 45 Geschütze und 131 Munitionswagen bringen sie in ihr Lager.

✧ ✧ ✧

Am 20. März bei Arcis sur Aube von Schwarzenberg geschlagen, vollführte Napoleon einen verzweifelten Marsch, der ihn in den Rücken der Hauptarmee brachte und die Verbindung mit der Heimat bedrohte. Aber Blücher marschierte auf Paris los, der Weg war frei, und Schwarzenberg folgte ihm. Der Kaiser erkannte seinen Fehler und ließ den Weg durch seine Marschälle Marmont und Mortier verlegen, die jedoch bei La fère Champenoise

vom Kronprinzen von Württemberg geschlagen und auf Paris zurückgeworfen wurden. Die Heere der Verbündeten standen vor Paris.

Von den Höhen des Montmartre donnerten ihnen die Kanonen entgegen. Vor den Barrieren der Stadt kämpften die Franzosen um jedes Haus und wurden mit dem Bajonett in die Stadt hineingeworfen. Zum Sturm auf den Montmartre ließ Blücher die Seinen vorrücken. Im Sturme wurden die Höhen genommen und die Kanonen auf die Stadt gerichtet. Da streckte das todesmatte Paris die Waffen. Es war am Abend des 30. März. Und hoch oben auf dem Montmartre lehnte der greise Feldmarschall Blücher an einem Geschützrohr und schaute in wildem Jubel auf die unterjochte Stätte allen Unheils.

Am nächsten Tage schon, um die Mittagsstunde des 31. März, erfolgte der feierliche Einzug der Verbündeten in Paris.

Das Haus Bonaparte wurde für abgesetzt erklärt. Napoleons Minister, der glatte Talleyrand selber, entschied die Rückkehr der Bourbonen und setzte die Thronerhebung Ludwigs XVIII. durch. Napoleon aber, der vergeblich versucht hatte, von Fontainebleau aus seine Garden gegen Paris zu führen, wurde die Insel Elba als souveränes Fürstentum zugebilligt, der Kaisertitel belassen, eine Leibwache von 400 Mann und ein Kriegsschiff zugesprochen und eine jährlich zu entrichtende Beisteuer von 2 Millionen Franks für sich, 2 Millionen für die Mitglieder seiner Familie. Der Schatten des Mannes, der Europa bis in den Staub gedemütigt hatte, war noch mächtig genug gewesen, den Diplomaten dies höfische Meisterstück abzutrotzen.

Am 30. Mai kam der Friede zu Paris zustande. Frank-

reich gab die Rheinlande an Deutschland zurück, aber ohne das Elsaß, und seine fremdstaatlichen Eroberungen. Über die Verteilung der Länder sollte alsbald ein Kongreß zu Wien entscheiden.

✧ ✧ ✧

Der Wiener Kongreß trat am 1. November 1814 zusammen. Er wurde ein Kongreß der gesellschaftlichen Vergnügungen und der politischen Intrigen, in denen der französische Minister Talleyrand, der überhaupt keine Stimme abzugeben hatte, leicht die Oberhand gewann. Schon bildeten sich Parteien, schon schlossen Österreich, England und Frankreich ein geheimes Bündnis gegen Preußen und Rußland, als die Kunde von Napoleons Rückkehr von Elba die feindlichen Freunde zusammentrieb.

Der Korse hatte auf Elba nicht geschlafen. Der Wirrwarr auf dem Wiener Kongreß war seinem Unternehmen günstig. Am 1. März 1815 landete er mit nur 1100 Mann bei Cannes auf französischem Boden, und während ihm von allen Seiten die alten Streiter zuströmten, marschierte er auf Paris, das Ludwig XVIII. flüchtend verließ, und riß die Regierung an sich.

Ein Heer von 500 000 Mann wurde von den Verbündeten aufgeboten und Blücher marschierte mit seiner Armee allen voraus in Belgien ein, um sich mit dem englischen Feldherrn Wellington zu vereinen.

Sofort wandte sich Napoleon mit 130 000 Mann gegen Blücher und traf ihn am 16. Juni bei Ligny. Noch war das Korps Bülow nicht zur Stelle, aber Blücher hoffte auf Wellingtons rechtzeitiges Eingreifen und nahm die Schlacht an. Es wurde ein blutiger Tag für die 80 000 Preußen, und ein wilder Gewittersturm fegte über das

Schlachtfeld daher. Jetzt tobte der Kampf in den Dorfgassen von Ligny, jetzt in den hohen Ährenfeldern. Wellington aber kam nicht. Auf dem Marsche zu Blücher war er bei Quatrebras von Marschall Ney in Empfang genommen und am Weitermarsch gehindert worden. Bei Ligny kämpften inzwischen die Preußen den Verzweiflungskampf. Der 72jährige Blücher führt selber die Reiter. „Vorwärts — Vorwärts!“ tönt sein alter Ruf. Da trifft ein Schuß seinen Schimmel in den Bauch, und das niederbrechende Tier begräbt den Feldmarschall unter sich. Schon steht Blüchers Adjutant, Graf Nostitz, mit gezücktem Degen neben seinem Feldherrn. Gespenstisch jagen die Reiterzüge in der Dunkelheit vorüber, jetzt französische Kürassiere, jetzt preußische Ulanen. Die Ulanen ziehen den Feldmarschall unter dem toten Gaul hervor, setzen ihn auf ein Pferd, jagen mit ihm von dannen, in Sicherheit. Die Schlacht aber ist verloren.

✧ ✧ ✧

Am nächsten Tage schon marschierte Napoleon gegen Wellington. Am Abend ließ der bedrängte Feldherr dem Feldmarschall Blücher melden, daß er die Schlacht annehmen würde, wenn er ihm zu Hilfe kommen könne. Und der eben Geschlagene ließ sofort zurückmelden: „Morgen komme ich mit dem frischen Korps Bülow und den anderen.“ Und durch Regen und Morast führte er seine Truppen unter übermenschlichen Anstrengungen zum Entsatze Wellingtons. „Vorwärts, Kinder, ich habe es ja meinem Bruder Wellington versprochen, und ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?“ Und es ging vorwärts.

Es ist der Mittag des 18. Juni. Bei dem Gehöft Belle-Alliance hält Napoleon mit seinen Garden. Und wieder und wieder läßt er in die Mauer der Engländer,

Hannoveraner, Braunschweiger und Niederländer Bresche legen. 10000 Reiter sammelt er und wirft sie auf den Feind, der sie noch einmal zu ihrem Herrn zurückjagt. Da nimmt die französische Infanterie das Vorwerk La Haye. Der Rückzug scheint unvermeidlich. Wellington aber beharrt: „Blücher oder die Nacht.“

Da erreicht Blücher nach unsäglichen Mühen das Schlachtfeld, bricht aus dem Wald, in den Rücken der französischen Schlachtlinie, und wirft sich auf das Dorf Plancenoit, das mit dem Bajonett genommen wird. Napoleon ruft seine Garden auf. Schon spürt er die Umklammerung. Und die Garden stürmen mit Todesverachtung gegen die Mauer Wellingtons an, brechen hinein, taumeln zurück. Und die Preußen, im Besitze Plancenoits, fangen die tapferen Garden auf, die Engländer packen sie im Rücken — ein Augenblick wildester Verwirrung, und in rasender Flucht stieben die französischen Regimenter von dannen. Das Spiel ist aus. Ohne Hut und Degen jagt Napoleon, tief auf sein Pferd gebückt, in die Nacht.

✧ ✧ ✧

Gneisenau übernahm die Verfolgung. Der letzte Hauch von Mann und Roß mußte heran. Und durch die Nacht ging die wilde Jagd unter Hörnergeschmetter und Trommelgewirbel, und in alle Winde gejagt wurde, was nicht zusammengehauen oder gefangen wurde.

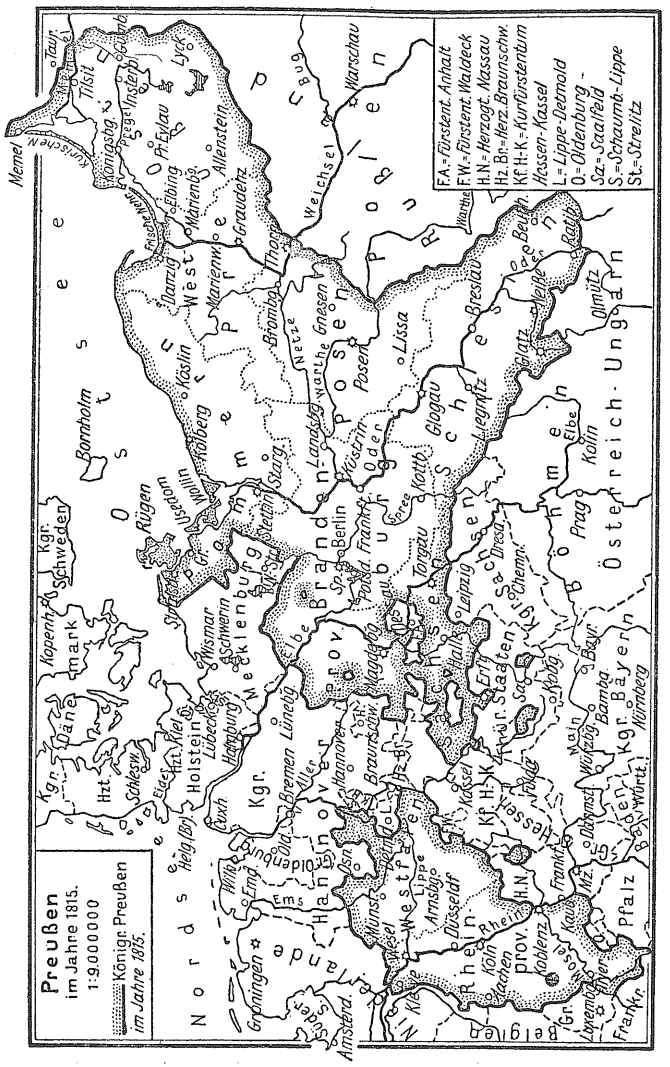
Am 7. Juli rückten die Preußen in Paris ein. Österreicher und Russen marschierten jetzt erst herbei, aber Blücher war in kühnem Umgehungsmarsche jedem diplomatischen Ränkespiel zuvorgekommen. Am Abend des 7. Juli noch ließ der greise Feldmarschall alle Kunstschätze, die in Preußen gestohlen worden waren, herbeischaffen und heimsenden.

Napoleon wurde von den Engländern nach der einsamen Felseninsel St. Helena im atlantischen Ozean überführt, wo er im Jahre 1821 verlassen sterben sollte.

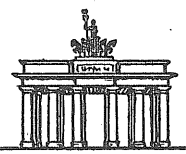
Ludwig XVIII. kehrte nach Paris zurück. Aber auch in dem zweiten Pariser Frieden, der am 20. November 1815 unterzeichnet wurde, gab man dem Drängen deutscher Patrioten nicht nach. Elsaß-Lothringen blieb auch jetzt noch bei Frankreich, das lediglich Landau, Saarbrücken und Saarlouis herausgab.

Die Schlußakte des Wiener Kongresses waren am 9. Juni 1815 unterzeichnet worden. Das Königreich Preußen erhielt danach die Länder zwischen Elbe und Rhein zurück, die es im Tilsiter Frieden hatte abtreten müssen, mit Ausnahme von Ostfriesland, Hildesheim und Goslar, die an das Königreich Hannover fielen. Hinzu aber erhielt es die westliche Hälfte des früheren Bistums Münster, das alte Herzogtum Westfalen mit der Grafschaft Arnsberg, Dortmund, Corvey und Siegen. Zu seinen alten rheinischen Besitzungen Geldern, Mörs und Cleve erhielt es die Herzogtümer Jülich und Berg, im Austausch gegen Ansbach und Bayreuth die ehemaligen Kurfürstentümer Köln und Trier, die einst freien Reichsstädte Köln und Aachen, Teile von Luxemburg und Lüneburg, das Fürstentum Arenberg und eine Anzahl kleiner rheinischer Besitzungen. Ferner wurde ihm einverleibt die größere Hälfte des Königreichs Sachsen; von seinen ehemals polnischen Gebieten Danzig, Thorn, Kulm, Michelau; der Netzedistrikt und der westliche Teil Südpreußens gemeinsam als Großherzogtum Posen; Vorpommern und Rügen.

Den Völkern war am 22. Mai 1815 die ersehnte Verfassung versprochen worden, dafür, daß Männer und Jüng-



linge willig ihr Leben eingesetzt hatten für die Befreiung des großen deutschen Vaterlandes von französischem Joch. Nun lag Frankreich gebändigt am Boden, und die Geißel der Welt, Napoleon, starb dahin in dem Felsenkäfig St. Helena. Das Werk war getan, bezahlt mit dem Blute von Hunderttausenden. Das Versprechen aber, geboren aus schweren Tagen, wurde im Sonnenschein des Sieges nicht eingelöst.



Blücher geht über den Rhein.

Raunen und Rasseln von Caub bis zur Pfalz,
Ruderschlag, Pfiff und Zungenschnalz.
Lebendig wird die Silvesternacht.
Und es huscht auf dem Rheine und klingt und lacht.
Da reiten Schwadronen begierig und stolz
Über die Brücke aus Leinwand und Holz.
Und die Schiffer von Caub und Lorch im verein
Setzen das Fußvolk durchs Eis übern Rhein.
Nun ein Wiehern, ein Dröhnen, ein Ächzen und Ziehn.
Brücke, halt aus! Die Feldbatterien.
Drüberhin eine Stimme, die jeden sucht —
Das ist der Blücher, der betet und flucht.

Und als der letzte herüber ist,
Da betet der Blücher: „Herr Jesus Christ,
Hab' Dank, daß wir glücklich in Feindesland.
Nun gib mir Napolium in die Hand.
Du weißt, ich kann den Kerl nicht besehn,
Ohne dringenden Wunsch, ihm den Kragen zu drehn.
Und scheint's dir nicht christlich, so glaub' mir schon,
Du kennst den Musjö nicht, den Erzpatron.
Verzeih', doch von allen Schöpferdingen
Wäre der Kerl das größte Mißlingen,
Gäb's nicht noch Menschen, vollkommen mißraten:
Unsrer Majestäten Herr'n Diplomaten.

O du lieber Gott, ich bin nicht gelehrt,
Und gewiß, vor der Orthographie mach' ich kehrt,
Von Grammatik sprech' ich schon gar nicht gern,
Doch richtig Rechnen, das ist der Kern!
Und steht der Feind vor mir, so schlag' ich gradaus,
Kommt von links er, so mach' ich ihm links den Garaus,
Hat er's lieber von rechts, ich gönne ihm's Plaisier,
Doch flott muß es gehn, denn kommen mir
Die verfluchten Herr'n Diplomaten dazwischen,
So kann ich mir bald den Schnauzbart wischen.
Das tauscht links und rechts und entschuldigt sich traun,
Wenn ich so frei war, Napolium zu haun."

Der Blücher reitet über die Brück',
Er reitet an Land, als ritt' er ins Glück.
Die Feldmütz' im Nacken, den Schnurrbart gezwickelt,
Das fröhliche Gichtbein wohlig umwickelt:
„Kinder, wir sind in Franzosenland!
Kinder, wir werfen den Feind an die Wand!
Denkt an die Katzbach, die Leipziger Schlacht!
Kinder, den Feind zum Laufen gebracht!
Aber — reißt aus, wenn Gott im Zorn
Diplomaten hersendet. Reißt aus nach vorn!
Die Ellbogen braucht mit Knuff und Puff.
Wir wollen Paris und Napolium! Druff!!

Unter Friedrich Wilhelm IV.

Der Deutsche Bund war hervorgegangen aus den Besprechungen des Wiener Kongresses. An die Stelle des alten Deutschen Reiches sollte er treten, und er umfaßte die deutschen Fürsten und freien Städte unter Führung Österreichs. Alle Bundesmitglieder versprachen, miteinander gegen jeden Angriff zu stehen und, wenn der Bundeskrieg erklärt sei, keine einseitige Unterhandlung mit dem Feinde einzugehen, noch einseitig Waffenstillstand oder Frieden zu schließen. Streitigkeiten untereinander jedoch sollten der Bundesversammlung in Frankfurt am Main zur Rechtsprechung unterbreitet werden.

Die drei Monarchen aber, die im Kampfe gegen Frankreich zusammengestanden hatten, der schwärmerische Kaiser von Rußland, der König von Preußen und der Kaiser von Österreich, sie schlossen miteinander die „heilige Allianz", um auf christlichem Boden, sich selbst als Bevollmächtigte der Vorsehung betrachtend, ihre Völker zum göttlichen Frieden zu leiten.

Aber weder der Deutsche Bund noch die heilige Allianz vermochten die Segnungen herbeizuführen, von denen ihre Stifter träumten. Vermag sich diese Segnungen doch nur die innigste Gemeinschaft von Fürst und Volk vom Himmel zu holen, in Kraft und Vertrauen aufeinander.

So blieb auch in Preußen die versprochene „Repräsentation des Volkes" bei der Gesetzgebung aus, und nur eine Neugestaltung der Provinzialstände trat ins Leben, die durch das Überwiegen des Adels für die Praxis wertlos blieb. Während sich das Volk in anderen deutschen Staaten die Verfassung blutig erkämpfte oder doch den Kampf

aufnahm, wurde in Preußen jede Aufwallung durch scharfe Überwachung niedergehalten. Der österreichische Minister Metternich war die Triebfeder zu Preußens polizeilichen Maßnahmen, und viele der besten Männer aus Preußens schweren und großen Tagen, selbst die Generäle Gneisenau und Boyen, der Freiherr von Stein, der hervorragende Gelehrte und Staatsmann Wilhelm von Humboldt, der als der Vater der 1810 gegründeten Berliner Universität zu gelten hat, der Turnvater Jahn, der Freiheitssänger Ernst Moritz Arndt und viele andere zogen sich enttäuscht und verbittert aus dem öffentlichen Leben zurück, soweit sie nicht als „Demagogen" entfernt und versetzt wurden. Die Burschenschaften, von ehemaligen Lützowern im Jahre 1815 gegründet, verfielen der Auflösung. Das schwarz-rot-goldene Vaterlandsband wurde verfehmt. Der Traum, der Hunderttausende deutscher Männer und Jünglinge in den Befreiungskrieg geführt hatte, der Traum, aus der Kleinstaaterei ein einiges, freies Deutsches Reich unter einem starken Kaiser entstehen zu sehen, war in Trümmer gegangen. Der große Augenblick wurde verpaßt.

Wohl schlugen die Wogen, die bald wieder im Ausland stürmten, auch über die deutschen Grenzen. In Frankreich war Karl X., Bruder Ludwigs XVIII., zur Abdankung gezwungen und der „Bürgerkönig" Louis Philipp auf den Thron erhoben worden. In Italien bereitete sich der Kampf um die nationale Einheit vor. In Spanien tobte er wild um die Verfassung. Griechenland erkämpfte sich seine Unabhängigkeit von der Türkei. Belgien riß sich von Holland los. Und in Polen flammte blutend die Revolution empor. Da war es kein Wunder, daß es auch in deutschen Staaten zu erregten Stürmen kam. Die Braunschweiger verjagten ihren unwürdigen Herzog und er-

zwangen eine neue Verfassung, die dem Geist der Zeit gerechter wurde, die Kurhessen, geknebelt wie kein anderes deutsches Volk, erhoben sich gegen ihren rückständigen Kurfürsten, und auch sie erstritten eine bessere Verfassung. In Frankfurt am Main versuchte man, den Bundestag zu überfallen. In Hannover aber, das schon die neue Verfassung erhalten hatte, hob der zur Regierung gelangte König Ernst August sie wieder auf, und die sieben berühmten Göttinger Professoren, die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, die Historiker Dahlmann und Gervinus, der Physiker Wilhelm Weber, der Orientalist Ewald und der Jurist Albrecht, die sich weigerten, den Verfassungsbruch anzuerkennen, wurden kurzerhand abgesetzt.

In dieser Zeit der Verfassungskämpfe starb Friedrich Wilhelm III. von Preußen am 7. Juni 1840. Persönlich um seines ernsten und schlichten Charakters willen vom Volke geliebt und verehrt, hatte er nach dem Friedensschlusse seine stete Sorgfalt dem Staate geschenkt, die Einteilung der Provinzen vorgenommen, den Staatsrat neu organisiert, die allgemeine Dienstpflicht eingeführt, die das Heer — das stehende Heer und die Landwehr — auf 400000 Mann brachte, für die geistige Hebung des Landes durch ein glänzendes Schulwesen, die Hervorhebung des humanistischen Gymnasiums, die Bildung der Realschulen, die Gründung der Universität Bonn und der mit Wittenberg verschmolzenen Universität Halle gesorgt, die allgemeine Schulpflicht eingeführt und die lutherische und reformierte Kirche zur „Union der beiden protestantischen Kirchen", die nunmehr als Landeskirche galt, enger zusammengeschlossen. Und die großen Bildhauer Schadow und Rauch schmückten mit dem genialen Baumeister Schinkel die Hauptstadt mit herrlichen

Werken. Eines seiner größten Verdienste aber war der Zollverein, den er gemeinsam mit den meisten deutschen Staaten vereinbarte, durch Entfernung der Zollschranken die Beseitigung der politischen Schranken vorbereitend.

Am 9. November 1824 hatte sich Friedrich Wilhelm III. zum zweiten Male vermählt, in glücklicher, wenn auch morganatischer Ehe, mit Gräfin Auguste von Harrach, die zur Fürstin von Liegnitz erhoben wurde. Bei seinem stillen Tode umstanden ihn seine sieben Kinder; seine Söhne: der Kronprinz, jetzt Friedrich Wilhelm IV., Prinz Wilhelm von Preußen, Prinz Karl und Prinz Albrecht; und seine Töchter: Charlotte, vermählt mit Kaiser Nikolaus von Rußland, Alexandrina, vermählt mit dem Erbherzog von Mecklenburg-Schwerin, und Luise, die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande.

Friedrich Wilhelm IV. war kein Jüngling mehr, als er den Thron Preußens bestieg. 45 Jahre zählte der König, aber sein Herz war voller Ideale und seine Phantasie befruchtet von königlichen Gedanken. Von dem großen Gelehrten und Staatsmann Niebuhr in die Welt des Wissens eingeführt, war seine Bildung eine tiefe und hervorragende geworden, aber ein Zug romantischer Ritterlichkeit in seinem Wesen ließ ihm viele enge Dinge des Tages in verklärter Weite erscheinen. Gütig, gerecht und fromm im Denken und Handeln, wünschte er der Vater und Beglücker seines Volkes zu sein und es langsam und vorsichtig in die Freiheiten, die es erstrebte, einzuführen, um es in seinen Fähigkeiten zu prüfen und zu festigen. Wie die Stifter der heiligen Allianz, so fühlte auch er sich im hohen Gedankenflug als Bevollmächtigter der Vorsehung, und seine Worte, die er bei der Huldigungsfeier in Königsberg sprach, besonders aber sein Bekenntnis bei der Huldigungsfeier in Berlin: „Ich weiß zwar und ich bekenne es, daß ich meine Krone allein von Gott habe, und daß es mir wohl ansteht, zu sagen: ‚Wehe dem, der sie anrührt,‘ — aber ich weiß auch und bekenne es vor Ihnen allen, daß ich meine Krone zu Lehen trage vor dem allerhöchsten Herrn, und daß ich ihm Rechenschaft schuldig bin von jedem Tage und jeder Stunde meiner Regierung,“ dieses Bekenntnis war seiner Auffassung ehrliches Zeugnis.

Und ehrlich war auch die Liebe des Volkes zu seinem König, der sofort die Demagogenverfolgungen abschaffte, den Schöpfer des preußischen Wehrgesetzes, General von Boyen, aus seiner Zurückgezogenheit hervorholte und ihn zum Kriegsminister ernannte, den verfolgten Turnvater Jahn vor allem Volke mit dem eisernen Kreuze ehrte, die aus Hannover landesverwiesenen Brüder Grimm als Zierden der Berliner Akademie der Wissenschaften zuführte. So voller Frühlingshoffnungen war das Volk, daß es bei der erneuten Kriegsdrohung Frankreichs wie ein Mann zu seinem Könige stand und Lieder geboren wurden, wie Beckers: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“ und Max Schneckenburgers: „Wacht am Rhein“, dessen Ruf, brausend wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall, nicht mehr verhallen sollte in deutschen Kriegerherzen.

Dieses Volksvertrauen erhoffte als erste große Tat vom Könige die Verfassung, die ihm seit 1815 versprochen war.

Bis zum Jahre 1847 zögerte Friedrich Wilhelm IV. Zeit und Menschen schienen ihm nicht ruhig genug, und er glaubte, daß der Weg zur Abklärung nur Schritt für Schritt zurückzulegen sei. Da erschien am 3. Februar 1847 ein königliches Patent, das die Bildung eines vereinigten Landtags aus den sämtlichen Provinzialständen des Reiches anordnete.

Es war nicht das, was das Volk erwartet hatte. Denn dem vereinigten Landtag wurde zuvörderst nur das Recht, über die Einführung neuer Steuern zu bestimmen, zuerkannt, im übrigen aber ihm nur die Stelle eines Beirates bei der Gesetzgebung zuerkannt. Dennoch hoffte man, die Befugnisse des Landtages würden bald ausgebildet und erweitert werden, doch bereitete die Rede des Königs, die er am 11. April 1847 zur Eröffnung des Landtages hielt, diesen verfrühten Hoffnungen ein schnelles Ende. So glänzend der König sprach und so aufrichtig seine Worte aus tiefstem Herzen kamen: da war ein Satz, der einen Reif fallen ließ auf das keimende Land, der das Volk befremdet aufhorchen ließ und die Entfremdung in die Lande trug. Denn Friedrich Wilhelm IV. sprach: „Es drängt mich zu der feierlichen Erklärung, daß es keiner Macht der Erde je gelingen soll, mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln, und daß ich es nie und nimmermehr zugeben werde, daß sich zwischen unsern Herrgott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt gleichsam als eine zweite Vorsehung eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte, heilige Treue zu ersetzen."

So trat denn das Gegenteil von dem ein, was der König erstrebt hatte: Fürst und Volk verstanden einander nicht mehr. Das Volk hörte aus den Worten des Königs nichts als seine Beharrung im Absolutismus heraus, hielt den Landtag für einen Scheinlandtag und verweigerte seine Mitarbeit. Der Landtag mußte geschlossen werden.

Wohl hatte sich Friedrich Wilhelm IV. in einer begeisterten Rede beim Dombaufest in Köln schon im Jahre

1842 für eine Einheit des deutschen Vaterlandes bekannt, wohl versuchte er auch jetzt immer wieder, beim deutschen Bundestag für diesen großen Gedanken, der alle Sonderbestrebungen weggewischt hätte, Unterstützung zu finden: Österreich, das für seine Führerrolle fürchtete, lehnte hochmütig ab, und die Mißstimmung im preußischen Volke wurde nur größer.

Da fegte im Februar 1848 eine neue französische Revolution den König Louis Philipp vom Thron, in Frankreich wurde die Republik erklärt, es erhoben sich die Völker Italiens und der Schweiz, eine neue Umwälzung schien vor der Türe zu stehen. Schon war die Erhebung in Wien blutig zum Ausbruch gelangt, schon war der österreichische Minister Metternich entlassen worden, da gedachte Friedrich Wilhelm IV. das Unglück von seinem Lande abzuwenden, und er erließ am 18. März 1848 ein Patent, das den Landtag einberief und eine Erweiterung seiner Befugnisse zusicherte.

Jubelnd zog die Bevölkerung Berlins vor das königliche Schloß, der Platz, die Straßen und Brücken waren überfüllt von freudig erregten Menschenmassen, und stürmische Hochrufe riefen den König auf den Balkon. Vor dem Portal aber sammelte sich eine skandallüsterne Menge an, und als Militär aus dem Schlosse ausrückte, um sie zu zerstreuen, hörte man plötzlich zwei Schüsse fallen, zwei Gewehre hatten sich entladen, durch Ungeschick der Soldaten oder durch das Herandrängen der Menge. Und im selben Augenblick gellte ein tausendfacher Schrei durch die Massen: „Zu den Waffen! Wir sind verraten! Man mordet uns!"

In die umliegenden Straßen ergoß sich der Strom. Die eben noch Jubelnden waren zu Wütenden geworden. Das

Pflaster wurde aufgerissen, Barrikaden wurden gebaut, Sendlinge in alle Stadtteile gejagt, die Bürger zu den Waffen zu rufen, und über die Hauptstadt hinweg heulten die Sturmglocken.

Die so jäh entfesselten Leidenschaften waren nicht mehr zu bändigen. Man glaubte dem Könige nicht mehr, der in der ganzen Stadt das ungeheuerliche Mißverständnis durch Botschaften aufzuklären suchte, man glaubte seinem Schmerz nicht, man glaubte nur noch an den Verrat, an die Entscheidung durch die Waffe. Da gab der König den Truppen den Befehl, den Aufstand niederzuschlagen, und ein 14stündiger blutiger Straßenkampf begann, der die Nacht durchtobte.

Die Truppen waren Sieger geblieben. Aber der König wollte jedem weiteren Blutvergießen Einhalt tun und erließ am Morgen des 19. März eine Proklamation, in der er seine „lieben Berliner" herzlich aufforderte, die Waffen niederzulegen und die Barrikaden abzutragen, wogegen er die Zurückziehung des Militärs versprach. Auf die Nachricht, daß mit dem Abbruch der Barrikaden begonnen sei, gab der König den Befehl zum Abzug der Truppen, so stürmisch sein Bruder, Prinz Wilhelm von Preußen, auch in ihn drang, abzuwarten und nichts voreilig zu tun. Zornbebend wandte sich Prinz Wilhelm ab, und unter klingendem Spiel rückte das Militär, verhöhnt von der nachdrängenden Menge, in den Schloßhof, um alsbald ganz aus der Stadt entfernt zu werden.

Die Barrikadenkämpfer waren Herren der Stadt. Und in endlosem Zuge trugen sie die Leichen der Gefallenen in den Schloßhof, und der erschütterte König stand auf dem Balkon und zog den Hut, während in der Ferne das schmetternde Spiel seiner Regimenter verhallte.

Weitere Zugeständnisse machte der König, der nicht glauben konnte, daß ihm die Liebe seines Volkes verloren gegangen sei. Er versprach, daß er sich zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesamtvaterlandes stellen werde, daß er Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einheit wolle, und er gab dem Prinzen Wilhelm von Preußen den Befehl, sich nach England zu begeben. Er verhieß eine preußische Nationalversammlung, die im Mai zusammentrat, gestattete die Errichtung einer Bürgerwehr, die am 14. Juni nicht einmal die Erstürmung und Plünderung des Zeughauses durch den Pöbel hindern konnte, und entschloß sich endlich, als die Straße der Nationalversammlung ihren Willen zu diktieren drohte, zu einem schärferen Vorgehen. Er berief den General Graf von Brandenburg an die Spitze eines neuen Ministeriums.

Schon war ein blutiger Polenaufstand im preußischen Großherzogtum Posen ebenso blutig unterdrückt worden, da verkündete Graf Brandenburg sofort bei Antritt seiner Stellung am 9. November die Verlegung der Nationalversammlung von Berlin nach Brandenburg, um die Pöbelherrschaft zu brechen. Nur eine kleine Minderheit gehorchte. Die Mehrheit aber begab sich, von der Bevölkerung unterstützt, zur weiteren Tagung ins Königliche Schauspielhaus. Sofort erhielt General von Wrangel den Befehl, die Truppen nach Berlin zurückzuführen, die Aufrührer zu verjagen und die Ruhe herzustellen. Wrangel rückte ein, jagte die Versammlung auseinander und entwaffnete die Bürgerwehr. Die Nationalversammlung in Brandenburg verfiel, wegen Beschlußunfähigkeit, am 5. Dezember 1848 der Auflösung.

Inzwischen hatten sich die Häupter der Volksparteien aller deutschen Lande in Frankfurt am Main zu einem

Vorparlament zusammengetan, und am 18. Mai 1848 war in Frankfurt die deutsche Nationalversammlung feierlich eröffnet worden. Die hervorragendsten deutschen Männer fanden sich in der Paulskirche, dem Sitz der Beratungen, mit den heftigsten Republikanern zusammen. Die monarchisch Gesinnten behielten die Oberhand. Unter der Präsidentschaft des hessischen Ministers Heinrich von Gagern, dem bald Eduard Simson als Präsident folgte, wurde in die Beratung einer deutschen Verfassung, in die Wahl eines deutschen Kaisers eingetreten und bis zur Durchführung Erzherzog Johann von Österreich zum Reichsverweser erwählt.

Die Beratungen nahmen einen leidenschaftlichen Verlauf; immer aufreizender wurden die Reden der Republikaner; am 18. September überfiel der Pöbel Frankfurts zwei preußische Abgeordnete, den Fürsten Lichnowsky und den General von Auerswald, und metzelte sie nieder. — Da griffen die monarchisch Gesinnten fester zu, brachten eine „mit einem vollen Tropfen demokratischen Öls gesalbte" Verfassung zuwege, beschlossen die Bildung eines reindeutschen Bundesstaates unter Ausschluß Österreichs und erwählten am 28. März 1849 den König von Preußen mit 4 Stimmen Mehrheit zum Oberhaupt des Bundesstaates unter dem Titel eines erblichen Kaisers der Deutschen.

König Friedrich Wilhelm IV. lehnte die Krone ab. Er wollte weder eine Krone, die ihm gegen Österreichs und der Fürsten Willen von einer knappen Mehrheit von Volksvertretern erfochten worden war, noch vermochte er sich auf den Boden der in Frankfurt geborenen Verfassung zu stellen, die nie die seine sein konnte.

Die Frankfurter Nationalversammlung stellte sich als ein

Fehlschlag aller Hoffnungen heraus. Die gemäßigten Elemente zogen sich verstimmt zurück. Die Radikalen aber benutzten das Fiasko zu einer wilden Agitation im Lande, verlegten die nur noch von ihnen beschickte Nationalversammlung nach Stuttgart und tagten als „Rumpfparlament", bis sie Württemberg zwangsweise von dannen jagte. Und sofort loderte die Flamme der Revolution auf in vielen deutschen Gauen.

In Dresden kam es zu wilden Barrikadenkämpfen. Die sächsische Regierung erbat preußische Hilfe, und preußisches Militär erstürmte Haus für Haus und legte die Barrikaden in Trümmer. In Breslau, in Elberfeld und in rheinischen und westfälischen Städten mußten die Truppen die Barrikadenkämpfer, die meist von polnischen Revolutionären geführt wurden, auseinandersprengen. Am tollsten aber ging es in der Rheinpfalz und in Baden zu. Hier versammelten sich die Revolutionäre aus allen Ländern, verleiteten ganze Regimenter zum Abfall, ließen sich vom Volke bejubeln, errichteten in Kaiserslautern eine provisorische Regierung für die Pfalz, in Karlsruhe, das der großherzogliche Hof flüchtend verlassen mußte, eine provisorische Regierung für Baden, bis auf dringenden Wunsch Badens und Bayerns der König von Preußen Truppen sandte, die unter dem aus England heimgekehrten Prinzen Wilhelm von Preußen die Pfalz säuberten, in Baden eindrangen und bei Waghäusel das republikanische Heer schlugen und auseinanderjagten.

Und langsam stellte sich Ruhe und Ordnung ein. Die Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen und von Hohenzollern-Hechingen aber führten ihren alten Entschluß aus und traten unter Wahrung ihrer Rechte und Würden ihre Lande in einem Staatsvertrag vom 7. De-

zember 1849 an Preußen ab, das im Jahre 1857 auf seine schweizerische Besitzung, das aus Neuschatel und Valengin gebildete Fürstentum Neuenburg, zugunsten der Schweiz verzichtete.

Um Deutschlands Einigung dem Ziele näher zu bringen, vereinigte Friedrich Wilhelm IV. die Mehrzahl der deutschen Fürsten zu einer Union. Die Intrigen Österreichs aber gelang es bald, die bedeutendsten Fürsten von dieser Union unter preußischer Oberhoheit abzusprengen und die Wiederherstellung des Frankfurter Bundestages auf den 10. Mai 1850 durchzusetzen. Preußen und die kleineren Staaten blieben ihm fern. Und plötzlich standen sich die Gegner, Hand am Schwert, gegenüber.

Der kurhessische Minister Hassenpflug hatte auf seines Herrn Wunsch die Verfassung, die sich Hessen vor Jahren erstritten hatte, gestürzt. Das Volk erhob sich. Der Kurfürst rief den Bundestag um Hilfe an, der österreichische und bayrische Truppen zur Niederwerfung der Empörung ins Land beorderte. Sofort ließ auch Preußen, das den Bundestag nicht anerkannte, zumal Hessen zur Union gehörte, seine Truppen in Kurhessen einrücken.

Inzwischen kämpften seit 1848 preußische Waffen auch in Schleswig-Holstein. Die Rechte der Herzogtümer Schleswig und Holstein sollten von der dänischen Regierung unterdrückt, die Herzogtümer unlöslich mit Dänemark vereinigt werden. Da erhoben sich die alten deutschen Lande zum Freiheitskampf, und das Lied: „Schleswig-Holstein meerumschlungen" durchbrauste nicht nur die Herzogtümer, es durchbrauste ganz Deutschland. Friedrich Wilhelm IV. sandte ihnen den alten Wrangel zur Hilfe, der die Dänen bei Schleswig schlug, ganz Jütland besetzte, das dänische Linienschiff „Christian VIII." bei Ek-

kernförde durch Strandbatterien vernichtete und die Fregatte „Gefion" bald hernach durch schwere Beschädigungen zur Übergabe zwang, während der preußische General von Bonin mit der holsteinischen Armee bei Kolding einen Sieg erstritt. Das machte England und Rußland stutzig, und als es in Hessen bei Bronzell zu einem Gefecht zwischen Österreichern und Preußen gekommen war, übte der Kaiser Nikolaus einen so starken Druck auf Preußen aus, daß der preußische Ministerpräsident von Manteuffel nach Olmütz reisen mußte und sich dort den hochmütigen Forderungen Österreichs ohne Kampf unterwarf. Dieses Zurückweichen Preußens gab Österreich die Führerrolle wieder. Kurhessen wurde von den preußischen Truppen geräumt, Schleswig-Holstein zunächst seinem Schicksal überlassen. Preußen erkannte den Frankfurter Bundestag an und entsandte im August 1851 als seinen Bevollmächtigten am Bundestag Otto von Bismarck-Schönhausen.

Die Verfassung, die Friedrich Wilhelm IV. nach dem Zusammenbruch der preußischen Nationalversammlung aus eigener Machtvollkommenheit erlassen hatte, war unterdes revidiert und ausgearbeitet worden. Am 6. Februar 1850 beschwor der König die revidierte Verfassung, die die Gleichheit eines jeden Preußen vor dem Gesetz verbürgte, die Freiheit des religiösen Bekenntnisses gewährleistete, den christlichen Charakter des preußischen Staates betonte, die Selbständigkeit der Kirche, die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung, des Vereinsrechtes und der Presse hervorhob und die Schwurgerichte schuf. Die Regierungshandlungen des Königs, dessen Person unverletzlich ist, werden durch die Verantwortlichkeit der Minister gedeckt. Ihm allein steht die Regierung zu, der Oberbefehl über das

Heer, die Entscheidung über Krieg und Frieden, das Recht der Begnadigung und Strafmilderung und das Recht der Verleihung von Orden und Auszeichnungen. Die gesetzgebende Gewalt wird gemeinschaftlich durch den König und zwei Kammern ausgeübt, die den Landtag bilden. Die erste Kammer — 1854 in das „Herrenhaus" umgewandelt — setzt sich zusammen aus erblichen Mitgliedern, Prinzen, Standesherren, Vertretern des alten und befestigten Grundbesitzes und der großen Städte, der Universitäten und Hochschulen, und aus Mitgliedern, „aus allerhöchstem Vertrauen" berufen. Die Abgeordneten der zweiten Kammer gehen aus Wahlen hervor, zu denen die Urwähler zunächst die Wahlmänner ihres Vertrauens wählen und diese erst den Abgeordneten. Die beiden Kammern stellen den jährlichen Staatshaushaltungsplan fest und üben die Aufsicht über die Verwaltung aus. Der Krone aber steht das Recht zu, ein Gesetz gutzuheißen oder abzulehnen.

„Ein freies Volk unter einem freien Könige, das war meine Losung seit zehn Jahren, das ist sie heute und soll es bleiben, solange ich atme," so sprach König Friedrich Wilhelm IV. in seiner Anrede an die Landesvertretung.

Friedrich Wilhelm IV. hatte schon in dem holsteinischen Kriege gegen die Dänen erkannt, daß Preußen nie seine Großmachtstellung werde behaupten können ohne Schaffung einer Kriegsflotte. Deutsche Begeisterung hatte im Jahre 1848 eine deutsche Flotte ins Leben gerufen, die aber untätig verkam und im Jahre 1852 unter den Hammer gelangte. Bei dieser denkwürdigen Versteigerung erwarb Preußen zwei Schiffe, errichtete eine Schiffswerft in Danzig und verfügte bald unter seinem ersten Admiral, dem Prinzen Adalbert von Preußen, über eine Kriegsmarine von 6 Dampfern, 6 großen Seglern und 50 Kanonenschaluppen. Um auch einen Kriegshafen an der Nordsee zu gewinnen, kaufte Preußen von Oldenburg das Hafengebiet am Jadebusen. Was der Große Kurfürst erstrebt hatte, fand in einem fernen Enkel die Auferstehung: Preußen zur See!

Schönes schuf das große Kunstverständnis des Königs für seine Hauptstadt Berlin und für sein Land an Bauten und Monumenten. Das neue Museum entstand, und die Kuppel des Schlosses, das Stammschloß der Hohenzollern wurde wieder aufgebaut, und die Marienburg des Deutschen Ordens und das Wunderwerk des Kölner Domes, das so viele Jahrhunderte geruht hatte, ging seiner Vollendung entgegen.

Im Juli 1857 erlitt der König einen Schlaganfall. Ein Gehirnleiden überfiel ihn, und mehr und mehr trat geistige Umnachtung ein. Am 7. Oktober 1858 übernahm Prinz Wilhelm von Preußen für seinen hoffnungslos verlorenen königlichen Bruder die Regentschaft. Aber am 2. Januar 1861 erst erlöste der Tod den schwergeprüften König im Schlosse Sanssouci von seinen Leiden.

Der zweite Sohn der Königin Luise bestieg den Königsthron Preußens als König Wilhelm I.

Wilhelm I. und Otto von Bismarck.

Am 22. März 1797 war der Hohenzollernsproß geboren worden, der vom Schicksal berufen war, das Werk seiner Vorfahren zu krönen, Preußen auf die lichtesten Höhen der Macht und des Ansehens zu führen.

Kein weichliches Prinzendasein umfing ihn. In der harten Schule der Not wuchs Prinz Wilhelm auf, und die schweren Schläge, die Preußen und sein Königshaus unter dem Zwingherrn Napoleon trafen, die ihn als Knaben an der Seite der geliebten Mutter, der Königin Luise, bis an die äußerste Grenze des Königreichs jagten, härteten ihn frühzeitig zum Kampfe und stählten das Männliche in seiner Seele. Noch nicht 10 Jahre alt zum Offizier ernannt — es war in Königsberg, auf der Flucht nach Memel — blieb der Soldatenberuf fortan der Inhalt seines Lebens, und es gelang ihm, die Schwächlichkeit seines Körpers zu überwinden und ihn fest zu machen gegen alle Strapazen des Feldes. Als 17jähriger Kapitän erhielt er im Feldzuge von 1814 bei Bar-sur-Aube die Feuertaufe, kehrte als Major heim, stieg bald von Kommando zu Kommando und ging so ganz im preußischen Militärwesen auf, daß er schon in jungen Jahren als der eigentliche Leiter der Armeeverhältnisse betrachtet werden konnte. Delbrück und Professor Reimann waren seine Lehrer in den Wissenschaften gewesen, Major von Pirch sein erster militärischer Gouverneur, sein eigentlicher Erzieher aber der Kadettenlehrer von Reiche, der spätere General.

Am 11. Juni 1829 vermählte sich Prinz Wilhelm mit der 18jährigen Prinzessin Auguste von Sachsen-Weimar. Am 18. Oktober 1831, am Jahrestag der Schlacht

bei Leipzig, wurde dem prinzlichen Paare ein Sohn geboren, Friedrich Wilhelm, am 3. Dezember 1838 eine Tochter, Luise.

Die Ehe des Königs Friedrich Wilhelm IV. mit der durch Herzensbildung und Wohltätigkeitssinn ausgezeichneten Prinzessin Elisabeth von Bayern war kinderlos geblieben. Der Bruder des Königs, Prinz Wilhelm, führte deshalb als der Thronfolger den Titel eines „Prinzen von Preußen". An den Verfassungsberatungen nahm der Prinz mit ernstem Eifer teil, immer bestrebt, die Rechte und Freiheiten der Krone in dem Wirbel der ereignisvollen vierziger Jahre hoch zu halten. Die Furchtlosigkeit gegenüber der Revolution schuf ihm zunächst zahllose Feinde, so daß der König ihm um seiner Sicherheit willen anbefahl, auf einige Monate das Land zu verlassen und sich nach England zu begeben. Doch schon Ende Mai 1848 wurde er heimberufen und nahm selbst an einer Sitzung der neugeschaffenen Nationalversammlung als Abgeordneter des Kreises Wirsitz teil. „Die konstitutionelle Monarchie," so sprach in dieser Sitzung der Abgeordnete für Wirsitz, Prinz Wilhelm von Preußen, „ist die Regierungsform, welche unser König uns zu geben vorgezeichnet hat. Ich werde ihr mit der Treue und Gewissenhaftigkeit meine Kräfte weihen, wie das Vaterland sie von meinem ihm offen liegenden Charakter zu erwarten berechtigt ist. Das ist die Pflicht eines jeden Vaterlandsfreundes, vor allem also die meinige, als des ersten Untertans des Königs."

Im nächsten Jahre, dem Jahre 1849, erhielt der Prinz von Preußen den Oberbefehl über die Truppen, die den Aufstand in der bayrischen Pfalz und im Großherzogtum Baden niederschlugen, und ging als Gouverneur der Rheinlande und Westfalens nach Coblenz. Das Schloß

zu Coblenz aber wurde der Lieblingsaufenthalt seiner Gemahlin Augusta, und die neupreußischen Rheinländer hingen dem prinzlichen Paare bald in Verehrung an.

Schon zählte der Prinz, der inzwischen zum Generaloberst aufgestiegen war, 61 Jahre, als die schwere Erkrankung Friedrich Wilhelms IV. ihn im Oktober 1858 zur Regentschaft berief. Seine Regentschaft begann er mit der Entlassung des Ministeriums von Manteuffel und der Bildung eines neuen Ministeriums unter dem Fürsten Anton von Hohenzollern. Prinz Wilhelm wünschte mit Männern zusammenzuarbeiten, die sich stark und fest auf den Boden seiner Ansichten stellten. Diesen seinen Ansichten aber lieh er in der Thronrede Worte, mit der er im Januar 1859 die beiden Häuser des Landtages eröffnete.

„Als ich vor wenigen Monaten von dieser Stelle zum ersten Male als Regent zu den Vertretern des Vaterlandes sprach, forderte ich dieselben auf, mit mir die Fahne Preußens hochzutragen. Auf dieser Fahne steht: ‚Königtum von Gottes Gnaden, Festhaltung an Gesetz und Verfassung, Treue des Volkes und des siegbewußten Heeres, Gerechtigkeit, Wahrheit, Vertrauen, Gottesfurcht.' Wohlan, meine Herren! Helfen Sie mir, diese Fahne hochtragen. Wer ihr folgt, der folgt mir. Dann werden wir auf Preußens Gegenwart mit demselben Stolz, wie auf seine glorreiche Vergangenheit blicken können und auf spätere Geschlechter den altpreußischen Geist vererben . . ."

Und sofort begann der Regent Prinz Wilhelm von Preußen sein großes Werk, das ihn unter die größten Hohenzollern einreihen sollte: die Reorganisation des Heeres. Die Aushebung der Rekruten betrug alljährlich

40000 Mann und stand in keinem Verhältnis mehr zu der auf 18 Millionen angewachsenen Bevölkerungsziffer. Brach ein Krieg aus, so hatten die verheirateten Landwehrleute Äcker und Geschäfte im Stiche zu lassen und ihr Leben in die Schanze zu schlagen, während zahllose junge Leute, die nicht zur Aushebung gelangt waren, ruhig daheim bleiben konnten. Dieser schwere Mißstand sollte ausgemerzt werden durch jährliche Einstellung von 63000 Mann, die nach 3jähriger Dienstzeit auf 4 Jahre in der Reserve zu verbleiben und somit den Dienst der Landwehr zu vermindern hätten.

General Albrecht von Roon wurde zum Kriegsminister ernannt, um die Reform durchzuführen. General Hellmuth von Moltke wurde an die Spitze des Generalstabs gestellt. Das Abgeordnetenhaus aber bewilligte die Kosten, die sich auf jährlich 9½ Millionen Taler beliefen, zunächst nur auf ein Jahr.

Die politische Welt war inzwischen nicht zur Ruhe gekommen. Ein Neffe Kaiser Napoleons, Louis Napoleon, der dritte Sohn Ludwig Bonapartes, des Königs von Holland, und der Stieftochter Napoleons, Hortense Beauharnais, hatte sich am 10. Dezember 1848 in Frankreich zum Präsidenten der Republik wählen lassen, am 2. Dezember 1851 durch einen Staatsstreich die Präsidentschaft auf 10 Jahre und die Militärdiktatur erlangt und sich auf Grund einer Volksabstimmung am 2. Dezember 1852 zum Kaiser der Franzosen proklamieren lassen. Sein Ehrgeiz ging dahin, nach Art seines großen Oheims das französische Volk an den Glanz seiner Waffen zu fesseln und im Rate der Völker Frankreich den ersten Platz anzuweisen. Schon hatte er durch seine Beteiligung am Krimkrieg Rußlands Niederlage herbeigeführt. Jetzt

suchte er Österreich zu treffen und lieh dem Könige von Sardinien, Viktor Emanuel, seine Hilfe zur Losreißung der Lombardei von Österreich und zur Bildung eines einigen Italiens. Im Jahre 1859 rückten die französischen Truppen in Oberitalien ein, schlugen in Gemeinschaft mit Viktor Emanuel die Österreicher bei Magenta und Solferino, nahmen ihnen die Lombardei und gedachten weiter vorzurücken, als der Prinzregent von Preußen die Augen Deutschlands auf die drohende französische Gefahr lenkte und seine Armee mobil machen ließ. Und bald schloß der Kaiser der Franzosen den Frieden von Villafranca. Da wußte die Welt, daß wieder ein männlicher Wille in Preußen regierte, und der stolze Franzosenkaiser unterließ nicht, dem Prinzregenten von Preußen in Baden-Baden seinen Besuch zu machen.

Am 2. Januar 1861 erlosch das Leben Friedrich Wilhelms IV., des feinbesaiteten, geistvollen Fürsten. Fast 64 Jahre alt, bestieg der Regent Prinz Wilhelm den Thron Preußens als König Wilhelm I. Ein neues Zeitalter brach an.

Feierlich wurde die Krönung in Königsberg vollzogen. Am 18. Oktober setzte sich König Wilhelm in der Schloßkirche zu Königsberg die Krone aufs Haupt, als erster konstitutioneller König von Preußen, zur Krone aber durch Gottes Gnade berufen. Das öffentlich darzutun, erneuerte König Wilhelm die alte Krönungsfeierlichkeit und zog am 22. Oktober in seiner Hauptstadt Berlin ein.

Die Neuwahlen zum Abgeordnetenhaus brachten eine Mehrheit der Fortschrittspartei, die sich zur Regierung in Widerspruch setzte, die Forderungen für den Ausbau des Heeres verwarf und die Auflösung des Abgeordnetenhauses herbeiführte. Der Fürst von Hohenzollern trat von

der Leitung des Ministeriums zurück, der Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen übernahm die Geschäfte. Aufrecht stand König Wilhelm. Er erklärte es als seine Pflicht und seinen ernsten Willen, der von ihm beschworenen Verfassung und den Rechten der Landesvertretung ihre volle Geltung zu sichern, in gleichem Maße aber auch die Rechte der Krone zu wahren und sie in der ungeschmälerten Kraft zu erhalten, welche für Preußen zur Erfüllung seines Berufes notwendig sei und deren Schwächung dem Vaterlande zum Verderben gereichen würde.

Die Fortschrittspartei beharrte in ihrer Kampfstellung. Stärker als zuvor kehrte sie nach den Wahlen des Jahres 1862 ins Abgeordnetenhaus zurück und brachte am 23. September 1862 das Gesetz, das die Forderung für die Reorganisation des Heeres enthielt, wiederum zu Fall. Am selben Tage aber berief König Wilhelm den preußischen Gesandten in Paris, Herrn von Bismarck, an die Spitze des Ministeriums.

Des Königs Auge hatte den Mann gefunden, der die Geschicke des Vaterlandes in eisenfeste Faust nehmen, der Preußen-Deutschland auf den Gipfel des Ruhmes führen sollte.

Zu Schönhausen in der Altmark am 1. April 1815 geboren, verlebte Otto von Bismarck seine erste Jugend auf dem elterlichen Gute Kniephof in Pommern, bezog als Sechsjähriger die Erziehungsanstalt des Professors Plamann in Berlin, als Zwölfjähriger das Berliner Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, wurde von Schleiermacher eingesegnet und erlangte nach zweijährigem Prima-Besuch des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin das Zeugnis der Reife. In echter Burschenfreude ging seine Studienzeit in Göttingen dahin. Er befleißigte sich der Rechts-

wissenschaften, machte Examen, diente bei den Gardejägern, wurde in der Justiz und der Verwaltung beschäftigt, entzog sich aber schnell wieder der Beamtenlaufbahn, um als Gutsherr von Kniephof und später von Schönhausen Deichhauptmann und der „tolle Bismarck" zu werden, der mit der Überfülle an Kraft nicht wußte, wohin. Aus diesem heißblütigen Junkerleben befreite ihn Johanna von Puttkamer, die ihm im Jahre 1847 zum Altare folgte, und von Stund an wandte sich sein Geist den Forderungen des Vaterlandes zu. Nach kurzer Tätigkeit im vereinigten Landtag gehörte er im Jahre 1849 der zweiten Kammer als Abgeordneter für Westhavelland an, ging 1851 als preußischer Bundestagsgesandter nach Frankfurt am Main, 1859 als Gesandter nach Petersburg und im Frühjahr 1862 als Gesandter nach Paris. Längst galt er als eine der stärksten Persönlichkeiten, als ein Mann von kristallener Geistesschärfe, unbeugsamer Tatkraft und lachender Unerschrockenheit. König Wilhelm berief ihn in der Stunde der Not zu sich als den einzigen, der den Mut und die Kraft der Stunde besaß.

Otto von Bismarck wußte, welch ungeheuerliche Aufgabe ihn erwartete, daß es um Kopf und Kragen gehen könne. Trotzdem nahm er sie auf seine Schultern. Er wollte in den Augen seines Königs nicht als Feigling gelten.

Im Schlosse zu Babelsberg empfing ihn der König, eher bereit, seine Krone niederzulegen, als seiner Überzeugung untreu zu werden. Und Bismarck übernahm die Verantwortung für die Schritte, die getan werden mußten.

Und sofort kam es zu schweren Zusammenstößen zwischen dem neuen Minister und den Abgeordneten. Mit kalter Ruhe ging Bismarck seinen Weg. „Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fra-

gen der Zeit entschieden," rief er den opponierenden Abgeordneten entgegen, „das ist der Fehler von 1848 und 49 gewesen, sondern durch Blut und Eisen!" Man warf ihm Verfassungsbruch vor, man suchte den König gegen sein rücksichtsloses Eingreifen aufzubringen, aber Bismarck erwiderte seinem königlichen Herrn: „Kein Offizier frage nach der Gefahr, wenn es gelte, das Leben für König und Vaterland einzusetzen." Und in dieser Stunde offenster Gefahr, die dem König die Krone, dem verantwortlichen Minister den Kopf kosten konnte, wurden Wilhelm I. und Otto von Bismarck Freunde fürs Leben. Bismarck stellte sich, seinen König deckend, vor den Landtag und erklärte, daß eine Rückgängigmachung der Heeresumformung eine Pflichtverletzung gegen die Machtstellung Preußens bedeute und die Regierung sich daher in der Notwendigkeit befinde, den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Unterlage führen zu müssen.

Ohne gesetzliche Feststellung und Bewilligung der Staatsausgaben stand Bismarck unerschrocken am Ruder der budgetlosen Regierung und führte das Schiff durch die wütenden Wogen dem Ziele zu.

Der Krieg um Schleswig-Holstein.

Das „Londoner Protokoll“ hatte nach den Freiheitskämpfen der Schleswig-Holsteiner gegen dänische Gier, die durch die Einmischung des Auslandes ein unglückliches Ende für die Herzogtümer fanden, im Jahre 1852 festgelegt, daß Schleswig-Holstein, mit Dänemark nur durch männliche Erbfolge und ungeteilt verbunden, nie dem dänischen Staate einverleibt werden dürfe, sondern selbständig und gleichberechtigt den anderen Ländern der dänischen Monarchie gegenüberstände. Beim Tode des kinderlosen Königs Friedrich VII. von Dänemark sollte der Erbe, Prinz Christian von Sonderburg-Glücksburg, unter diesen Bedingungen die Regierung Dänemarks wie die der Herzogtümer übernehmen, nachdem der Erbe Holsteins, der Herzog Christian von Augustenburg, sich durch eine Geldentschädigung von 2½ Millionen Talern hatte abfinden lassen.

König Friedrich VII. starb im Jahre 1863, und der Prinz von Sonderburg-Glücksburg bestieg als König Christian IX. dem Londoner Protokolle gemäß den dänischen Thron. Das Volk aber, in wahnwitziger Überhebung, und auf Englands und Rußlands Hilfe hoffend, verlangte von dem neuen König als erste Tat die Aufrechterhaltung der Einverleibung Schleswigs in Dänemark, die sein Vorgänger noch im März des Jahres verfügt hatte, und der König tat nach des Volkes Willen. Ein doppelter Rechtsbruch war geschehen. Nach der beschworenen Verfassung der Herzogtümer durfte Schleswig-Holstein weder voneinander gerissen werden, noch im dänischen Staate aufgehen. Auch forderte der Sohn des Augustenburgers, der sich dem Verzicht seines Vaters nicht angeschlossen hatte, Erbprinz

Friedrich von Augustenburg, von den Ständen Schleswig-Holsteins unterstützt, sein Erbe.

Ganz Deutschland nahm für den Erbprinzen Partei; auch das preußische Abgeordnetenhaus forderte die Einsetzung des Erbprinzen als Herzog von Schleswig-Holstein mit Waffengewalt. König Wilhelm aber, von Bismarck beraten, wünschte eine Lösung, die die ewigen Streitigkeiten ein für alle Mal aus der Welt schaffe und Preußens und Deutschlands Ansehen vor der Welt festige. Wieder ging es „gegen den Strom“, und als Bismarck vom preußischen Landtage die Mittel zum Kriege gegen Dänemark forderte, wurde ihm kein Groschen bewilligt.

Denn zum Kriege war es inzwischen gekommen. Bismarcks ruhiger Schachzug, das Recht auf seine und seines Bundesgenossen Österreich Seite zu bringen, hatte sich bewährt. Ohne Parteinahme für den einen oder anderen Prätendenten hatte er lediglich Dänemark am 16. Januar 1864 aufgefordert, sich auf den Boden des Londoner Protokolls zurückzubegeben und innerhalb 48 Stunden die neue dänisch-schleswigsche Verfassung wieder aufzuheben, widrigenfalls Schleswig militärisch besetzt werden würde. Dieselbe Erklärung hatte Österreich abgeben lassen. Dänemark aber lehnte ab.

Sofort setzten sich die preußischen und österreichischen Truppen in Marsch, zwei preußische und ein österreichisches Armeekorps. Der 80jährige preußische Feldmarschall Wrangel führte den Oberbefehl. Der Neffe König Wilhelms, Prinz Friedrich Karl, befehligte die Preußen, der österreichische Feldmarschall-Leutnant von Gablenz die Österreicher. Ende Januar 1864 rückten die Truppen in Holstein ein. Wrangel erließ an die 30000 Dänen, die in Schleswig standen, die Aufforderung, das Land zu räu-

men, und gab alsbald den Befehl, vorzugehen. Und am selben Tage noch kämpfte die preußische Artillerie bei Eckernförde zwei dänische Kriegsschiffe nieder, während die preußische Infanterie die Stadt nahm.

Das Heer der Dänen aber war hinter das gewaltige Danewerk zurückgegangen, einen fast uneinnehmbaren Festungsgürtel, der einen Teil Schleswigs durchquerte und im Osten von der breiten Wasserfläche der Schlei bis zum Meere hin schützend umflossen wurde. Der Übergang bei Missunde wurde durch sieben Schanzen und einen befestigten Brückenkopf geschirmt.

Am 2. Februar ließ Prinz Friedrich Karl die Preußen zum Sturm gegen die Schanzen vorgehen. Die Dänen feuerten aus ihren gedeckten Stellungen hervor. Wohin sich die Preußen wandten, überall gerieten sie in ein mörderisches Kreuzfeuer. Dennoch wurde eine Schanze im Sturm genommen und die Dänen über den Brückenkopf gedrängt. Da ließ Prinz Friedrich Karl das Gefecht abbrechen und führte in der Nacht zum 6. Februar seine Truppen auf Kähnen und über eine schnell gezimmerte Brücke bei Arnis über den Fluß in den Rücken des Feindes.

Inzwischen waren die Österreicher und die preußische Garde in der Front des Danewerks angelangt und bereiteten sich zum Sturme. Die Dänen aber, die sich jetzt auch durch Prinz Friedrich Karl im Rücken bedroht fühlten, hatten mit König Christian flüchtend die Stadt Schleswig und das ganze Danewerk verlassen und eilten auf Flensburg zu. Mit Jubel nahmen die Verbündeten die schier unglaubliche Kunde auf und machten sich an die Verfolgung. In die befreite Stadt Schleswig rückten die Österreicher ein, marschierten weiter, erhielten bei Oversee vor

Flensburg Fühlung mit dem Feinde und trieben ihn nach blutigem Kampfe weiter. Prinz Friedrich Karl hatte den Weg die Küste entlang genommen, seine Kavallerie auf eis- und schneebedeckten Straßen vorgeschickt und in der Morgenfrühe als Erster Flensburg erreicht, das die Dänen schon wieder flüchtend verlassen hatten, um sich nach Jütland, nach den Düppeler Schanzen und der Insel Alsen zu werfen. Die Aufgabe des schwer armierten Danewerks ließ den glücklichen Siegern 119 Festungsgeschütze und 20 Feldgeschütze als Beute zufallen.

Ohne Zögern rückten Preußen und Österreicher dem Feinde nach. Während Gablenz mit dem österreichischen Korps und der preußischen Gardedivision in Jütland einmarschierte und die preußische Garde Kolding in Besitz nahm, führte Prinz Friedrich Karl das preußische Hauptkorps gegen die Düppeler Schanzen und die Insel Alsen.

Die zehn mächtigen Festungswerke, die sich hier der Insel Alsen gegenüber und nur durch einen 1200 Fuß breiten Meeresarm von der Insel getrennt über die Höhen erstrecken, waren mit mehr als hundert der schwersten Geschütze bespickt, der Zugang zur Insel durch befestigte Brückenköpfe gesichert, die Inselufer durch Batterien geschirmt, während von der See aus dänische Kriegsschiffe, darunter der Panzer „Rolf Krake", jeden Augenblick mit ihren Kanonen einzugreifen vermochten. Das Gelände vor den Schanzen aber lag auf weite Entfernungen glatt rasiert, durch Minen, Pallisaden und Drahtzäune vollends unwegsam gemacht.

Um seine Truppen zu schonen, entschloß sich Prinz Friedrich Karl zur Belagerung. Während endloser Schneestürme, immer wieder durch feindliche Ausfälle und die

Kanonaden der Kriegsschiffe behelligt, gelang es, die Belagerungsgeschütze in Stellung zu bringen, Laufgräben aufzuwerfen und sich den Schanzen immer mehr zu nähern. Die preußischen Geschosse schlugen ein, wohin sie gesandt wurden, aber nur langsam ging es vorwärts gegen die Vielzahl der Verteidigungswerke. Der Kriegsrat trat zusammen, der Sturm wurde beschlossen, die Gardedivision unter dem General v. d. Mülbe zur Unterstützung herbeigerufen. Seit dem 30. März war Kronprinz Friedrich Wilhelm der eigentliche Heerführer; Wrangel war es nur noch dem Namen nach.

In der Morgenfrühe des 18. April rückten die sechs Sturmkolonnen, die das Los bestimmt hatte, gestärkt durch das heilige Abendmahl, in die Parallelen ein, während der Donner der preußischen Batterien den Feind von ihrem Beginnen abzog...

Stumm harren die Sturmkolonnen. Es naht der Feldprediger, denn die Zeit rückt heran. Die Häupter der Tapferen neigen sich vor Gott, der Feldprediger segnet sie. Die Soldaten murmeln ein Gebet. Zehn Uhr. Mit einem Schlage schweigt die Kanonade. Totenstille. Und plötzlich zerreißt die lähmende Stille der Sturmmarsch der Tambours, brausend fällt die Musik mit dem Preußenliede ein, und unter wildem Hurra brechen die Sturmkolonnen hervor, jagen über das Feld, werfen sich auf die Schanzen. Mörderisch schlagen die dänischen Kartätschen in ihre Reihen. Was fällt, fällt. Die Palliſaden werden vernichtet, die Drahtgitter durchschnitten — Arbeit für die Pioniere, die allen voran stürmen. Eine Palliſadenwand leistet Widerstand, und es muß weiter gehen. Pionier Klinke springt vor: „Ich schaff Luft. Besser einer als zehn", drückt seinen Pulversack unter die Palliſade, stößt die brennende Lunte

hinein, fliegt mit der Palliſade hoch in die Luft. Weiter stürmen die Kolonnen. „Ich bin ein Preuße!" jubelt unentwegt die Musik unter Kapellmeister Pieske. Von Schanze zu Schanze flattert die Preußenfahne. Das Bajonett ist die Waffe. Ein mörderisches Ringen um jede Stellung. Die dänischen Kanoniere wehren sich wie die Teufel. Nützt nichts. Sie werden tot oder lebendig aus den Batterien geworfen. Major von Beeren, der Erstürmer der riesigsten Schanze, Schanze 6, fällt. Der Erstürmer von Schanze 5, Feldwebel Probst, bricht, von Kugeln durchbohrt, unter der von ihm selber aufgerichteten Siegesfahne tot zusammen. Im Sturme vorwärts! In die letzte Schanze hinein! Und hinter den Sturmkolonnen jagen die preußischen Truppen heran, säubern die Festungswerke, machen zu Gefangenen, was sich nicht freiwillig ergibt, nehmen im Sturm die Brückenköpfe und sehen die letzten Dänen unter dem Schutz der Inselbatterien und der Geschütze des „Rolf Krake" nach Alsen hinüberflüchten. Um 12 Uhr mittags war die letzte Schanze gefallen, um 2 Uhr verschwand der letzte Däne.

Prinz Friedrich Karl war der Sieger von Düppel. Der Kronprinz, der greise Feldmarschall Wrangel, drückten ihm bewegt die Hand. König Wilhelm sandte seinen tapferen Soldaten und ihrem prinzlichen Führer telegraphisch seinen königlichen Dank und eilte selbst herbei, den Sturmkolonnen seinen Dank noch einmal zu sagen. 1200 Mann und 70 Offiziere waren tot oder verwundet den dänischen Kugeln zum Opfer gefallen, die Dänen aber hatten dem Zorn der Stürmenden 1100 Tote und Verwundete und 3600 Gefangene lassen müssen. Dazu alles Geschütz, mehr als 100 an der Zahl.

Weiter zogen die siegreichen Preußen, nach Jütland hin-

ein, sich mit den österreichischen Truppen zur Belagerung der Festung Fridericia zu vereinen. Da rettete sich das dänische Besatzungsheer unter Zurücklassung von 197 Geschützen nach der Insel Fünen, ohne einen Schuß getan zu haben.

Schon am 15. März hatten preußische Truppen in stürmischer Nacht auf Booten den Übergang nach der Insel Fehmarn erzwungen und durch kühnen Handstreich die Dänen aus ihrer letzten holsteinischen Stellung verjagt. Und am 17. März hatte die junge preußische Marine bei Rügen Gelegenheit erhalten, unter Kapitän Jachmann ihre Bravour zu zeigen. Mit den beiden Schraubenkorvetten Arcona und Nymphe und dem Dampfaviso Loreley griff Kapitän Jachmann eine Flotte von 7 dänischen Kriegsschiffen an, kämpfte mit 56 Kanonen gegen 179 dänische drei Stunden lang und brachte seine Schiffe glücklich in den Hafen von Swinemünde zurück. Die geplante Blockade der Ostseeküste war durch die Tapferkeit der kleinen preußischen Marine verhindert worden. Und noch einmal, am 9. Mai, fochten drei preußische Kanonenboote neben zwei österreichischen Fregatten bei Helgoland gegen drei dänische Fregatten und nötigten sie zum Rückzug.

Hoch stand Preußens Waffenehre, als England Mitte Mai einen vierwöchigen Waffenstillstand vermittelte. Noch immer aber weigerten sich die Dänen, in die vollständige Trennung der Herzogtümer zu willigen, wie Preußen und Österreich es verlangten. Bismarck jedoch blieb bei seiner Forderung, Schleswig-Holstein in engste Verbindung mit Deutschland zu bringen, und zwar, falls des Prinzen von Augustenburg Erbansprüche sich nach Prüfung durch das Kronsyndikat als gerechtfertigt erwiesen, als Herzogtum unter Regierung des Augustenburgers. Das Londoner

Protokoll vom Jahre 1852 hatte nach der Weigerung Dänemarks keine Geltung mehr. Der Waffenstillstand lief ab. Die kriegerischen Unternehmungen begannen aufs neue.

Einen Schlag galt es zu führen, der dem Kriege schnell ein Ende bereitete. Die stark befestigte Insel Alsen mußte genommen werden, der letzte Stützpunkt der Dänen.

An Stelle des alten Feldmarschalls Wrangel war Prinz Friedrich Karl zum Oberbefehlshaber ernannt worden. Prinz Friedrich Karl beschloß den Übergang nach Alsen. General Herwarth von Bittenfeld wurde mit der Ausführung des kühnen Planes betraut. In der Nacht zum 29. Juni ließ der General 160 heimlich herbeigeschaffte Kähne ins Wasser bringen und bemannen. Behutsam glitten die Boote durch die Stille der Nacht, in den ersten die Generale von Manstein und Röder. Noch zweihundert Schritt — da erhielten sie Feuer. Die dänischen Kartätschen brausten über sie dahin. Mit Hurra legten sich die Preußen in die Riemen, gewannen das Ufer, sprangen durch das Wasser und warfen sich, ohne Atem zu holen, auf die feindlichen Batterien, die sie im Sturme nahmen, auf den Feind, den sie mit dem Bajonett aus seinen Erdgräben warfen. Einmal im Besitze des Ufers, ging jetzt das Übersetzen schneller vonstatten. Hin und her eilten die Boote und brachten die Bataillone herüber, auf Pontons folgte Artillerie und Kavallerie, das heftige Feuer des schleunigst herbeidampfenden „Rolf Krake" wurde von den preußischen Strandbatterien zum Schweigen gebracht, der Panzer zur Flucht gezwungen. Um 8 Uhr morgens war die Stadt Sonderburg in preußischen Händen. Auch Prinz Friedrich Karl war gelandet. Die Dänen, überall geschlagen, flohen zu den Schiffen, die sie eiligst aufnahmen und den Rest der Armee nach der

Insel Fünen brachten. Über 700 Tote und Verwundete zählten die Dänen, mehr als 2000 Gefangene ließen sie zurück. Nur 373 Tote und Verwundete betrauerten die Preußen. Es war eine Waffentat, wie sie die Kriegsgeschichte bisher nicht zu verzeichnen gehabt hatte.

Es ging zu Ende mit dem Starrsinn der dänischen Kriegspartei. Preußen und Österreicher unterwarfen ganz Jütland. Der preußische General Vogel von Falckenstein führte sein Korps auf Kähnen durch die Brandung des Lympfjords und jagte die Dänen vom Festlande auf die Inseln. Auf Skagen, der nordöstlichsten Spitze Jütlands, wehten die preußischen und österreichischen Fahnen über das Nordmeer hinaus, und preußische und österreichische Schiffe befreiten die westfriesischen Inseln Sylt und Föhr und brachten den dänischen Tyrannen der Inseln, den Schiffskapitän Hammer, gefangen heim.

Da suchte Dänemark einen neuen Waffenstillstand nach, der ihm jedoch nur vom 20. Juli bis 31. Juli bewilligt wurde. In Wien verhandelte Bismarck über die Friedensbedingungen. Die Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg waren ohne jede weitere Einrede von Dänemark an den König von Preußen und den Kaiser von Österreich abzutreten, die die Länder zunächst einer gemeinsamen Verwaltung unterstellten. Die Truppen des deutschen Bundes, die noch in Holstein standen, mußten das Land den preußischen und österreichischen Truppen räumen, was aus Auflehnung gegen Preußen nur zögernd geschah. Am 30. Oktober 1864 wurde zu Wien der endgültige Friede unterzeichnet.

König Wilhelm aber hatte gezeigt, daß die neue Organisation des Heeres, wie er sie trotz des Widerstandes des Abgeordnetenhauses dank dem starken Dreimännerkollegium Bismarck, Roon und Moltke durchgeführt hatte, dem Vaterlande zum Segen geworden war. Die Landwehr war ihren Familien, ihren Geschäften erhalten geblieben. Und so wurde der Krieg gegen Dänemark ein doppelter Sieg König Wilhelms und seiner „Paladine".

Die Düppel-Stürmer.

Helm ab zum Gebet . . . Sechstausend Mann
Heben das Vaterunser an.
Sechstausend Streiter, durchs Los erkoren,
Sechstausend, von Müttern in Schmerzen geboren,
Rotbackige Jungen und bärt'ge Gesellen,
Murmeln, gebückt in den Parallelen,
Wirr wechselnd der Liebsten und Gottes Namen,
Und der Prediger segnet: In Ewigkeit, Amen!

Beklemmende Stille . . . Der Atem stöhnt,
Und das Herz wie ein hastender Hammer tönt.
Ging's doch nur vorwärts! Nur nicht dies Harren
Und stumpf in die donnernden Schanzen starren.
Zehn Uhr. Da — Schweigen im Feuerbereich — —
Sechstausend zucken, stumm und bleich.
Sechstausend wissen: Die Stunde zum Wagen. —
Tambour, schlag an, und den Sturmmarsch geschlagen!

Sturmmarsch, Sturmmarsch! Die Trommeln rasen.
Die Pfeifen schrillen. Trompeter blasen.
Kein Kommando braucht's. Die Schanzen! Die Schanzen!
Alles andre sind heute Firlefanzen.
Das springt und das klettert, blind, taub und verbissen.
Hundert sind schon zu Boden gerissen.
Musik! Musik! Die braust in die Reih'n.
„Ich bin ein Preuße," braust's wild, „will ein Preuße sein!"

Und zur selben Stunde, weit draußen im Land,
Lehnt es sich horchend gegen die Wand,
Tastet's zum Fenster und öffnet die Flügel,
Blickt in die Ferne, über Täler und Hügel.
Die Mütter, die Mütter von sechstausend Jungen
Hat's in der Seele nach Düppel gezwungen.

Horch! Wer schrie da so todeswund!?
Ha — wem bricht da das Blut vom Mund?
Wilm! Halt durch! Schlag um dich, Fritz!
Sie sind an der Schanze! Donner und Blitz!
Die Schanze gesprengt! Die Fahne flattert.
Bajonette krachen. Salve knattert.
Wilm! Fritz! — In Wogen die Luft durchzieht
Siegreich, siegreich das Preußenlied.

Zwölfhundert liegen, von Wunden bedeckt.
Doch der Däne — hat das Gewehr gestreckt.
Zwölfhundert, Tote oder Krüppel,
Ließen die Sturmkolonnen bei Düppel,
Ließen die Mütter, die sie gesäugt. —
Tiefer, tiefer die Fahnen beugt . . .
Helm ab zum Gebet . . . Der Mütter gedenkt,
Die uns die Stürmer von Düppel geschenkt.

Das große Preußenjahr 1866.

Der Krieg gegen Dänemark sollte nur eine Waffenübung sein, der Auftakt zur preußischen Großtat.

Bismarck hatte es vorausgeahnt, und als unter Österreichs Duldung die Schleswig-Holsteiner laut nach dem Prinzen von Augustenburg riefen, wußte er es. Sein Plan aber war gefaßt. Nur dann durfte der Augustenburger die Regierung der Herzogtümer übernehmen, wenn Schleswig-Holstein in engsten militärischen Anschluß an Preußen gebracht würde und in die Befestigung Kiels als preußischen Kriegshafen willige. Dazu war weder Österreich noch der Augustenburger erbötig, und der Krieg unter den bisherigen Bundesgenossen schien unvermeidlich. Da gelang es im letzten Augenblick der bismarckischen Staatskunst, am 14. August 1865 in Gastein eine Übereinkunft herbeizuführen, nach der Österreich die Verwaltung Holsteins, Preußen die Verwaltung Schleswigs zuerteilt erhielt, Preußens militärische Forderungen zum größten Teile anerkannt wurden und Schleswig-Holstein dem Zollverein beitrat. Das Herzogtum Lauenburg fiel gegen eine Geldentschädigung an Preußen. Der Hafen von Kiel war schon im Frühjahr von Preußen in Besitz genommen worden.

Dieser unblutige Sieg seines Ministerpräsidenten wurde von König Wilhelm mit der Erhebung Bismarcks in den Grafenstand belohnt.

Nicht mehr als ein Waffenstillstand war's, den Bismarck und seine Leute nach Möglichkeit nützten. Noch war das große Ziel seiner Politik, Preußen in Deutschland widerspruchslos an Österreichs Stelle zu bringen, den meisten

verschleiert. Viele aber, die es ahnten, hielten es für verbrecherischen Wahnwitz. Und trotz des ruhmreichen Krieges in Dänemark beharrte die fortschrittliche Mehrheit des Abgeordnetenhauses auch weiter bei der Verweigerung aller Mittel.

Wenig focht es Bismarck an. Das Fürchten kannte er nicht. Die Ehre des Königs und des Landes waren seine Leitsterne.

Das Gasteiner Übereinkommen hielt nicht stand. Das Kronsyndikat, damit beauftragt, die Erbrechte des Augustenburgers zu prüfen, sah sich genötigt, sie ihm auf Grund der Übergabe der Herzogtümer durch König Christian IX. an Preußen und Österreich und des ausdrücklichen Verzichts des Vaters des Augustenburgers gegen eine Barentschädigung zu versagen. In Schleswig führte der preußische General von Manteuffel das Regiment, in Holstein der österreichische General von Gablenz. Die augustenburgische Partei betrieb von Holstein aus eine immer keckere Agitation gegen Preußen, und Gablenz ließ es auf einen Wink aus Wien hin geschehen. Preußens Klagen aber fanden bei den Wiener Machthabern kein Ohr. Das erstarkte Preußen sollte gedemütigt werden und Österreich zu Füßen kriechen.

Zu Beginn des Jahres 1866 begann Österreich zu rüsten. Auf eine Anfrage Preußens wurde die Erklärung abgegeben, die Rüstungen richteten sich gegen die bedrohliche Haltung Italiens. Schnell aber erfuhr Bismarck, daß Österreich auch die deutschen Staaten zu einem Vorgehen gegen Preußen auffordere. Und unverzüglich drang Bismarck auf eine Reform der deutschen Bundesverfassung, um die Gegner Preußens zum Lüften des Visiers zu bringen.

Jetzt aber rüstete auch Sachsen offenkundig für Österreich, und König Wilhelm, der mit Italien ein Schutz- und

Trutzbündnis abgeschlossen hatte, befahl im Mai 1866 die Mobilmachung. Der von Napoleon III. in Anregung gebrachte Plan eines Kongresses wurde von Preußen angenommen, von Österreich aber abgelehnt, so daß sich Preußen die Sympathien der Großmächte gesichert hatte. Und Österreich tat zwei weitere Schritte, die das Recht zugunsten Preußens verschoben: es ordnete entgegen dem Gasteiner Vertrag die Einberufung der schleswig-holsteinischen Stände an, ohne Preußen zu befragen, und stellte, entgegen den Bundesgesetzen, am 14. Juni beim Bundestag den Antrag auf Mobilmachung des Bundesheeres gegen Preußen, das am 10. Juni eine Bundesreform unter Ausschluß Österreichs beantragt hatte. Dieser meisterliche Schachzug Bismarcks sollte die Dinge zum Bruch treiben, da die Stellung Preußens im Bunde unvereinbar mit seiner Ehre und Selbständigkeit geworden war, gleichzeitig aber Österreich ins Unrecht setzen. Der österreichische Antrag wurde trotz der Warnungen, die Preußen den Regierungen der Bundesstaaten erteilte, mit 9 gegen 6 Stimmen angenommen. Bayern, Württemberg, Baden, Sachsen, Hannover, Hessen-Darmstadt und Hessen-Kassel schlossen sich Österreich an, nur Oldenburg, Mecklenburg, Braunschweig, die thüringischen Staaten mit Ausnahme von Meiningen und die Hansastädte Hamburg, Bremen und Lübeck hielten zu Preußen. Und sofort erhob sich der preußische Gesandte am Bundestag und erklärte im Namen des Königs von Preußen den Bundesvertrag für gebrochen. Bismarck aber ließ augenblicklich den europäischen Mächten mitteilen, daß der bisherige deutsche Bund am 14. Juni aufgehört habe, zu bestehen.

Gleich nachdem Österreich widerrechtlich die Einberufung der schleswig-holsteinischen Stände angeordnet hatte, war

General von Manteuffel von Schleswig aus in Holstein eingerückt, um die Hoheitsrechte Preußens wahrzunehmen. General von Gablenz zog sich daraufhin zunächst von Kiel nach Altona zurück, führte aber schon am 12. Juni seine Truppen nach Harburg, um sie mit der Bahn durch Hannover zu befördern.

Noch einmal versuchte König Wilhelm, Sachsen, Hannover und Hessen-Kassel zur Neutralität zu bewegen. In der Nacht zum 15. Juni ließ er ihnen durch seine Gesandten die Aufforderung zugehen, abzurüsten und einem neuen deutschen Parlamente zuzustimmen, widrigenfalls er sie als Feinde betrachten müsse. Der König von Hannover, der König von Sachsen und der Kurfürst von Hessen aber lehnten, gestützt auf ihre Heere und als eifrige Bundesgenossen Österreichs am nächsten Tage ab, und unversehens standen die Preußen in ihren Ländern.

Moltke hatte den Feldzugsplan entworfen, Roon für eine glänzende Kriegsbereitschaft vorgesorgt. Über 310000 Mann Feldtruppen verfügte Preußen. Österreich hatte gegen Italien 140000 Mann aufzuwenden und 238000 Mann gegen Preußen frei. Hierzu kamen an Sachsen, Bayern, Hannoveranern, Hessen und den übrigen Bundeskontingenten über 100000 Mann, so daß Preußen mit 310000 Mann gegen etwa 340000 feindlicher Truppen zu fechten hatte. Das preußische Kriegsheer gliederte sich in drei Armeen: die erste Armee unter Prinz Friedrich Karl, 100000 Mann, die zweite Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, 116000 Mann, die dritte Armee unter General Herwarth von Bittenfeld, 45000 Mann. Ein Reservekorps von 24000 Mann war in Berlin in der Bildung begriffen. Die Division Manteuffel in Holstein, die Division Göben bei Minden und

die Division Beyer bei Wetzlar wurden, zusammen 50000 Mann, unter dem Kommando Vogel von Falckensteins als Main-Armee zusammengezogen.

In der Nacht vom 15. zum 16. Juni war die Ablehnung der preußischen Bedingungen durch Hannover, Hessen-Kassel und Sachsen erfolgt, die Frist zur Annahme abgelaufen. Und wie ein Wetterschlag erfolgte die Antwort nach wenigen Stunden. Schon in der Morgenfrühe des 16. Juni brach Vogel von Falckenstein mit der Division Göben von Minden her in Hannover ein, führte Manteuffel seine Truppen aus Holstein heraus bei Harburg über die Elbe auf die Hauptstadt Hannover zu. Im Handstreich wurde das große Waffendepot Stade genommen, am 18. Juni von Manteuffel Hannover erreicht. Vogel von Falckenstein war schon am 17. Juni in der Residenz Hannover eingerückt, die der jäh überraschte König Georg mit dem Kronprinzen und den Truppen noch am Tage vorher geräumt hatte. Die Hannoveraner sammelten sich bei Göttingen. Noch hätte König Georg seine Truppen unbehelligt zu den Bayern führen können, aber er verweilte zu lange, in der Hoffnung, daß die Bayern schon im Anmarsch seien. Inzwischen war General von Beyer mit seiner Division von Wetzlar aus nach Marburg geeilt, hatte sich am 19. Juni Kassels bemächtigt und den Kurfürsten aufgehoben, der als Staatsgefangener nach Stettin gesandt wurde. Jetzt wandte sich die Beyersche Division gegen die Hannoveraner. König Georg aber bog mit seiner Armee aus und marschierte auf Gotha zu, um noch den Durchbruch nach Bayern zu ermöglichen.

Bei Langensalza befand sich die hannoversche Armee, die unter dem Kommando des Generals von Arentsschild 19000 Mann betrug; eine ausgezeichnete Infanterie, sechs

glänzende Kavallerieregimenter und eine Artillerie von 52 Geschützen. Und noch einmal streckte König Wilhelm dem Könige Georg die Friedenshand entgegen. Der König von Hannover, auf seine Bundesgenossen bauend, weigerte sich standhaft, sie zu ergreifen. Da brachte der preußische General von Flies mit 9000 Mann vom Manteuffelschen Korps den Weitermarsch der Hannoveraner bei Langensalza zum Stehen. Wie oft hatten Preußen und Hannoveraner auf allen Schlachtfeldern als treue Waffenbrüder gefochten! Nun hieß es zum ersten Male, die Waffen gegeneinander zu kehren.

Am 27. Juni warf sich General von Flies mit der preußischen und gothaischen Infanterie auf Langensalza und nahm die Stadt im Straßenkampf. Weiter rückten die Preußen vor. Aber nun entwickelten auch die Hannoveraner ihre alte ungestüme Tapferkeit, und mit doppelter Übermacht brachen sie den preußischen Angriff, ließen von den Höhen aus ihre starke Artillerie ins Gefecht eingreifen und sandten ihre Reiterregimenter zur Attacke vor. Sieben Stunden währte der Ringkampf, da zog General von Flies seine Truppen auf Gotha zurück, an Toten und Verwundeten 800 mit sich nehmend. Wohl waren die Hannoveraner Sieger geblieben, doch mit einem Verlust von 125 Offizieren und 1300 Mann an Toten und Verwundeten, und jetzt schloß sich von Norden und Süden der Ring um sie. Von Mülhausen her marschierte General von Manteuffel, von Eisenach rückte General von Göben vor. Die hannoversche Armee war umzingelt.

König Georg, vom Unglück niedergebrochen, nahm noch am 28. Juni die Kapitulation von Langensalza an, die ihm König Wilhelm bieten ließ. Die Übergabe der Armee erfolgte mit allen Ehren. Offiziere und Mann-

schaften begaben sich mit dem Versprechen, nicht mehr gegen Preußen zu dienen, in ihre Heimat zurück. Der König und der Kronprinz nahmen ihren Aufenthalt in Wien.

Auch Sachsens Geschick hatte sich bereits erfüllt. In der Nacht zum 16. Juni schon hatte Herwarth von Bittenfeld seine III. Armee nach Sachsen hineingeführt und am 18. Juni schon die Hauptstadt Dresden besetzt. König Johann von Sachsen und sein preußenfeindlicher Minister von Beust waren mit den sächsischen Truppen nach Böhmen zu den Österreichern gewichen.

Die österreichische Hauptarmee unter dem Oberbefehl des Feldzeugmeisters von Benedek stand siegesgewiß bei Olmütz. Bismarcks diplomatischem Geschick aber war es geglückt, Kaiser Napoleon zur Neutralität zu bestimmen, und auch die rheinischen Truppen waren frei zum Stoß. „Getrennt marschieren, vereint schlagen", lautete Moltkes Befehl. Auf drei Straßen brachen die drei preußischen Armeen unter Prinz Friedrich Karl, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm und Herwarth von Bittenfeld in Böhmen ein.

Und alles vollzog sich, als säße Moltke am Schachbrett und täte ruhig und sicher Zug um Zug.

Am 23. Juni überschritt als erster Prinz Friedrich Karl mit der ersten Armee die böhmische Grenze. Am 26. Juni traf seine Vorhut unter General von Horn bei Liebenau auf das österreichische Korps des Generals Clam-Gallas, das die Höhen besetzt hielt. Unverzüglich ging Horn zum Angriff vor, ließ die gegenüberliegenden Höhen von seiner Artillerie besetzen und, unterstützt von ihrem starken Feuer, die Infanterie die Höhen stürmen. Die Österreicher wurden geworfen und gingen auf Münchengrätz zurück. Horn folgte noch am Abend. Beim Dorfe Podol kam es spät abends noch zum blutigen Gefecht.

Das preußische Zündnadelgewehr tat Wunder. Aber Haus für Haus mußte stürmend genommen werden und die Brücke über die Isar um Mitternacht mit dem Bajonett. Die Österreicher verschwanden in der Dunkelheit und ließen 500 Gefangene zurück.

Am 28. Juni hatte sich Herwarth von Bittenfeld mit der dritten Armee nach einem siegreichen Treffen bei Hühnerwasser pünktlich mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl vereinigt, und sofort gingen sie gemeinsam gegen die steilen Stellungen der Österreicher und Sachsen bei Münchengrätz vor. In Front marschierte Prinz Friedrich Karl gegen den Feind. General von Fransecky aber führte einen Umgehungsmarsch aus und fiel dem Feind in den Rücken. Da war die Arbeit kurz, und 1500 Österreicher wurden abgeschnitten und gefangen.

Am nächsten Tage, am 29. Juni, traf Prinz Friedrich Karl auf das Hauptkorps des Generals Clam-Gallas bei Gitschin. Mit 16000 Mann warf sich der Prinz ohne Zaudern auf die 30000 Österreicher und Sachsen. Mit dem Bajonett jagte die preußische Infanterie den Feind aus seinen Deckungen, und in die Massen der Zurückweichenden prasselten die verheerenden Salven des Zündnadelgewehres. Die Österreicher sammelten sich zum Angriff. Da stürmten die Pommern mit gefälltem Bajonett heran und trieben sie nach Gitschin. Die steilen Dörfer bei Gitschin aber nahmen die Brandenburger unter General von Tümpling mit einer wütenden Tapferkeit. Mit Salven jagten sie ein attackierendes Reiterregiment der Division Edelsheim auseinander, und um Mitternacht wurde von den gesamten Truppen auch Gitschin erstürmt. In wilder Flucht eilten Österreicher und Sachsen der Hauptarmee Benedeks zu. 3000 Tote und Verwundete, 2000 Ge-

fangene hatte sie der Tag gekostet, doch auch die Preußen zählten über 1500 Tote und Verwundete.

Kronprinz Friedrich Wilhelm, als Generalstabschef General von Blumenthal neben sich, hatte inzwischen mit der zweiten Armee den gefährlichen Marsch über die Gebirgspässe vollzogen. Bei Trautenau stieß der vorangmarschierende General von Bonin mit seinem Korps unerwartet auf den Feind, der unter General von Gablenz auf den Höhen stand. Wohl wurde Trautenau selbst in erbittertem Bajonettkampf genommen, und immer wieder rückten die preußischen Truppen in blutigen Gefechten vor. Am Abend jedoch mußten sie zurück, nach einem Verlust von 63 Offizieren und 1360 Mann an Toten und Verwundeten. Aber die Österreicher hatten den Tag nur erkaufen können durch ein Opfer von 196 Offizieren und 5136 Mann. Das zeugte mehr als ein Sieg von preußischer Tapferkeit.

Und am nächsten Tage schon warf sich das Gardekorps unter dem Prinzen August von Württemberg, das inzwischen herangekommen war, bei Trautenau auf den Feind, der Verstärkungen herangezogen hatte, und wetzte die Scharte aus. Einen Heldenkampf führten das 1. und 2. Bataillon des Kaiser Franz-Regiments, die, allein gelassen auf der rechten Flanke, eine ganze österreichische Brigade in blutigem Ringen vernichteten. Überall jagte der Feind von dannen, bis Soor ging die Verfolgung unter General Hiller von Gärtringen, und 4000 Gefangene wurden erbeutet. Tausende an Toten und Verwundeten zählten die Österreicher, das preußische Gardekorps 25 Offiziere und 809 Mann. Die Schlacht von Soor bildet ein Ruhmesblatt in der preußischen Kriegsgeschichte.

Und General von Steinmetz fügte ihr schnell zwei weitere ein. Beim Hervortreten aus dem Passe bei Nachod

am 27. Juni sah er sich mit seinem 5. Korps einem weitaus stärkeren österreichischen Armeekorps unter General Ramming gegenüber, das sofort zur Attacke schritt. Wie ein Löwe warf sich der siebzigjährige Steinmetz in den Kampf. Die Salven der Infanterie brachten die Attacke zum Stehen. Das 1. westpreußische Ulanenregiment und das 8. Dragonerregiment brausten in die österreichische Reiterei hinein und hieben sie zusammen. Der preußische Kronprinz erschien und feuerte die Truppen an. Immer neue Massen warfen die Österreicher ins Feld. Die preußische Artillerie jagte aus dem Paß hervor und griff ein. Vorwärts stürmten die Preußen, der alte Steinmetz, der „Löwe von Nachod", immer an der Spitze. Das Bajonett mußte heran. Aus allen Stellungen brach flüchtend der Feind, weithin verfolgt. 3500 Tote und Verwundete verlor der Feind, 2500 Gefangene, 6 Geschütze und 3 Fahnen. Die Preußen hatten den glänzenden Sieg mit einem Opfer von 59 Offizieren und 1132 Mann an Toten und Verwundeten errungen. Der Kronprinz, jubelnd begrüßt, brachte den Helden den Dank des Vaterlandes.

Der alte Löwe Steinmetz aber fackelte nicht. Vorrückend warf er sich schon am nächsten Tage bei Skalitz auf ein neues österreichisches Korps des Erzherzogs Leopold, das sich mit dem geschlagenen Rammingschen Korps vereinigt hatte. Ein blutiger Kampf tobte um das Städtchen. General von Kirchbach führte eine Sturmkolonne vor, erkämpfte den Eingang, stürmte Haus für Haus. Am Nachmittag hatte Steinmetz mit seinen Tapferen die Feinde flüchtend vor sich. Mit 3000 Toten und Verwundeten zahlten die Österreicher die Niederlage, mit 2500 Gefangenen und 5 Geschützen. Steinmetz hatte den Sieg mit einem Verlust von 59 Offizieren und 1352 Mann erkauft.

Und wieder am nächsten Tage, am 30. Juni, verjagte Steinmetz die Österreicher bei Schweinschädel und sicherte der Armee des Kronprinzen die Verbindung mit den Armeen des Prinzen Friedrich Karl und Herwarths von Bittenfeld. Der große Schlag des vereinten Heeres konnte geführt werden.

Am Abend desselben Tages hatte König Wilhelm mit Bismarck, Moltke und Roon Berlin verlassen. Am 2. Juli traf er auf dem Kriegsschauplatz ein und begab sich nach Gitschin. Der folgende Tag, der 3. Juli, war als Ruhetag für die Truppen ausersehen, den sie wohl verdient hatten. Da meldete sich noch in der elften Nachtstunde der Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl, General von Voigt-Rhetz, beim Könige und überbrachte die Nachricht, daß sich das österreichische Heer unter Benedek bei Königgrätz zum Angriff sammele und Prinz Friedrich Karl um die Erlaubnis bitte, ihm zuvorzukommen. Auf der Stelle schickte der König zu Moltke. Und um 12 Uhr nachts jagten die Adjutanten zu dem 5 Meilen weit entfernt stehenden Kronprinzen und dem 3 Meilen weit entfernten Herwarth von Bittenfeld mit dem Befehl des Königs, aufzubrechen und den Feind von der rechten und der linken Flanke zu fassen. Von der zweiten Morgenstunde an setzten sich die Heersäulen in Marsch.

Prinz Friedrich Karl hatte den Angriff in der Front zu führen. In der Nacht noch rückte er vor. Ein starker Regen setzte ein und blieb den ganzen Tag. Um 8 Uhr früh übernahm König Wilhelm den Oberbefehl. Der Tag von Königgrätz brach an.

Die Aufstellung der Österreicher war glänzend. Sie hielten bei Sadowa den Übergang über die Bistritz besetzt, der Höhenzug, der Sadowa umrahmt, war mit 200 Ge-

schützen bestückt, dahinter, in einer Bergfalte, harrte die Hauptmasse des Heeres. An 220 000 Österreicher und Sachsen hatte Benedek zusammen, der von der beherrschenden Höhe von Chlum aus die Schlacht leitete.

Noch war Herwarth von Bittenfeld nicht zur Stelle, noch wußte man nichts von des Kronprinzen Armee, als Prinz Friedrich Karl auf des Königs Befehl seine Bataillone zum Angriff vorgehen ließ. Und sofort nahm die Division Horn den Übergang über die Bistritz bei Sadowa, rückten die Magdeburger und Altmärker unter General von Franseky gegen das Dorf Benatek vor. Feindliche Granaten! Wie ein Hagelschlag fährt's von den Höhen in die Linien der vordringenden Preußen. Im Blute wälzen sich die Tapferen. Nirgends Deckung. Vorwärts! Dort ein Wäldchen — der Swiepwald. Die Granaten heulen und fegen die Reihen. Vorwärts, vorwärts, in den Wald! Fünf Stunden hält ihn Franseky, der Held. Fünf Stunden wehrt sich Franseky, der General, der nie einen Fehler beging, gegen die erdrückende Übermacht, deckt er mit seiner todesmutigen 7. Division die Stellung des Heeres, das sehnsüchtig auf das Eingreifen des Kronprinzen wartet. „Kein Zurück! Hier sterben wir!" ruft er aus, und seine Magdeburger und Altmärker rufen es ihm nach.

Auf dem rechten Flügel ist Herwarth von Bittenfeld mit seiner Armee erschienen. Er packt den Feind in der linken Flanke, aber Österreicher und Sachsen wehren sich tapfer und geben nur Schritt für Schritt den Boden her.

Mittag ist es, und kein Kronprinz erscheint. Ohne ihn und seine Armee ist an keine Entscheidung zu denken. Die Truppen des Prinzen Friedrich Karl reiben sich auf. Schon muß er auf seine Reserve zurückgreifen, und das brandenburgische Korps defiliert unter brausendem Hurra an sei-

nem obersten Kriegsherrn, dem König, vorüber, der mit seinen Paladinen auf einer Höhe hält. „Heil Dir im Siegerkranz!“ jauchzen die Klänge der Musik zu ihm empor. Die Brandenburger sind im Kampf.

Bismarck späht in den Gesichtszügen Moltkes, die steinern sind. Er holt seine Zigarrentasche hervor und bietet sie Moltke dar. Und wie er sieht, daß der große Schlachtendenker vorsichtig wählt, bis er glaubt, das beste Kraut gefunden zu haben, da lacht der scharfe Menschenkenner. Moltke hat Zeit. Alles geht gut.

Aber das Warten wird zur Qual. Der König ruft Moltke heran. „Wie wird das enden?“ Und Moltke erwidert seelenruhig: „Eure Majestät gewinnen heute nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug.“

Wie Todgeweihte kämpfen schon die Truppen. Jeder Augenblick kann jetzt verhängnisvoll werden. Da horch! Kanonendonner von drüben! Der Feind stutzt! Der Kronprinz ist da!

Neun Stunden sind seine Braven durch Regen und Morast marschiert, auf unwegsamen Pfaden. Nun bricht die Garde hervor, den Feind in der rechten Flanke zu fassen, ihm in den Rücken zu kommen. Wie ein Jüngling General Hiller von Gärtringen voran. Drauf auf die Höhen von Chlum! Mörderisch wütet das Granatenfeuer. Vorwärts, es gibt nur einen Tod! Und Hiller von Gärtringen breitet die Arme und stürzt, mitten ins Herz getroffen, tot aus dem Sattel.

Eine Tollwut packt die preußische Garde. Im Sturme nimmt sie die Höhe von Chlum, die Höhe von Rosberitz. Hier fällt der junge Prinz Anton von Hohenzollern. Neben der Garde kämpft schon das 1. Korps. Nun sind sie den Österreichern im Rücken. Herwarth von Bittenfeld dringt

König Wilhelm bei Königgrätz

von der anderen Seite vor. Prinz Friedrich Karl kann wieder vorwärts, und Fransecky führt seine heldenmütige Division in den Feind. Die preußische Artillerie beherrscht das Schlachtfeld. Da bricht das österreichische Feuer ab.

„Sie weichen!" jubeln die Soldaten und stürmen vorwärts.

Die Österreicher ziehen sich zurück. Doch preußisches Zündnadelgewehr und Geschütz läßt sie nicht zum gesammelten Rückzug kommen. Die preußischen Truppen werfen sich mit Hurra auf sie. Halb vier Uhr ist es. Da jagt die Reservekavallerie im Galopp über das Schlachtfeld, dem Feind den Todesstoß zu geben. Der greise König sprengt heran. Die Flucht der Österreicher, die keinem Befehle mehr gehorchen, ist zur Panik geworden...

Donnernde Hurras begrüßen den König, wo er sich zeigt. Mützen fliegen in die Luft, Säbel und Gewehre werden geschwenkt, Offiziere und Mannschaften umdrängen des Königs Pferd, küssen des Königs Hände. Tränen in den Augen dankt der König seinen Tapferen, Tränen in den Augen umarmt er den Kronprinzen, den er endlich, 8 Uhr abends, auf dem Schlachtfelde trifft, den er eigenhändig schmückt mit dem höchsten Kriegsorden, dem Orden pour le mérite. Bei der Stadt Königgrätz schwinden die letzten Massen der Flüchtenden.

25000 Tote und Verwundete ließen die Österreicher und Sachsen, 18000 Gefangene, 174 Geschütze und 11 Fahnen. 10000 Tote und Verwundete zählte das siegreiche Preußenheer. Es war ein Tag, der sich glorreich neben die größten der preußischen Geschichte stellte.

Neun Stunden währte die zügellose Flucht der österreichischen Armee, die untereinander um die Elbbrücken kämpfte, wie einst die Trümmer des napoleonischen Heeres

um die Brücke über die Beresina. Der Kaiser von Österreich mußte seine Truppen heranziehen, die gegen Italien kämpften, die unter Erzherzog Albrecht am 24. Juni die Italiener bei Custozza geschlagen hatten und auf dem Siegesmarsche waren. In der Nacht nach der Schlacht bei Königgrätz trat er zu Händen des Kaisers Napoleon Venetien ab, damit dieser es den Italienern überliefere. Aber König Viktor Emanuel von Italien blieb bundestreu und schloß ohne Preußen keinen Frieden.

Und während die Armeen König Wilhelms im Siegeslauf durch Böhmen und Mähren Wien zueilten, die Truppen des Kronprinzen die Österreicher noch einmal bei Tobitschau und Prerau am 15. Juli auseinanderwarfen, Prinz Friedrich Karl am 22. Juli bei Blumenau vor Preßburg ein österreichisches Korps durch seine Generale von Fransecky und von Bose schlagen ließ und König Wilhelm selbst im Angesicht Wiens in Nikolsburg stand, hatte die Main-Armee unter Vogel von Falckenstein ihren Siegeszug durch Deutschland vollendet. Bei Dermbach und Roßdorf hatte die Division Göben am 4. Juli zwei bayrische Divisionen geworfen, die Division Beyer bei Hünfeldt die gesamte bayrische Kavallerie in die Flucht gejagt. Das Bundeskorps unter dem Prinzen Alexander von Hessen kam den Bayern nicht zur Hilfe, und Vogel von Falckenstein gab Göben den Befehl, die Bayern aus Kissingen zu vertreiben, während Manteuffel den Übergang über die Saale erzwingen und Beyer die Stadt Hammelburg erstürmen sollte. Am Abend des 10. Juli war das blutige Werk verrichtet, Prinz Karl von Bayern auf dem Rückzug nach Schweinfurt. Und Vogel von Falckenstein eilte weiter, auf Aschaffenburg zu, das Bundeskorps zu vernichten. Die Brigade Wrangel nahm am

13. Juli Laufach im Kampf gegen die Hessen-Darmstädter, und am 14. Juli schlug die Division Göben bei Aschaffenburg die Hessen und die österreichische Brigade, während sich Prinz Alexander von Hessen mit der Hauptarmee eiligst zurückzog und Gelnhausen und Frankfurt preisgab. Am 16. Juli hielt Vogel von Falckenstein seinen Einzug in der alten Bundesstadt und erklärte sie, Nassau und Oberhessen als preußischen Besitz. Schlag auf Schlag war gefallen, und jeder siegreich und ruhmreich für die Truppen der Main-Armee.

Da wurde Vogel von Falckenstein wegen eines Zwistes mit dem Hauptquartier als Generalgouverneur nach Böhmen berufen, Manteuffel übernahm das Kommando der Main-Armee, zog 37000 Mann Verstärkungen aus Preußen und den Preußen verbündeten norddeutschen Staaten heran und jagte zunächst das Bundeskorps über die Tauber-Linie zurück. Die Hessen-Darmstädter wurden bei Wertheim, die Württemberger bei Tauber-Bischofsheim, die Badenser bei Werbach geschlagen. Nahe Würzburg vereinigte sich das Bundeskorps mit der bayrischen Armee, wurde aber am 25. Juli bei Gerchsheim wiederum geworfen und mußte mit den bei Helmstadt geschlagenen Bayern auf Würzburg zurück. Am 26. Juli zogen sich die Bayern noch einmal eine Niederlage bei Roßbrunn zu. Würzburg wurde von der Main-Armee eingeschlossen und belagert, Nürnberg vom zweiten Reservekorps unter dem Großherzog von Mecklenburg besetzt.

Da läuteten die Friedensglocken aus österreichischen Landen...

Der Friede, um den Österreich mit Frankreichs Unterstützung nachgesucht hatte, war auf Bismarcks Drängen endlich von König Wilhelm bewilligt worden. Bismarck

hatte seinen königlichen Herrn zu überzeugen gewußt, daß es besser sei, glühende Kohlen auf den Häuptern der österreichischen und deutschen Brüder zu sammeln und aus Feinden treue Freunde zu gewinnen. So kam am 26. Juli 1866 im Hauptquartier des Königs zu Nikolsburg der Friede zustande, der Österreich nur sein Mitrecht auf Schleswig-Holstein und 20 Millionen Taler Kriegsentschädigung kostete. Hingegen erkannte der Kaiser von Österreich feierlich die Auflösung des alten deutschen Bundes und die Gründung eines neuen deutschen Bundes ohne Österreich an, ferner die vom König von Preußen in Norddeutschland vorzunehmenden Neueinrichtungen und Besitzveränderungen, nämlich die Einverleibung des Königreichs Hannover, des Kurfürstentums Hessen, des Herzogtums Nassau und der freien Stadt Frankfurt in die preußische Monarchie. Das Königreich Sachsen blieb bestehen, mußte jedoch 10 Millionen Taler Kriegskosten zahlen, dem neu zu errichtenden Norddeutschen Bunde betreten und so lange die preußische Besetzung des Landes bewilligen, bis seine Armee nach der Heereseinrichtung des Norddeutschen Bundes eine völlige Neugestaltung unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen erfahren habe.

Die süddeutschen Staaten hatten, ein jeder für sich, ihren Frieden gemacht. Die edle Mäßigung, die König Wilhelm ihnen auf Bismarcks Raten zeigte, ließ sie schnell für die größeren deutschen Ziele gewinnen. Außer Abtretung eines kleinen Landstriches Orb und Gersfeld seitens Bayerns und der Landgrafschaft Hessen-Homburg seitens Hessen-Darmstadts sowie der Bewilligung von Kriegskostenentschädigungen verpflichteten sich die süddeutschen Staaten in Geheimverträgen zu Schutz- und Trutz-

bündnissen mit dem König von Preußen, dem sie im Falle eines Krieges den Oberbefehl über ihre Truppen übertrugen.

1308¾ Quadratmeilen mit 4285700 Einwohnern hatte der siegreiche Krieg Preußen eingetragen, das nunmehr von Ostpreußen bis zu den Rheinlanden eine geschlossene Ländermasse mit den herrlichen Ost- und Nordseeküsten darstellte. An der Spitze Deutschlands marschierte Preußen, das Österreichs Faust für immer aus Deutschland beseitigt hatte. Ganz Norddeutschland bis zum Main schloß sich unter Preußens Führung zu einem Norddeutschen Bunde mit einem gemeinsamen Reichstag auf Grund eines allgemeinen und gleichen Wahlrechts zusammen, mit Süddeutschland durch die Schutz- und Trutzbündnisse aufs engste verknüpft. Am 23. August wurden die Abmachungen durch den Frieden zu Prag bestätigt.

Am 30. und 31. Juli hatte König Wilhelm seine siegreiche Armee auf dem Marchfelde vor Wien noch einmal zur großen Heerschau versammelt, den Tapferen seinen königlichen Dank zu sagen. Am 4. August kehrte der greise Held, umgeben von dem Kronprinzen und dem Prinzen Friedrich Karl, dem Ministerpräsidenten Graf von Bismarck, dem Kriegsminister von Roon und dem Chef des Generalstabs von Moltke spät abends nach Berlin zurück, umwogt von den Jubelrufen der gesamten Bevölkerung.

Und die Begeisterung des Volkes durchzog nicht minder die Brust der Volksvertreter. Schon am nächsten Tage bewilligte das Abgeordnetenhaus der Regierung für die ohne Staatshaushaltsgesetz geführte Verwaltung die Indemnität.

Das aber war des Sieges Krone: Die Einheit des Königs und seines Volkes.

Der große Bau stand bis unter die Kuppel.

König Wilhelms Heldenschau.

Nicht kronengeschmückt und in schimmerndem Saal:
Im flatternden Mantel und Helm von Stahl,
Umbrüllt von Kanonen auf blutiger Au
Hält der König von Preußen Heldenschau.

Schneeweiß sein Haar, schneeweiß sein Bart,
Keiner vergißt ihn, der je ihn gewahrt.
Ragend hält er und rührt sich nicht.
König von Preußen heißt König der Pflicht.

Es kamen zur Cour drei Männer her.
He, Kürassier, du hast es schwer!
Geht's heute schief, ist dein Leben vertan!
Bismarck lächelt: Fürchten ist Wahn.

Der Nachbar sieht es, das ist der Roon,
Auf den heutigen Tag freut er lange sich schon.
Und er spricht, vom Lärmen der Schlacht umtost:
Wenn der Bismarck lächelt, dann lach' ich getrost.

Der dritte lacht nicht und spricht kein Wort,
Ihm entgeht kein Ton, er ist allerort,
Sein hagerer Körper vornüber liegt —
General von Moltke schweigt und siegt.

König Wilhelms Auge geht über sie hin.
Ein Blick auf die Drei — hoch hebt sich sein Sinn.
Und umbrüllt von Kanonen auf blutiger Au
Hält der König von Preußen Heldenschau.

Und er winkt. Tief unten braust es: Hurra.
Der Sieger von Düppel und Alsen ist da,
Prinz Friedrich Karl packt den Stier beim Horn,
Von den Ahnen hat er den Zollernzorn.

Hei, wie es tobt und blitzt und knallt.
Division Fransecky im Swieperwald!
Die Flut bricht herein, wenn der Damm zerbricht.
Fransecky blutet, doch weicht er nicht.

An den Helm hebt der König zum Gruß die Hand.
„Kinder, euch dankt das Vaterland."
Und der König winkt wieder. Ein neuer Held!
Dort stürmt der Herwarth von Bittenfeld.

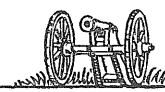
Sie kommen zur Cour, doch keiner verhehlt:
Was nützt es? Der Kronprinz von Preußen fehlt.
Mittag vorüber, in Blut und Rauch.
Schimpft nicht. Hier ist der Kronprinz auch!

Gottlob die Garde! Der Kommandeur
Hiller von Gärtringen macht sein Honneur,
Macht Königshonneur, das die Garde ehrt,
Als erster stürzt er erschossen vom Pferd.

Die Hand hebt der König an Helmesrand.
„Hiller, dir dankt das Vaterland."
Und ein anderer heischt noch den Dank zur Stund':
Prinz Anton von Zollern liegt todeswund.

Der König gibt seinem Gaul den Sporn.
Schneeweiß ist sein Haar, doch sein Platz ist vorn.
Der dort im Galopp das Gelände durchmißt,
Oberster Kriegsherr in Preußen ist.

Königgrätz, du rauschender Siegestag,
Aus Blut sprießt ein Rosen- und Lorbeerhag!
Im Herzen die Sonne, an der Wimper den Tau,
Hält der König von Preußen Heldenschau.



Preußen-Deutschland gegen Frankreich.

Niemals hat die Sehnsucht des deutschen Volkes nach seinen verlorenen Gütern aufgehört, und die Geschichte unsrer Zeit ist erfüllt von den Bestrebungen, Deutschland und dem deutschen Volke die Größe seiner Vergangenheit wieder zu erringen."

So sprach Wilhelm, König von Preußen, als er am 24. Februar 1867 im königlichen Schlosse zu Berlin den ersten Reichstag des Norddeutschen Bundes eröffnete.

Ein prophetischer Hauch umschwebte die Worte des greisen Helden. Und die Männer, die im Jahre 1848 von einer Wiedergeburt eines einigen Deutschlands unter eines Kaisers Führung vergeblich geträumt hatten, richteten in der Stille Augen und Herzen auf den aufrecht stehenden Preußenkönig, der in starken Händen das Präsidium des Bundes hielt, einen Bismarck als Bundeskanzler zur Seite, und als Bundesfeldherr bald über ein einheitlich geschultes, machtvolles Heer gebot. Schon hatte Bismarck die Südstaaten in den neuen Zollbund hineingezogen und durch das Zollparlament eine noch innigere Verbindung von Nord und Süd herbeigeführt. Schon war in den neugewonnenen Provinzen das Bewußtsein erwacht, zu einer größeren Aufgabe berufen zu sein als bisher in den engeren Grenzen. Der deutsche Gedanke, den der König bei der Eröffnung des Reichstages berührt hatte, begann wie ein flugbereiter Aar die Flügel zu recken.

Schneller als die Welt, schneller als Preußen selber es geglaubt hätte, sollte er sich zum Sonnenfluge erheben.

Der Thron des Kaisers der Franzosen krachte insgeheim in den Fugen. Die himmelstürmenden Erwartungen, mit

denen das französische Volk Napoleon III. auf seiner Bahn begleitet hatte, fanden bald ihre Erfüllung nicht mehr. Preußens Siegeszug in den Jahren 1864 und 66 hatte den politischen Quertreibereien Napoleons unerwartet einen Damm entgegengesetzt, das Fischen im Trüben, das Napoleon so meisterhaft zu üben verstand, die Bereicherung Frankreichs bei den Friedensschlüssen fremder Nationen durch Maklergebühren, scheiterte an der handfesten Diplomatie Bismarcks. Das französische Volk aber, zur Überhebung angeleitet durch seine abenteuerlichen Machthaber, wünschte Erfolge zu sehen oder — einen anderen Mann am Ruder.

Der Versuch Kaiser Napoleons, durch einen Kriegszug in Mexiko dem Ruhmbedürfnis seines Volkes genug zu tun, war kläglich gescheitert. Wohl hatten die Franzosen den zum Kaiser von Mexiko erwählten österreichischen Erzherzog Maximilian mit Waffengewalt ins Land geführt. Als sich aber das Land aufs neue erhob, diesmal die nordamerikanische Union als starke Rückendeckung, als Kaiser Maximilian der zugeschworenen Hilfe Napoleons zur Erhaltung seiner Krone, zur Erhaltung seines Kopfes bedurfte, wurde Napoleon zum Verräter und gab Maximilian preis, um seine Truppen ohne Gefahr aus dem bedrohlichen Unternehmen herauszuziehen. Die Kugel, die im Juni 1867 die Brust des standrechtlich verurteilten Kaisers Maximilian im fernen Mexiko durchbohrte, riß auch den ersten Fetzen von dem Flittermantel Napoleons.

Vergeblich hatte Napoleon gehofft, aus der Friedensvermittlung zwischen Preußen und Österreich eine Entschädigung an linksrheinischen Landen für Frankreich herauszuschlagen. König Wilhelm und sein Kanzler sagten: Nein. Vergeblich hatte der Kaiser der Franzosen den Ver-

such gemacht, durch käufliche Erwerbung von Luxemburg dem Rhein näherzukommen. Auch hier widersetzte sich Preußen, und eine von den Großmächten zu London abgehaltene Konferenz erklärte Luxemburg für neutral. Und als an Preußens Weigerung auch die Pläne Frankreichs auf Einverleibung Belgiens scheiterten, griff das kaiserliche Frankreich, um dem Volksunwillen zu begegnen und durch einen siegreichen Krieg den wankenden Thron zu stützen, zu dem verbrecherischen Mittel, Preußen selber herauszufordern.

Die Spanier hatten ihre Königin verjagt, die leichtsinnige Isabella. Sie suchten nach einem wackeren Fürsten und boten die Krone dem Prinzen Leopold von Hohenzollern, dem Sohne des Fürsten Anton von Hohenzollern-Sigmaringen an. Und sofort mischte sich Frankreich ein, ließ durch seinen Minister, den Herzog von Gramont, erklären, daß es die Thronbesteigung eines deutschen Prinzen nicht dulden werde, und beauftragte seinen Gesandten am preußischen Hofe, den Grafen Benedetti, von König Wilhelm, der in Ems zur Kur weilte, die Zurückziehung der Thronkandidatur und bündige Versprechungen für die Zukunft zu verlangen. Trotzdem nun der Prinz von Hohenzollern selber von der Kandidatur zurücktrat und damit Frankreich jeden weiteren Anlaß nahm, beharrte Frankreich bei seinen für Preußen demütigenden Forderungen. Und Benedetti belästigte auf Befehl seiner Regierung den greisen König auf der Emser Brunnenpromenade derart, daß der König ihn höflich aber entschieden von sich abwies und ihm auf das freche Verlangen, König Wilhelm solle sich wegen der Hohenzollernkandidatur bei Napoleon entschuldigen, am 13. Juli 1870 durch seinen Adjutanten sagen ließ: er habe ihm in dieser

Sache nichts mehr mitzuteilen. Eine Depesche des Königs berichtete an Bismarck über den Vorgang. Moltke und Roon waren just bei dem Kanzler zu Tisch. Und Bismarcks scharfes Auge erkannte die ungeheure Bedeutung der Stunde. Mit wenigen Strichen kürzte er die Depesche, daß ihr Ton, erst eine Chamade, wie Moltke meinte, jetzt zur Fanfare wurde, und ließ die Depesche in ganz Deutschland veröffentlichen. Da jubelte ganz Deutschland dem greisen Preußenkönig zu, der so männlich französischer Anmaßung die Wege gewiesen hatte, und von der Woge patriotischer Begeisterung getragen, kehrte König Wilhelm nach Berlin heim, befahl er in der Nacht zum 16. Juli die Mobilmachung der gesamten Armee des Norddeutschen Bundes, berief er den Reichstag zur Bewilligung der Mittel ein und erhielt während der Reichstagseröffnung am 19. Juli die amtliche Kriegserklärung Frankreichs.

Die Machthaber Frankreichs sahen keinen anderen Ausweg mehr, den kaiserlichen Thron zu halten. Der Minister des Auswärtigen, Herzog von Gramont, peitschte den französischen Senat in den Kriegstaumel hinein; Ministerpräsident Ollivier übernahm „leichten Herzens" die Verantwortung für den Spaziergang nach Berlin; Kriegsminister Leboeuf erklärte, Frankreich sei erzbereit und brauche, selbst wenn der Krieg ein Jahr und länger dauere, keinen Knopf zu kaufen. Das berauschte Volk aber zog durch die Straßen und brüllte: à Berlin, à Berlin!

Fest und besonnen, aber von der hohen Begeisterung des ganzen Volkes durchglüht, nahm Preußen den hingeschleuderten Fehdehandschuh auf. Und schon erlitten die Franzosen die erste moralische Niederlage. Die Fürsten Süddeutschlands, von Napoleon mit Sicherheit als Bundes-

genossen betrachtet, erkannten wie ihre Völker die große deutsche Stunde, und der König von Bayern, der König von Württemberg und der Großherzog von Baden unterstellten ihre Armeekorps dem preußischen Oberbefehl. Ganz Deutschland zog in den Krieg. Für ein Vaterland. Und das Kriegslied aller deutschen Streiter aus Nord und Süd, Ost und West: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall", es sang und klang durch alle deutschen Gaue:

„Lieb Vaterland magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

Deutschland, das vielzerrissene, war einig geworden.

Der 73jährige König Wilhelm übernahm, Moltke neben sich, den Oberbefehl über die deutschen Armeen, die sofort gebildet wurden. Die erste Armee, bestehend aus dem VII. Armeekorps Westfalen und dem VIII. Armeekorps Rheinländer, sammelte sich unter dem Kommando des Generals von Steinmetz zunächst in einer Stärke von 53000 Mann in Koblenz. Die II. Armee unter dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl sammelte sich, 134000 Mann stark, bei Mainz. Sie bestand aus dem Gardekorps, dem III. Armeekorps Brandenburger, dem IV. Armeekorps Sachsen, dem IX. Armeekorps Schleswig-Holsteiner und Hessen, dem X. Armeekorps Hannoveraner, Braunschweiger und Oldenburger und dem XII. königlich sächsischen Korps. Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen aber führte die dritte Armee, die Süddeutschen, die sich bei Mannheim sammelten, das I. und II. bayrische Armeekorps, die württembergische und die badische Division, dazu das XI. Armeekorps Hessen-Nassauer und Thüringer und das V. Armeekorps Posener und Schlesier, zusammen 130000 Mann.

Napoleon stand mit seiner Rheinarmee bei Metz und Saarbrücken, der Marschall MacMahon mit einem Heere im Elsaß. Die Gesamtstärke dieser Streitkräfte, über die der Kaiser den Oberbefehl führte, betrug 238000 Mann. Eine große Reservearmee bildete sich im Lager von Chalons.

Am 31. Juli 1870 begab sich König Wilhelm, von seinen Paladinen Bismarck, Moltke und Roon umgeben und getragen von der Liebe seines ganzen Volkes, von Berlin aus zum Kriegsschauplatz. Die Würfel fielen.

Graf Zeppelin war's, württembergischer Hauptmann, der am 24. Juli mit drei badischen Offizieren und drei Dragonern den ersten verwegenen Rekognoszierungsritt in Feindesland unternahm, wie ein Sturmwind die französische Festung Lauterburg zum einen Tor hinein, zum anderen hinaus, durchfuhr und, während auf dem Weiterritt von seiner kleinen Schar Leutnant Winsloe als erster Toter des Krieges fiel und die übrigen verwundet und gefangen genommen wurden, als Einziger glücklich und mit wichtigen Erkundigungen heimkehrte.

Der Kaiser Napoleon befand sich mit seinem 14jährigen Sohne Lulu beim Heere in Metz. Den Vorsprung, den er hatte, konnte er nicht nützen, und der Rhein konnte nicht im Siegeszuge vor dem Herannahen der deutschen Heere überschritten werden, denn jäh stellte es sich heraus, daß die Armee nicht erzbereit sei und ein heilloser Schlendrian in der Verwaltung herrsche. Das französische Korps Frossard stand bei Saarbrücken, das nur eine Besatzung von drei Schwadronen Ulanen und einem Bataillon Infanterie unter dem Befehle des Oberstleutnants von Pestel besaß. Die 900 Preußen aber, bald hier, bald dort auftauchend, hielten den Feind in der Täuschung, als seien hier ganze Divisionen aufmarschiert, und Napoleon, der endlich einen

Sieg nach Paris melden mußte, ließ 30000 Mann gegen die Neunhundert vorgehen und schlug am 2. August die „Schlacht bei Saarbrücken". 20 feindliche Geschütze donnerten, und Prinz Lulu bediente eigenhändig eine Mitrailleuse. Die Neunhundert aber hielten sich tapfer und vergnügt, bis sie sich ohne nennenswerten Verlust aus ihren zerstreuten Stellungen hinauswinden konnten. Paris jubelte über den herrlichen Sieg, Metz wurde illuminiert.

Nun aber eröffnete der Kronprinz von Preußen den Feldzug. Am 4. August überschritten seine Truppen bei Landau und Germersheim die französische Grenze und trafen am selben Tage bei Weißenburg auf den Feind. Bei Weißenburg und auf dem 700 Fuß hohen Geisberg stand der französische General Abel Douay von Mac Mahons Armee mit seiner Division in stark befestigter Stellung als Bewachung des Vogesenpasses. Die Bayern griffen an und warfen sich auf die Stadt. Regimenter vom V. und XI. preußischen Korps gingen zum Sturm gegen den Geisberg vor, nahmen unter Blut und Wunden die beherrschende Stellung und trieben die Franzosen in zügelloser Flucht vor sich her. General Douay fiel zu Tode getroffen. Tausend Turkos ergaben sich. Die Bayern aber, von den Preußen unterstützt, hatten inzwischen nicht lange gefackelt, die Tore Weißenburgs durch Artillerie zusammengeschossen und von beiden Seiten die Stadt erstürmt. Blutig war der Tag erkauft, aber das Einfallstor nach Frankreich war eingestoßen.

Schleunigst eilte Mac Mahon mit 50000 Mann herbei, dem Kronprinzen die Gebirgsübergänge zu verlegen. Bei Wörth kam es am Morgen des 6. August zwischen den französischen Vorposten und den Vorposten des V. Korps unter General von Kirchbach zu einem Gefecht. Das

Oberkommando hatte für diesen Tag keine Schlacht vorgesehen. Das II. bayrische Korps unter General von Hartmann aber vernahm auf dem anderen Flügel die Schüsse, griff ein und stand bald im vollen Kampfe. Das XI. Korps unter General von Bose eilte zur Hilfe. Und nun befahl auch General von Kirchbach das V. Korps zum Angriff. Aus einem Vorpostenscharmützel war eine der gewaltigsten Schlachten entbrannt.

Um die Mittagsstunde übernahm der preußische Kronprinz die Leitung. Die Kanonen donnerten, die Mitrailleusen heulten. Dann nahmen Regimenter vom V. Korps in erbittertem Kampfe Wörth, wandten und warfen sich auf Fröschweiler. Schon hatte das XI. Korps unter General von Bose Elsaßhausen erobert, als Mac Mahon der Kavalleriebrigade Michel den Befehl gab, die Preußen zusammenzureiten. In Karriere brausen die herrlichen Kürassiere heran, Mann für Mann ein Braver. Links und rechts auf den Wegen nimmt preußische Infanterie todesruhig sie in Empfang. Jetzt ist die blitzende Reiterschar heran, den Säbel geschwungen — Kommandoworte, Schnellfeuer, und in blutigen Klumpen und Massen wälzen sich Reiter und Tiere.

Jetzt wirft sich auch General von Bose von Elsaßhausen aus auf das von Mac Mahon wütend verteidigte Fröschweiler. Zweimal wird der General verwundet. Nun aber packen von drei Seiten Preußen und Württemberger den Feind. Ein kurzes, wildes Ringen. Ein letztes Aufbegehren. Die Schlacht ist zu Ende. Von sich werfen die Franzosen Waffen und Uniformen, stürzen fliehend auf alle Straßen, reißen mit, was noch kampffähig ist, schlagen ihre Offiziere zu Boden, jagen wie irrsinnig von dannen, verfolgt von preußischer und württembergischer Reiterei.

12 000 Tote und Verwundete ließen die Franzosen auf dem Schlachtfeld. 200 Offiziere und 6000 Mann wurden zu Gefangenen gemacht, 2 Adler und 4 Turkofahnen, 30 Geschütze und 5 Mitrailleusen erbeutet. Aber der Sieg hatte auch erkauft werden müssen mit einem Verlust von 489 Offizieren und 10 153 Mann an Toten und Verwundeten.

Es war die erste offene Feldschlacht, die die Franzosen seit 1815 verloren hatten. Die Einzugsstraße nach Frankreich lag offen.

Und am selben Tage, am 6. August, erfochten preußische Truppen bei Spichern einen heldenmütigen Sieg.

Vor der Stadt Saarbrücken heben sich steil die Spicherner Höhen, die das französische Korps Frossard besetzt hielt. Gerade hatte Kaiser Napoleon dem Korps den Befehl zukommen lassen, zur Stärkung der Mac Mahonschen Truppen abzurücken, als die Avantgarde der Steinmetzschen Armee bei Saarbrücken eintraf und General von Kamecke sich sofort in einen Kampf verwickelt sah. Das mörderische Feuer, das die Franzosen vom Spicherner Berge aus vernichtend unterhielten, mußte zum Schweigen gebracht werden. Mit Todesverachtung gehen die 74er und 39er vor. Stürmend und springend, kletternd und kriechend geht es bergauf. General von François führt, feuert an, stürmt an der Spitze den Berg. Von 5 Kugeln durchbohrt, bricht der Held tot zusammen. Aber die Seinen sind oben. Sein letzter Blick sieht den Sieg. Die preußische Infanterie wirft sich in den Wald, hält den vorrückenden Feind ab, bis Verstärkungen heran sind, bis die Artillerie das schier Unglaubliche geleistet hat, Batterien auf den Berggrat hinaufzubringen. Heldentaten reihen sich an Heldentaten. Die doppelte Übermacht der Franzosen mit ihrer dreifach überlegenen Artillerie wird Schritt für Schritt geworfen, aus

einer Stellung geworfen, die eine uneinnehmbare Festung darstellt. Die Nacht sinkt herab. Und als der Morgen graut, wälzt sich schon in weiter Ferne die tolle Franzosenflucht. 850 Tote begraben die Preußen, 4000 Verwundete zählen sie. Nur 320 Tote hinterließ der Feind, 1660 Verwundete verlor er, aber 2100 Gefangene, sein Lager und große Armeevorräte. Preußische Tapferkeit und Disziplin hatten sich glanzvoll bewährt.

Durch Lügennachrichten war die französische Bevölkerung bisher getäuscht worden. Die schweren Niederlagen von Weißenburg, Wörth und Spichern ließen sich nicht verheimlichen. In Paris begann es zu gären. Und die Regierung griff, um sich die Gunst des Pöbels zu sichern, zu einer neuen schandbaren Maßregel: sie trieb die in Frankreich ansässigen Deutschen zum Lande hinaus, brave Arbeiterfamilien und Gewerbetreibende, 60 000 an Kopfzahl, die alles verloren.

Die drei deutschen Armeen standen in Frankreich. Die badische Division unter General von Werder zweigte ab, marschierte auf Straßburg und schloß einen festen Belagerungsring um die Stadt. Für die anderen Armeen galt es, mit Aufbietung aller Kräfte Metz zu erreichen und das Heer Bazaines am Abmarsch nach der Maas und seiner Vereinigung mit dem Heere Mac Mahons zu hindern. Napoleon befand sich bei Bazaine, auf den er, dem Drucke der Volksstimmung nachgebend, den Oberbefehl übertragen hatte. Und Bazaine versuchte, zu entweichen.

Mit unzureichenden Truppen erst war General von Steinmetz heran. Trotzdem schritt er am 14. August zum Angriff auf die abmarschierenden französischen Korps und zwang sie, kehrt zu machen und ins Gefecht zu treten. Alles hing davon ab, sie für einen oder zwei Tage fest-

zuhalten, bis Prinz Friedrich Karl und der Kronprinz ihre Armeen herangebracht hätten.

Bei Colombey-Nouilly entbrannte am Nachmittage der Kampf. Aus kleinen Anfängen heraus entwickelte sich das Gefecht zu einer weitgreifenden Schlacht. Immer mehr Truppen mußte Bazaine ins Feuer senden, um die anstürmenden Preußen abzuschütteln, sein Abmarsch war gehemmt, bis unter die Mauern von Metz mußten seine Truppen zurück. Manteuffels Korps griff ein und gab den Ausschlag. Die Deutschen behaupteten am Abend das leichenübersäte Schlachtfeld.

Steinmetz und Manteuffel schüttelten sich die Hände. Betrugen ihre Verluste an Toten und Verwundeten auch 222 Offiziere und 4684 Mann gegen 200 französische Offiziere und 3408 Mann: das Ziel war erreicht, Bazaine klebte noch an Metz.

Einen Tag zwar nur. Aber dieser eine Tag brachte die Armee des Prinzen Friedrich Karl näher heran.

Am 15. August hatten die Franzosen ihren Marsch nach Chalons aufs neue angetreten. Am 16. August verließ der Kaiser Napoleon das Heer, um ihm vorauszueilen. Und am selben Tage packten die ersten Truppen des Prinzen Friedrich Karl bei Vionville und Mars la Tour Bazaine in der Flanke. Der blutige Tanz begann.

Die Divisionen von Stülpnagel und von Buddenbrock griffen an. Nie schlugen sich die Brandenburger bewunderungswürdiger als an diesem Tage. Sechs Stunden lang kämpften sie wie die Rasenden, um die Schlacht aufzuhalten, um den Nachrückenden Zeit zu schaffen. Da fährt die französische Artillerie auf und speit Tod und Verderben in die Reihen der Wackeren. Der Korpskommandeur Konstantin von Alvensleben faßt seinen Ent-

schluß. Ein Opfer muß gebracht werden, um größere Gefahr abzuwenden. Und wäre es nur für Minuten, das feindliche Artilleriefeuer muß zum Schweigen gebracht werden, damit die Infanterie wieder zu Atem kommen kann. Und die Brigade Bredow erhält den Befehl, in den Feuerschlund hineinzureiten, ihn zu stopfen.

800 Halberstädter Kürassiere und altmärkische Ulanen, geführt von ihren Majoren Graf Schmettow und von der Dollen, reiten schweigend an. Jäh geben die Führer das Zeichen. Und in brausendem Galopp durchbrechen die Reiter die Linie der französischen Infanterie, durchstürmen die feindlichen Batterien, hauen die Kanoniere zusammen, brausen in die zweite Linie hinein, geraten zu weit, werden von der Masse der feindlichen Kavallerie überfallen, lassen die Hälfte ihrer Leute mit Major von der Dollen auf dem Platze und bahnen sich mit der blanken Klinge den Rückweg. Im Todesritt führt Schmettow den Rest zurück. Ein Major wirft sich auf ihn. Er haut ihn mit preußischem Hieb für ewig vom Sattel. Trompeter her! Blast, blast! Die Trompete versagte. Eine Kugel hatte sie durchlöchert.

Aber die Spanne Zeit hatte genügt, Hilfe herbeizuschaffen. Im Galopp sprengte Prinz Friedrich Karl heran und übernahm den Oberbefehl. Die Regimenter werden, wie sie auf dem Kampfplatze anlangen, den tapferen Brandenburgern zur Hilfe geschickt. Durch Granaten und Mitrailleusenhagel geht es hindurch. Offiziere und Mannschaften stürzen haufenweise. Heldenmütig harrt die Infanterie aus gegen die schier erdrückende Übermacht. Noch einmal muß Reiterei Luft schaffen. Oberst von Auerswald führt die ersten Gardedragoner vor. Hinter ihrem Obersten her jagen sie vor Mars la Tour in die feindliche Infanterie hinein, verwirren sie, bringen die Schlacht zum

Stehen, nicht um ihr Leben, um das Leben der Kameraden fechtend. Die Offiziere sind bis auf wenige gefallen. Jetzt erhält auch Oberst von Auerswald den tödlichen Schuß. Der Rest seines Regimentes schließt einen Kreis um ihn. Mit letzter Kraft hebt sich der Oberst in den Bügeln, öffnet den Mund, jauchzt es hinaus: „Gardedragoner — es lebe der König!"

Die gesamte französische Kavallerie sammelt sich zu einem Angriff auf die gesamte preußische Reiterei, Gardedragoner und Dragoner, Kürassiere, Ulanen und Husaren, die in jubilierender Reiterlust vorstürmen. 6000 Gäule wirbeln durcheinander. Die Trompeten schreien. Fluch erschallt und wildes Lachen. Die Hiebe pfeifen, und die Ulanenlanzen krachen zwischen den Rippen. Eine einzige Staubwolke erfüllt die Luft, und als sie sich löst, jagt die französische Kavallerie in aufgelöster Flucht zurück, reitet die eigene Infanterie nieder, rettet sich weit ab hinter den sichernden Linien.

Der Abend bricht herein. Den letzten Stoß ordnet Prinz Friedrich Karl an mit Artillerie und Infanterie, die in der Dunkelheit den letzten Feind verjagen. Die preußischen Wachtfeuer lodern auf auf dem blutigen Feld. Zum Appell wird geblasen, und die Rosse der Gefallenen ziehen heran, als trügen sie noch ihre Reiter. Mehr als 17000 Tote und Verwundete kostete die Preußen der gewaltige Schlachtentag, mehr als 18000 die Franzosen. Das brandenburgische Korps, ruhmgekrönt, verlor allein 310 Offiziere und 6700 Mann.

✧ ✧ ✧

Bazaine hatte die Verbindung mit Chalons und der Armee Mac Mahons nicht erreichen können. Näher auf Metz zurückgedrängt, auf dem Plateau zwischen St. Pri-

vat und Gravelotte, nahm er am 18. August mit seinen 150000 Streitern eine Defensivstellung ein.

Den Oberbefehl über die vereinigten Korps der I. und II. Armee hatte König Wilhelm selber übernommen.

Prinz Friedrich Karl und Steinmetz waren zur Stelle, auch Bismarck und Moltke befanden sich beim Könige. Da die Heeresleitung vermutete, die Franzosen würden nach Westen abmarschieren, so hatten die Korps dahingehende Marschbefehle erhalten, die gegen Mittag unerwartet abgeändert werden mußten und die Deutschen in eine Front brachten, die sie zwang, Feindesland im Rücken zu kämpfen. Der Angriff der Deutschen erfolgte zu früh, bevor die einzelnen Korps ihre Umgehungsmärsche ausgeführt hatten. Mittags 12 Uhr war das IX. Korps bei dem Gehölz von Vernéville auf den Feind gestoßen und hatte den Kampf begonnen.

Er begann verlustreich. Die Franzosen lagen trefflich gedeckt in den Pachthöfen und nahmen die Anrückenden unter mörderisches Feuer. Die Hessen-Darmstädter eilten zur Hilfe. Doch die Schlacht wollte nicht vorrücken, trotzdem General von Manstein seine ganze Artillerie auffahren ließ. Die Artillerie des III. Korps konnte herangebracht werden. Bis 5 Uhr nachmittags wütete der Kampf, der Tausenden das Leben kostete, hier im Zentrum des Schlachtfeldes, bis die französische Artillerie zum Schweigen gebracht war.

Auf dem rechten Flügel hatte inzwischen General von Göben dem VIII. Korps bei Gravelotte den Befehl zum Vorrücken gegeben. Vom VII. Korps war die Artillerie hinzugezogen worden, aber das gewaltige Feuer war dennoch nicht imstande, das Übergewicht der feindlichen Infanterie zu brechen, die in der Farm St. Hubert wie in

einer Festung saß und jeden Fuß breit Boden blutig bestritt. Hier fiel erst am Abend die Entscheidung, als Franseckys mit seinen Pommern anlangte. Seit der zweiten Morgenstunde war das pommersche Korps auf dem Marsch. Um 7 Uhr abends trifft es auf dem Schlachtfeld ein. König Wilhelm gibt den Befehl zum Angriff. Franseckys, Steinmetz, selbst Moltke führt. In die Finsternis hinein geht es mit Hurra. Die Pommern stürmen in den Kugelregen hinein, nehmen die Höhen, und mit den Truppen des VIII. und VII. Korps gemeinsam beginnt mit dem Bajonett die Säuberung, beginnt das Zurücktreiben der Franzosen bis unter die Mauern von Metz.

Auf einer Anhöhe bei Gravelotte harrt der greise König. Über einen toten Grauschimmel und eine alte Wage hat man eine Leiter gelegt. Das ist der Sitz des königlichen Heerführers, über den die Kugeln pfeifen. Aus seiner Umgebung hervor ragt die Reckengestalt Bismarcks. Acht Uhr abends ist es, und das Schweigen der Erwartung herrscht. Da, endlich, kehrt General von Moltke von den braven Pommern heim: „Majestät, der Sieg ist unser, der Feind zieht sich zurück."

Doch die Entscheidung des Tages fiel bei Roncourt und St. Privat.

Sachsen und preußische Garde fochten hier Schulter an Schulter und nahmen das heiß verteidigte Dorf St. Marie. Doch um den Sieg zu gewinnen, mußte Roncourt genommen werden. Kronprinz Albert von Sachsen ordnete für sein sächsisches Korps den Umgehungsmarsch an. Bis dahin hatte die Garde Befehl des Prinzen Friedrich Karl, abzuwarten. Prinz August von Württemberg jedoch, der Kommandeur der Garde, glaubte inzwischen das von den Feinden stark befestigte Dorf St. Privat nehmen zu

können und ließ seine Truppen vorgehen. Furchtbar wurden sie empfangen. Über eine offenliegende Fläche müssen sie hinweg, von einem Hagel von Geschossen begrüßt. Vorwärts ächzen die Braven. Die Kugeln reißen die Offiziere nieder, zerschmettern tausende von Leibern. An Zurück ist nicht mehr zu denken. Vorwärts muß es und geht es. Dicht vor St. Privat wühlen sie sich in den Boden, und über sie hinweg feuert ihre Artillerie. Stundenlang liegen sie, und links und rechts tun die Kameraden den letzten Schrei. Schon ist es 7 Uhr abends, und noch immer wütet der Tod in den Reihen der Ausharrenden. Da — endlich — stürmen die Sachsen von der Flanke. Roncourt haben sie genommen. Und durch den wütenden Kugelhagel geht es, wild angefeuert von den Offizieren, vorwärts auf St. Privat. Da springt auch die Garde auf und schüttelt alle Ermattung von sich. In rasendem Zorn werfen sich Preußen und Sachsen auf die todbringenden Stellungen, hinein ins Dorf mit Kolben und Bajonett. Die Artillerie schießt das Dorf in Brand. Aus den Häusern werden die Franzosen gerissen und zu Gefangenen gemacht. Es wird Nacht. Die große Schlacht von Gravelotte ist auf allen Punkten blutig gewonnen.

In einem Bauernhause von Rezonville hatte König Wilhelm, angekleidet und mit seinem Mantel bedeckt, die Nacht zugebracht. Der nächste Morgen erst ließ die ganze Tragweite des Sieges von Gravelotte überblicken: Die Sprengung der französischen Kriegsmacht, die Einschließung des Bazaineschen Heeres in der Festung Metz. Mit ungeheuren Menschenopfern zwar war der gewaltige Sieg durch die festungsähnlichen Stellungen der Franzosen erkauft. An 19000 Tote und Verwundete kamen auf die deutschen Streiter, davon allein auf das Gardekorps

307 Offiziere und 7923 Mann; auf die Franzosen 13000 Mann und 2500 Gefangene. Aber zusammen geflossen war das Blut der deutschen Stammesbrüder, wie es bei Weißenburg und Wörth zusammen geflossen war, und bildete einen Kitt, stärker als alle Verträge und Unterschriften.

Nun galt es, Mac Mahon zu fassen, der im Lager von Chalons über eine Armee von 130000 Mann verfügte. Während Prinz Friedrich Karl mit dem größten Teil der ersten und zweiten Armee, mit dem aus Deutschland frisch herbeigeführten XIII. Armeekorps unter dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und der anrückenden 3. Reservedivision Kummer unverweilt daran ging, Metz mit einem ehernen Gürtel zu umschließen, marschierte der Kronprinz von Preußen mit der III. Armee und der Kronprinz von Sachsen mit der neugebildeten IV. oder Maas-Armee — Gardekorps, 4. und 12. Korps, 5. und 6. Kavalleriedivision — in der Richtung auf Paris. Da vernahm man am 25. August im königlichen Hauptquartier die schier unglaubliche Kunde, daß Mac Mahon nicht zur Deckung der Hauptstadt, sondern in der Richtung Rheims abmarschiert sei, um die Entsetzung Bazaines zu versuchen. Die Kaiserin als Regentin hatte auf Drängen des Volkes den Befehl erteilt. Der Kaiser, krank und verachtet von seinen eigenen Soldaten, befand sich wie ein Flüchtling bei irgendeinem Truppenteil.

In der Nacht noch befahl König Wilhelm die Rechtsschwenkung der gesamten Armee gegen die Maas, um Mac Mahon abzuschneiden, und die schwierige Bewegung wurde trotz des schlechten Berggeländes mit der Schnelligkeit eines wilden Jagdzuges durchgeführt. Die Maas-Armee unter dem Kronprinzen von Sachsen war am dichtesten an Mac Mahon heran. Ihre Avantgarde erhielt

am 29. August Fühlung mit dem Feind und warf ihn bei Nouart von seiner Marschrichtung. Am 30. August erfolgte der Angriff bei Beaumont. Noch saßen die Franzosen ruhig um ihre Feldkessel bei der Mahlzeit, als das IV. Korps ihnen mit einem Kugelhagel die Suppe würzte. Zu den Waffen griffen die Überraschten, rückten vor, wurden zurückgeworfen. Im Handgemenge wurden die Lager erobert, wurde Beaumont genommen. Links stürmten die Bayern die heiß verteidigten Gehöfte, rechts eilten die Sachsen unter blutigen Kämpfen auf der Straße nach Mouzon dahin und jagten den Feind von Metz ab. Die Franzosen warfen sich auf die Festung Sedan. Ihre ganze Bagage, 42 Geschütze und an 3000 Gefangene wurden ihnen genommen, und 1800 Tote und Verwundete zählten sie gegen 3500 Tote und Verwundete der Deutschen.

Es war nur der Auftakt zu dem ungeheuren Ringkampf des 1. September. In Eilmärschen war die Armee des Kronprinzen von Preußen herangerückt. Die Umklammerung Sedans begann.

Noch war die Sonne nicht aufgegangen, als die Bayern lautlos die Maas überschritten und sich auf das Dorf Bazeilles warfen. Ein grausenerregender Kampf begann. Jedes Haus verwandelten die Franzosen in eine Festung, die einzeln genommen werden mußte. Die ganze Bevölkerung wurde vom Blutrausch ergriffen. Männer, Weiber und Kinder nahmen am Kampfe teil, fielen den wild kämpfenden Bayern in den Rücken, erschlugen ihre Verwundeten. Die Sachsen eilten zur Hilfe. Nach stundenlangem Ringen wurden die Dörfer an der Givonne genommen, Bazeilles erstürmt und verbrannt, die Einwohner, die mit den Waffen in der Hand ergriffen wurden, von den erbitterten Bayern standrechtlich erschossen.

Bei Daigny kämpften die Sachsen, bis das Gardekorps heran war. Da ging das Niederwerfen des Feindes schneller.

Aber die Franzosen fochten jetzt mit neuer Begeisterung. Mac Mahon war in der Frühe durch einen Granatsplitter so schwer verletzt worden, daß er den Oberbefehl an General von Wimpffen abtreten mußte, der eben frisch aus Algier eingetroffen war. Dieser aus deutschem Blute stammende Soldat wußte die Truppen noch einmal zu entflammen. Aber alle Tapferkeit zerschellte an dem immer mehr sich schließenden eisernen Ring.

Auf einer Höhe von Frenois hielt König Wilhelm und übersah das Schlachtfeld. Auf der Anhöhe bei Donchery hielt der Kronprinz und sein Berater und Kriegsgefährte, der Generalstabschef von Blumenthal. Jetzt gibt er dem V. und XI. Korps Befehl, den Feind im Rücken zu fassen. Ein betäubendes Artilleriefeuer hebt an, und schon beginnen französische Scharen in die Festung zu flüchten und in den Wald von La Garenne. Noch versuchen tapfere Regimenter Floing und das Plateau von Illy zu halten. General Margueritte will ihnen mit der französischen Reiterei Luft machen. Er hebt den Degen. Er öffnet den Mund zum hellen Angriffsbefehl. Lallend kommt das Wort. Eine Kugel hat ihm den Mund zerschmettert. Gallifet, der schneidige Reitergeneral, nimmt das Kommando auf. An der Spitze von 5 Reiterregimentern wirft er sich auf die preußische Infanterie, die ihn mit Schnellfeuer empfängt, auf die Artillerie, die mit Kolben und Wischer den Gäulen auf die Köpfe donnert. Gallifet fragt nicht danach. Attackieren läßt er, bis das Feld von seinen Reitern blutig bedeckt ist. Dann erst jagt er von dannen. Ein Held.

Alle Höhen sind von deutscher Artillerie besetzt. Unter verheerendes Kreuzfeuer wird der Feind genommen. Die Sachsen dringen von Daigny aus vor, das Gardekorps erreicht den Wald von La Garenne. Hier sind alle Schrecken der Hölle entfesselt. Vollgepackt von Franzosen ist das Gehölz, und die deutschen Granaten schmettern hinein, fahren aus der Höhe hinab, scheinen aus der Tiefe zu kommen, verwandeln den Wald in einen Haufen von Baumästen und menschlichen Gliedern, in ein Massengrab, bis die Garde die letzten Tausende gefangen nimmt.

Der eiserne Ring schließt sich. Die Garde reicht dem V. Korps die Hand. Es ist 3 Uhr nachmittags.

Und nun schlagen die Geschosse in den von allen Straßen abgesperrten Feind, der sich in dichten Knäueln in die kleine Festung Sedan hineinflüchtet. Da reitet auch der französische Kaiser, der einsam den Tod suchte, der ihn verschmähte, gebrochen durch das Tor.

General von Wimpffen tut einen Verzweiflungsschritt. Er fordert Napoleon auf, sich an die Spitze der Truppen zu stellen und, koste es, was es wolle, nach Metz durchzubrechen. Napoleon aber will um seinetwillen kein Morden mehr, und Wimpffen wirft sich auf eigene Faust an der Spitze zusammengeraffter Truppen noch einmal zum Tore hinaus, auf die Bayern bei Balan, todesmutig. Da schlagen die ersten deutschen Granaten zündend in die unglückliche Festung.

Wimpffen mußte zurück, dem Unheil steuern. Die erste weiße Fahne, die Kaiser Napoleon hatte hissen lassen, war von seinen empörten Offizieren wieder heruntergerissen worden. Jetzt aber wurde sie aufs neue hochgezogen, um Stadt und Heer vor gänzlicher Vernichtung zu bewahren. Schon schlugen schaurig aus Sedan Flammen empor.

Sofort befahl König Wilhelm, das Feuer einzustellen. Den Oberstleutnant von Bronsart entsandte er als Parlamentär, die Übergabe der Festung und der Armee zu verlangen. Noch ahnte kein Mensch im deutschen Heere die Anwesenheit Napoleons. Da stand Bronsart zu seinem Staunen vor dem müden Kaiser, der ihn wegen der Kapitulationsbedingungen an Wimpffen verwies, da er den Oberbefehl nicht mehr führe. Und Napoleon entsandte seinen Generaladjutanten Reille mit einem Brief an König Wilhelm.

Überwältigend war der Eindruck, den die Nachricht von Napoleons Anwesenheit auf den König, den Kronprinzen und die ganze Umgebung machte. Auf der Höhe von Frenois erhielt König Wilhelm durch General Reille den Brief des Kaisers. Er wog ihn in der Hand und sagte ernst: „Aber ich verlange als erste Bedingung, daß die Armee die Waffen niederlegt." Und er las:

„Nachdem es mir nicht vergönnt war, an der Spitze meiner Truppen zu sterben, lege ich meinen Degen in die Hände Ew. Majestät..."

Auf ein Blatt Papier, dem eine Husarentasche als Unterlage diente, schrieb der König die Antwort nieder:

„Indem ich die Umstände, unter denen wir uns begegnen, bedauere, nehme ich den Degen Ew. Majestät an und bitte Sie, einen Ihrer Offiziere zu bevollmächtigen, um über die Kapitulation der Armee zu verhandeln, welche sich unter Ihren Befehlen so tapfer geschlagen hat. Meinerseits habe ich den General von Moltke hierzu bestimmt."

Langsam ritt General Reille nach Sedan zurück. König Wilhelm aber wandte sich um und zog den Kronprinzen fest in seine Arme.

Und plötzlich wußten es die Truppen. Wie ein Lauffeuer ging die Kunde von Regiment zu Regiment. Und ein einziges, wachsendes, das ganze weite Schlachtfeld erfüllendes Hurra durchbrauste die Lüfte, und als es endlich schwieg, erscholl die Musik, von Biwak zu Biwak: „Nun danket alle Gott."

Von den Truppen begeistert begrüßt, fuhr der siegreiche alte König zu seinem Nachtquartier in Vendresse. Die Soldaten hatten eine Illumination hergerichtet. Mit Lichtern in der Hand standen sie längs des Weges, und aus ihren Kriegerkehlen drang die Nationalhymne, wie sie der greise Held nimmer so schön vernommen hatte.

In der Nacht noch trafen sich Moltke und Bismarck mit General von Wimpffen in einem Zimmer zu Donchery. Mit allem Stolze drang Wimpffen auf die Entlassung seiner Armee, Moltke und Bismarck aber beharrten auf Kriegsgefangenschaft. Man trennte sich ohne Ergebnis, und Moltke kündete an, daß, falls bis zum Morgen 9 Uhr die Kapitulation nicht eine vollzogene Tatsache sei, das Bombardement auf die Stadt eröffnet würde.

Morgens 5 Uhr wurde Bismarck aus dem Schlafe geweckt. Er vernahm die Meldung, daß Kaiser Napoleon Sedan verlassen habe und im Wagen Donchery nahe, stieg in Mütze und Felduniform zu Pferde und trabte dem Kaiser entgegen. Am Wagen des Kaisers sprang er aus dem Sattel, und als Napoleon sein Käppi lüftete, zog auch er die Feldmütze.

Ein armselig Weberhäuschen stand am Wege. Der Kaiser schritt hinein und nahm auf einem Binsenstuhle Platz, ihm gegenüber Bismarck. Leise ging das Gespräch... Moltke aber eilte zum Könige, der auf der Höhe von Frenois hielt, und eilte zurück zum naheliegenden Schlößchen Bellevue, wo endlich, 10 Uhr morgens, auch Wimpffen

erschienen war, die Kapitulationsbedingungen zu unterzeichnen.

König Wilhelm empfing die Urkunde im Kreise der deutschen Fürsten. Tief bewegt dankte er ihnen und den Süddeutschen zumal für ihren Beistand und fuhr mittags 1 Uhr nach dem Schlößchen Bellevue, wohin sich Napoleon, von einer Ehreneskorte begleitet, inzwischen begeben hatte. Der Kaiser kam dem Könige entgegen. Hinter beiden schloß der Kronprinz voller Rücksichtnahme die Tür...

Der Kaiser konnte nur sich selber ergeben, da die Regentschaft in Paris die Zügel führte. König Wilhelm wies ihm Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalt an. Schon einmal hatte hier ein Bonaparte residiert, Jérôme, der lustige König von Westfalen.

Unter Wimpffen aber gab sich die gesamte in Sedan eingeschlossene Armee kriegsgefangen. Lediglich die Offiziere, die ihr Ehrenwort gaben, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland zu fechten, durften in ihre Heimat zurückkehren. Die entwaffnete Armee wurde nach Deutschland überführt. 83000 Mann wurden aus Sedan herausgeführt, 25000 waren während der Schlacht zu Gefangenen gemacht worden, und 14000 Verwundete kamen hinzu. In Summa 122000 Mann kriegsgefangen. 419 Feldgeschütze und Mitrailleusen, 139 Festungsgeschütze, 10000 Pferde und viel Kriegsmaterial fielen dem Sieger zu. Gegen den französischen Verlust an Toten und Verwundeten — 17000 — betrug der Verlust der Deutschen an Toten und Verwundeten 8900.

„Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!"

So lauteten die Schlußworte des Telegramms, das König Wilhelm am 2. September an die Königin Augusta nach Berlin richtete.

Den deutschen Fürsten aber dankte König Wilhelm noch einmal besonders im Hauptquartier, und beim Mittagsmahle erhob er sein Glas und sprach:

„Wir müssen heute aus Dankbarkeit auf das Wohl meiner braven Armee trinken. Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft, Sie, General von Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf von Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht. Lassen Sie uns also auf das Wohl der Armee, der drei von mir Genannten und jedes Einzelnen unter den Anwesenden trinken, der nach seinen Kräften zu den bisherigen Erfolgen beigetragen hat."

Schon am 4. September trat das siegreiche deutsche Heer — die III. Armee und die Maas-Armee — über Rheims, die alte Krönungsstadt der französischen Könige, den Marsch auf Paris an. Und am selben Tage wurde in der von revolutionären Leidenschaften entfachten Hauptstadt Frankreichs das Kaiserreich gestürzt, die Republik erklärt, die „Regierung der nationalen Verteidigung" gebildet unter dem Gouverneur von Paris, General Trochu, den Advokaten Jules Favre und Léon Gambetta, während es der Regentin, der Kaiserin Eugenie, mit Not gelang, nach England zu entkommen. „Keinen Finger breit französische Erde an Deutschland, keinen Stein unserer Festungen!" Das war der Grundton der neuen Regierungserklärungen.

Unbekümmert um die tönenden Fanfaronaden marschierten die deutschen Heere vorwärts, schoben sie sich in ihre Stellungen hinein, warfen sie die ausrückenden Franzosen in die Stadt zurück und schlossen den Ring um Paris am 19. September von Norden und Süden. Ferrières, dann Versailles wurde deutsches Hauptquartier.

Vergebens hatte der greise Staatsmann Thiers auf einer Rundreise an die europäischen Höfe versucht, die Großmächte zu einem Einschreiten zu bewegen. Vergebens versuchte der Minister Jules Favre in zwei Zusammenkünften mit Bismarck, die am 19. September zu Haute-Maison und am 20. September zu Ferrières stattfanden, einen Waffenstillstand zur Ermittlung von Friedensbedingungen herbeizuführen. Bismarck war nicht der Mann, sich durch leidenschaftliche Worte betören zu lassen. Er forderte greifbare Unterlagen in Form von Land und Festungen, die Jules Favre und das tobende Volk von Paris in verblendeter Ehrsucht weit von sich wiesen.

Doch das Geschick ließ sich nicht mehr aufhalten. Auch ohne französische Bedingungen fielen die Festungen an der Ostgrenze, gerieten ihre Heere in Gefangenschaft.

Am 23. September ordnete der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin das Bombardement der Festung Toul an, die den Schienenweg nach Paris in der Hand hielt, und nach achtstündiger Beschießung kapitulierte die Festung.

Der 27. September aber wurde ein deutscher Jubeltag. Straßburg kapitulierte, die alte, deutsche, von den Franzosen schmählich geraubte Stadt. Durch das ganze Deutschland brauste die Woge patriotischer Freude.

Seit dem 13. August hielt General von Werder die von General Uhrich mit 16000 Mann tapfer verteidigte Stadt mit der badischen Division, der preußischen Garde-Landwehr und der 1. Reservedivision eingeschlossen. Als die Straßburger Artillerie die auf dem anderen Rheinufer liegende offene Stadt Kehl in Asche legte, schritt Werder am 24. August zum Bombardement Straßburgs, das jedoch, um die unglückliche Stadt zu schonen, nach wenigen

Tagen wieder eingestellt wurde. In harter Arbeit ging man an die Aufwerfung von Laufgräben und Schanzen, die Geschütze wurden näher an die Mauern herangebracht und am 14. September das Breschеschießen begonnen. Die Lunetten, die das Steintor schützten, sanken in Trümmer. Bald war die Bresche groß genug, daß Werder den Sturm befehlen konnte. Da — im letzten Augenblick — wehte vom Straßburger Münster die weiße Fahne. Und am Abend des 27. September war die Kapitulation unterzeichnet.

16000 Mann wurden kriegsgefangen nach Deutschland geschafft, 1200 Kanonen wurden erbeutet und ein reiches Kriegsarsenal. General von Werder aber wählte für seinen feierlichen Einzug den 30. September. Hatten sich doch am 30. September 1681 die Franzosen der alten deutschen Reichsstadt bemächtigt.

Die Garde-Landwehr konnte jetzt den Belagerungstruppen vor Paris zugewiesen werden. General von Werder führte das neugebildete XIV. Korps gegen Garibaldi, den alten italienischen Freiheitshelden, der in Verkennung des wahren Freiheitsbegriffes das französische Kommando bei Dijon übernommen hatte. Eine Reservedivision begann die Belagerung der Festungen Schlettstadt, Neu-Breisach und Belfort.

Inzwischen hatte die Belagerung von Metz unter Prinz Friedrich Karl ihren Fortgang genommen. Ein erneuter Durchbruchsversuch Bazaines war in der zweitägigen Schlacht von Noisseville am 31. August und 1. September durch das I. Korps unter Manteuffel und die Division Kummer blutig zurückgewiesen worden. Die Nachricht von der Schlacht bei Sedan und dem Sturz des Kaiserreiches in Paris lähmten Bazaines Tatkraft vollends, der dem Kaiserreich anhing. Noch zweimal zwar,

am 2. Oktober und am 7. Oktober, warf er sich auf die Division Kummer, aber die preußischen Landwehrmänner verstanden keinen Spaß und trieben ihn mit Kolben und Bajonett unter die schützenden Mauern von Metz zurück.

Steinmetz war als Gouverneur nach Posen versetzt. Prinz Friedrich Karl führte jetzt allein den Befehl.

Wochen hindurch regnete es in Strömen. Auf nassem Stroh biwakierten die deutschen Soldaten. Bald stellten sich die Gespenster des Lagerlebens, Ruhr und Typhus, ein. Aber die Wackeren murrten nicht. Kaum kamen sie noch aus den feuchten Kleidern, aber männlich ertrugen sie Entbehrungen und Krankheiten, denn Metz und seine gewaltige Armee mußten fallen. Und nun hielt der hohlwangige Hunger Einzug in der Festung Metz, in den französischen Lägern unter den Mauern. Zu Tausenden schlachtete man die Artillerie- und Kavalleriepferde. Dann meldete der Gouverneur der Festung dem Marschall Bazaine, daß soeben der letzte Mundvorrat ausgegeben worden sei. Und die entkräfteten Soldaten taten nur noch widerwillig ihren Dienst. Die letzte Disziplin wurde gelockert.

Da entschloß sich Bazaine, die deutschen Kapitulationsbedingungen anzunehmen, und am 27. Oktober erfolgte die Kapitulation von Metz.

Mit der Festung ergab sich das größte Heer Frankreichs, die Rhein-Armee samt der Kaisergarde, mit 3 Marschällen, 50 Generalen, 6000 Offizieren und 173000 Mann. 622 Feldgeschütze, 72 Mitrailleusen, 876 Festungsgeschütze und 56 Regimentsadler fielen mit dem gesamten Kriegsmaterial den deutschen Siegern zu. Metz, die jungfräuliche, die nie genommene Festung, hatte ihren deutschen Herrn gefunden. Und in einem von Begeisterung getragenen Tagesbefehl sprach Prinz Friedrich Karl seinen unermüdlichen

Tapferen Lob und Dank aus. König Wilhelm aber ernannte zum Andenken seinen Sohn, den Kronprinzen, und seinen Neffen Prinz Friedrich Karl zu Feldmarschällen und erhob Moltke in den Grafenstand.

Vor Paris nahm die Belagerung ihren ruhigen, aber unerbittlichen Fortgang. Am 7. Oktober war es dem Minister Gambetta gelungen, Paris in einem Luftballon zu verlassen, glücklich zu landen und durch seine feurige Beredsamkeit den Volkskrieg im Großen zu entfachen. In Massen strömten die Provinzbewohner zu den Waffen, wurden notdürftig einexerziert und mit älteren Truppen zu neuen Korps vereinigt. Und der nie erlahmenden Willenskraft Gambettas gelang das Wunderbare, in dem Lande, dessen Hauptarmeen geschlagen und gefangen waren, noch einmal 600000 Mann unter die Waffen zu bringen, 1½ Tausend neue Feldgeschütze heranzuschaffen, 11 Armeekorps zu bilden und die deutsche Belagerungsarmee vor Paris von allen Seiten zu bedrohen.

Schon am 6. Oktober hatte der bayrische General von der Tann Befehl erhalten, mit seinem I. bayrischen Korps, der 22. preußischen Division unter General von Wittich und einer Kavalleriedivision unter dem Prinzen Albrecht von Preußen Vater gegen die Loire zu marschieren, um die dort versammelte neue Loire-Armee zu verjagen. Am 10. Oktober traf er bei Artenay auf den Feind und trieb ihn in die Flucht. Am 11. Oktober erzwang er sich mit stürmender Faust den Eingang nach Orleans, das noch am Abend von Bayern und Thüringern besetzt wurde.

Die 22. Division und die 4. Kavalleriedivision entsandte von der Tann zur Auseinanderjagung der Truppenansammlungen und der Freischaren, der „Franctireurs", die die Stadt Chateaudun im Bunde mit den Einwohnern

verteidigten. Erbittert über die heimtückischen Gegner erstürmte die 22. Division am 18. Oktober mit Kolben und Bajonett die Stadt, die in Schutt und Asche fiel, und nahm am 21. Oktober Chartres. Nun aber rückte der französische Befehlshaber General d'Aurelle de Paladines mit 2 starken Korps gegen Orleans, das von der Tann am 9. November verließ, um den Feind in offener Feldschlacht zu bestehen. Unerwartet aber sah er sich mit seinen 15000 Mann einem Gegner von 71000 Mann gegenüber, und trotzdem sich die Bayern bei Coulmiers wütend schlugen, mußte sich von der Tann bei der ungeheuren Überzahl des Feindes dennoch entschließen, sich zurückzuziehen und Orleans aufzugeben. Wenige Tage darauf war ihm die Vereinigung mit der 22. Division Wittich und der 17. Divison unter dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin geglückt, der nunmehr den Oberbefehl übernahm und Ende November die Fühlung mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl gewann, die von Metz herbeigeeilt war.

Aufs neue begann das Ringen um Orleans, das von d'Aurelle mit 200000 Mann im Vormarsch gedeckt wurde. Am 28. November kam es bei Beaune la Rolande zur Schlacht. 58000 Franzosen unter General Crouzat warfen sich auf die drei Brigaden des X. Korps unter General von Voigts-Rhetz. Um die Stadtmauer und den alten Kirchhof entbrannte der Kampf. Unerschütterlich hielten die Preußen stand, keinen Stein hergebend, ob ihnen auch die Munition ausging. Acht Stunden bekämpften sie den stürmenden Feind, bis ihnen die 5. Division zur Hilfe kam und der Feind geworfen wurde. 2000 Gefangene wurden gemacht, 3000 Mann verlor Crouzat an Toten und Verwundeten, nur 900 die Preußen.

Am 2. Dezember kam es zur Schlacht bei Loigny-

Poupry. 78000 Franzosen fochten unter d'Aurelle gegen 42000 Deutsche unter dem Großherzog von Mecklenburg. Bei Loigny kämpfte das I. bayrische Korps, unterstützt von der 17. Division Treskow, den Hanseaten und der 4. Kavalleriedivision, und Bayern und Hanseaten wetteiferten mit dem Bajonett, das brennende Loigny zu nehmen, das die Franzosen flüchtend verließen. Bei Poupry aber warf General von Wittich mit der 22. Division in schwerem Kampfe den Feind zurück, dessen Marsch auf Paris an diesem Tage blutig endete. 5000 Tote und Verwundete kostete die Loire-Armee der Tag und 2500 Gefangene, während die Deutschen an 4000 Tote und Verwundete verloren.

Vorwärts auf Orleans ging der Marsch, das unter heftigen Kämpfen am 4. Dezember erreicht wurde. Prinz Friedrich Karl kommandierte. Am Nachmittage noch warf sich das IX. Korps auf die Stadt und erkämpfte sich den Weg zum Bahnhof. Hastig führte d'Aurelle seine geschlagenen Scharen aus der Stadt, die noch in der Nacht kapitulierte. Um Mitternacht zog der Großherzog von Mecklenburg mit seinen Truppen ein, und die gewaltige Siegesbeute betrug 18000 Gefangene und 74 Geschütze, einige Kanonenboote und viele Kriegsvorräte. Nicht mehr aber als 1700 Mann hatten die beiden Schlachttage die Deutschen gekostet.

Der Rest der Loire-Armee war in zwei Teile auseinandergesprengt. Und der zornerfüllte Gambetta nahm d'Aurelle den Befehl und übergab das Kommando über die östliche Loire-Armee dem General Bourbaki, über die westliche dem General Chanzy.

Prinz Friedrich Karl ordnete auf der Stelle die Verfolgung der Heereskörper an. Die Hauptaufgabe fiel dem Großherzog von Mecklenburg zu, der mit seiner Armee-

abteilung den General Chanzy bei Beaugenzy aufzusuchen hatte, ihn nach beschwerlichen Märschen am 7. Dezember traf und ihn, 44000 Deutsche gegen 112000 Franzosen, in einer viertägigen Schlacht auf Vendôme zurückwarf. Mit 4000 Toten und Verwundeten zahlten die Deutschen das siegreiche Ringen, mit 7000 die Franzosen die Niederlage. Weiter ging's, den Fliehenden nach. Vendôme wurde am 16. Dezember vom X. Korps genommen, und am 21. Dezember stand General von Voigts-Rhetz vor Tours, der neuen, nun aber von den Machthabern verlassenen Regierungsstadt, die sich ergab.

Auf diesem Zuge vollbrachten am 9. Dezember 50 Mann vom 4. hessischen Regiment eine glänzende Waffentat. Das große Schloß Chambord zeigte sich von 3000 Franctireurs angefüllt. Hauptmann Kattrein setzte sich an die Spitze seiner 50 Mann, die ihm gerade zur Verfügung standen, stürmte unter wildem Hurra das Schloß und jagte die entsetzten Freischärler in alle Winde.

Im Norden Frankreichs kämpfte unterdes General von Manteuffel, der Teile der I. Armee, das VIII. Korps unter Göben und das I. Korps unter Bentheim, gegen Rouen führte. Bei Amiens, der Hauptstadt der Pikardie, traf er am 27. November auf ein feindliches Heer von 30000 Mann. General von Göben griff auf dem linken, General von Bentheim auf dem rechten Flügel an. Bis zum Abend war der Sieg erfochten, am nächsten Tage die Stadt Amiens besetzt, und wieder am nächsten Tage die Zitadelle zur Kapitulation gezwungen. 1300 Tote und Verwundete kostete Manteuffel die Schlacht, die Franzosen dieselbe Zahl, dazu aber über 1000 Gefangene. Am 6. Dezember zog Manteuffel in die Hauptstadt der Normandie, in Rouen, ein. Das Meer war erreicht.

Hier erhielt Manteuffel die Nachricht, daß eine neue, französische Nordarmee unter General Faidherbe sich bei Lille gesammelt habe und über Amiens auf Paris zu marschieren gedenke. Schleunigst führte Manteuffel seine Truppen zur Aufsuchung des Feindes zurück. Amiens wurde aufs neue besetzt, Faidherbe wenige Meilen von der Stadt an den Ufern der Hallue betroffen. Am 23. Dezember griff Manteuffel mit 26000 Mann den 43000 Mann starken Feind an, warf ihn von Dorf zu Dorf, mit der Kugel oder dem Bajonett, und verfolgte ihn noch andern Tags, am Weihnachtsabend, weit nach Nordosten.

Im Osten und Südosten Frankreichs hatte General von Werder eine besonders schwierige Aufgabe zur Lösung erhalten. Sein XIV. Korps in Stärke von 23500 Mann sollte die Belagerung von Belfort schirmen und die Heerstraße gegen eine Armee von 55000 Mann unter General Crouzat und die meist aus Freischaren in Stärke von 15000 Mann gebildete Vogesenarmee des italienischen Freiheitshelden Garibaldi bewachen. Überall gab es Gefechte und Überfälle, bis die badische Division unter General von Beyer nach heißem Kampfe am 31. Oktober Dijon in Besitz nahm. Von Dijon aus sandte Werder am 27. November eine Truppenmacht gegen das Heer Garibaldis, das bei Paques in zügelloser Flucht auseinanderstob. Dann verstärkte Werder seine Kräfte, und bei Nuits schlug am 18. Dezember die badische Division unter General von Glümer 12000 Franzosen unter General Cremer und trieb sie dem Süden zu. Prinz Wilhelm von Baden wurde verwundet an diesem badischen Ehrentage. Auf die Kunde, daß ein großes Heer unter Bourbaki nach dem Osten marschiere, ging Werder auf Vesoul zurück.

✧ ✧ ✧

Eisenfest lag der Ring der deutschen Truppen um Paris. 200000 Streiter hielten die Wacht, um jeden Ausbruch französischer Heeresabteilungen zu verhindern. Barg doch das zur weitläufigen und mächtigen Festung umgewandelte Paris die Masse von 500000 Bewaffneten. Ununterbrochen feuerten die Forts auf die deutschen Vorposten, die gesichert in ihren Schützengräben und Erdbefestigungen lagen. Größere und kleinere Ausfälle der Garnison wechselten, immer blutig zurückgewiesen von den bei Tag und bei Nacht zum Kampf Bereiten. 12000 Franzosen warfen sich, von den donnernden Kanonen des Mont Valérien beschirmt, am 21. Oktober auf die deutschen Abteilungen bei La Malmaison und Buzenval und mußten zurück. Am 28. Oktober aber gelang es 5000 Franzosen, in Le Bourget einzudringen, das ihnen am 30. Oktober durch Generalleutnant von Budritzki mit Bataillonen der 2. Garde-Infanterie-Division in tobendem Straßenkampfe wieder entrissen wurde. Wie der einfachste Feldsoldat kämpfte Budritzki, stets voran, wo es galt, und die Franzosen warfen sich, 1200 Gefangene zurücklassend, in wildem Schrecken nach Paris zurück.

Jetzt suchte der alte Thiers einen Waffenstillstand zu erreichen, doch Bismarck ging nicht von seinen Bedingungen ab, und die Kämpfe nahmen bald ihren erbitterten Fortgang. Eine große Armee warf Trochu unter General Ducrots Befehl am 30. November vor, um den Durchbruch zu erzwingen, und wenn es der Übermacht auch zunächst gelang, die Dörfer Brie und Champigny zu nehmen, so wurden sie doch bei Villiers festgehalten und nach heftigem Kampfe zurückgedrängt. Am 2. und 3. Dezember wogte der Kampf mit erneuter Heftigkeit um Brie und Champigny, am 4. Dezember aber gab sich die Armee

Ducrots, der bei Sedan gefangen, aber aus der Haft entwichen war, geschlagen und ging erschöpft hinter die Mauern von Paris zurück.

Und noch einmal, am 21. Dezember, wogte der Waffentanz um Le Bourget. Mächtige Feindesmassen griffen plötzlich die wenigen dort postierten Gardekompagnien an, die heldenhaft die Häuser hielten, bis sie mit Hilfe von Verstärkungen den Feind verjagen konnten. Und wie bei Le Bourget, so wurde rings in allen Dörfern um eine Ausbruchspforte gekämpft und nicht eine erreicht.

Sehnsüchtig blickte die Bevölkerung Deutschlands, sehnsüchtig auch die ganze Belagerungsarmee auf Moltke, der immer noch mit der Beschießung von Paris zögerte. Wer wußte es außer dem schweigsamen Schlachtendenker, welch ungeheure Beschwernisse zu überwinden waren, bevor die Belagerungsgeschütze herangebracht, bevor in Tausenden von Fuhren auf meilenlangen, unwegsamen Winterstraßen die schweren Geschützmunitionen herbeigeschafft werden konnten. Und Moltke wollte keine halbe Arbeit.

Vor Paris feierten die Truppen Weihnachten in Frost und Schnee. Da begann Moltke am 27. Dezember das Einheizen. Die Kanonade wurde eröffnet.

Gegen die Ostfront von Paris war sie gerichtet, und donnernd folgte Schuß auf Schuß gegen die Befestigungen des Mont Avron, die nach zwei Tagen von den Feinden aufgegeben werden mußten. Gegen die Südfront richtete sie sich, und am 5. Januar 1871 begann das Feuer auf die Forts Issy, Vanves und Montrouge und die Schanze Villejuif, denen bald der Atem zur Antwort ausging. Näher an die Stadt rückten die Batterien und sandten ihre Granaten als heiße Grüße auf Straßen und Plätze, während nun auch von Norden her die Batterien

zu spielen begannen. Von einem Stadtteil zum andern flüchteten die Bewohner, und angstvoll schauten sie nach der Hilfe der noch im Felde stehenden Armeen aus.

Aber diese Hilfe konnte nicht mehr kommen. Auf allen Kriegsschauplätzen des Landes rückten die Deutschen siegreich vor. Mit der II. Armee war Prinz Friedrich Karl gegen die Loire-Armee des Generals Chanzy vorgegangen und hatte sie mit seinen 73000 Mann in einer Stärke von etwa 180000 Mann nahe Le Mans angetroffen. Vom 10. Januar an folgten sich wie Wetterschläge die deutschen Angriffe. Die jungen Korps Chanzys versagten vom ersten Schuß an. Und nach dreitägigem Ringen drangen die deutschen Truppen in die Stadt Le Mans, immer den Feind vor sich herjagend, ihn verfolgend und schlagend.

Mit seinem Korps erwartete General von Göben, der am 7. Januar von Manteuffel das Kommando der I. Armee übernahm, den Stoß der Nordarmee unter Faidherbe. Am 3. Januar warf sich der französische General bei Bapaume auf die Division Kummer, die aber rechtzeitig durch einen kühnen Flankenangriff des Prinzen Albrecht Sohn erlöst wurde. Mehrere Tage ging es hin und her um Bapaume, dann erfolgte am 19. Januar bei St. Quentin die blutige Entscheidung. Nach erbitterten Kämpfen wurde am Abend der Bahnhof erstürmt, die Stadt genommen, die ganze Nordarmee auseinandergesprengt, die Riesenzahl von 10000 Gefangenen erreicht.

Im Südosten stand General von Werder mit seinem Korps noch bei Vesoul, die Belagerung Belforts unter General von Treskow zu decken. Da tauchte die Nachricht auf, daß die gesamte neugebildete Bourbakische Armee gegen ihn im Anzuge sei. Und während schleunigst unter Manteuffels Befehl eine neue deutsche Südarmee zusam-

mengezogen und dem kleinen Werderschen Korps zur Hilfe gesandt wurde, erwehrte sich Werder am 9. Januar bei Villersexel und vom 15. bis 17. Januar an den Ufern der Lisaine des 150000 Mann starken Feindes so heldenhaft, daß bei Montbéliard Bourbakis Plan, Belfort zu entsetzen und sich auf Süddeutschland zu werfen, scheiterte und der Feind den Rückzug antrat. Aufatmend konnte der tapfere Werder dem vorrückenden Manteuffel die Siegesbotschaft melden. Und Manteuffel machte sich an die Verfolgung Bourbakis und seines Heeres.

Jetzt hatte das Belagerungsheer vor Paris freie Hand. Kein Feind stand mehr im Felde, der seine Operationen zu stören vermochte, und ob auch Trochu, dem stürmischen Drängen der hungernden Bevölkerung nachgebend, oft zum nächtlichen Ausfall seine Zuflucht nahm: die Tage von Paris waren gezählt. Immer näher rückten die deutschen Batterien heran, deren Geschosse über die Forts hinweg schon bis in die Stadt hineinfegten, schon griff die Hungersnot bis in die wohlhabendsten Kreise, die Pferde waren verzehrt, Katzen und Ratten galten als Leckerbissen und wurden mit teurem Gelde bezahlt, Brot gab es nur noch grammweise, das Licht erlosch in Häusern und Straßen, und der Sturm stand vor der Tür.

Zu Versailles aber, mitten im Feindesland, vor den Toren der sich neigenden Stadt Paris, vollzog sich am 18. Januar 1871 die deutsche Kaiserproklamation. Auf dem Schlachtfelde erwuchs das neue deutsche Reich, mit dem Blute aller deutschen Stämme gekittet, auf dem Schlachtfelde senkte sich die Kaiserkrone auf des Preußenkönigs ehrwürdiges Haupt.

Da raffte sich am nächsten Tage die Armee in Paris zum letzten Schlagen auf. Unter dem Schutze der Kanonen des

Mont Valérien ließ Trochu 100 000 Mann Kerntruppen auf Versailles los und — nahm die Niedergebrochenen am Abend in die Stadt zurück. Das Spiel war aus.

Am 22. Januar legte Trochu den Oberbefehl nieder, am 23. Januar begann Jules Favre zu Versailles die Friedensverhandlungen, die am 28. Januar zunächst zur Kapitulation und zu einem dreiwöchigen Waffenstillstand führten. Die gesamte Armee in Paris legte die Waffen nieder und gab sich kriegsgefangen. Sämtliche Forts wurden von deutschen Truppen besetzt. In Bordeaux trat die französische Nationalversammlung zusammen, die eine neue Regierung einsetzte, Thiers zum Präsidenten der Republik erwählte und sofort in die Beratungen über die Friedensbedingungen eintrat. Frankreich lag gebrochen am Boden.

Und nun vollzog sich auch im Osten, der von den Segnungen des Waffenstillstandes ausgeschlossen war, der Schlußakkord. Das Heer Bourbakis, noch immer 100 000 Mann stark, versuchte, sich in den Süden Frankreichs zu ergießen. Garibaldi stand mit seinem Korps in Dijon. Hier wurde der alte Freiheitskämpe eingeschlossen und kaltgestellt. Das 61. Regiment Pommern aber erlitt vor Dijon noch einen Unglücksschlag.

Es war am 23. Januar spät abends, als die 5. Kompagnie noch zum Sturm auf eine vor der Stadt gelegene Fabrik ansetzte. Der Feind, überstark, nimmt aus seiner festungsartigen Stellung die frei vorgehenden Pommern unter mörderisches Feuer. Der Fahnenträger stürzt zusammen. Ein Offizier packt die Fahne und fällt, die Kugel in der Brust. Ein zweiter Offizier ergreift sie. Tot bricht er nieder. Musketiere heben sie hoch und sinken über sie hin, von Kugeln durchbohrt. Der Bataillonsadjutant sprengt vor, um das Banner zu retten. Nur seine Leiche

Einzug Kaiser Wilhelm's in Berlin 1871

vermag noch das Tuch zu decken. Der Rest der Kompagnie muß zurück. Aus dem Leichenhaufen ziehen die Franzosen die blutgetränkte Fahne, die einzige, die im ganzen Feldzuge verloren ging. Denn die Fahne der 16er, die unter gleich ruhmvollen Umständen bei Mars la Tour verloren gegangen war, kam durch die Kapitulation von Metz wieder in deutsche Hände.

Und die Jagd setzte ein, die Jagd hinter Bourbaki, hinter der letzten französischen Armee. Kein Gefecht nahmen die Franzosen mehr an. Hungernd und frierend eilten sie dahin, auf Besançon zu, von Besançon auf Pontarlier. Bourbaki hatte sie nicht mehr in der Hand, die nichts wollten, als ihr Leben retten. Verzweifelt griff er zur Pistole und verwundete sich schwer. General Clinchant übernahm an seiner Statt das Kommando. Es war nichts mehr zu befehlen. Manteuffels kühner Plan war geglückt, das französische Heer, von beiden Seiten umringt, an die Schweizer Grenze getrieben. Über den Jura zogen die Flüchtlinge dahin, einem Heere von Vagabunden ähnlich, von deutschen Kanonenschüssen zu immer wilderer Eile angespornt. In den ersten Februartagen traten sie, 100000 Mann abgerissene, disziplinlose Truppen, über die Grenze und ergaben sich dem schweizerischen General Herzog, der sie entwaffnen und internieren ließ.

Am 15. Februar wurde auch Belfort übergeben, die tapferste der Festungen, und mit den Waffen in der Hand, die Fahne entfaltet, durfte die heldenmütige Besatzung unter klingendem Spiel abziehen.

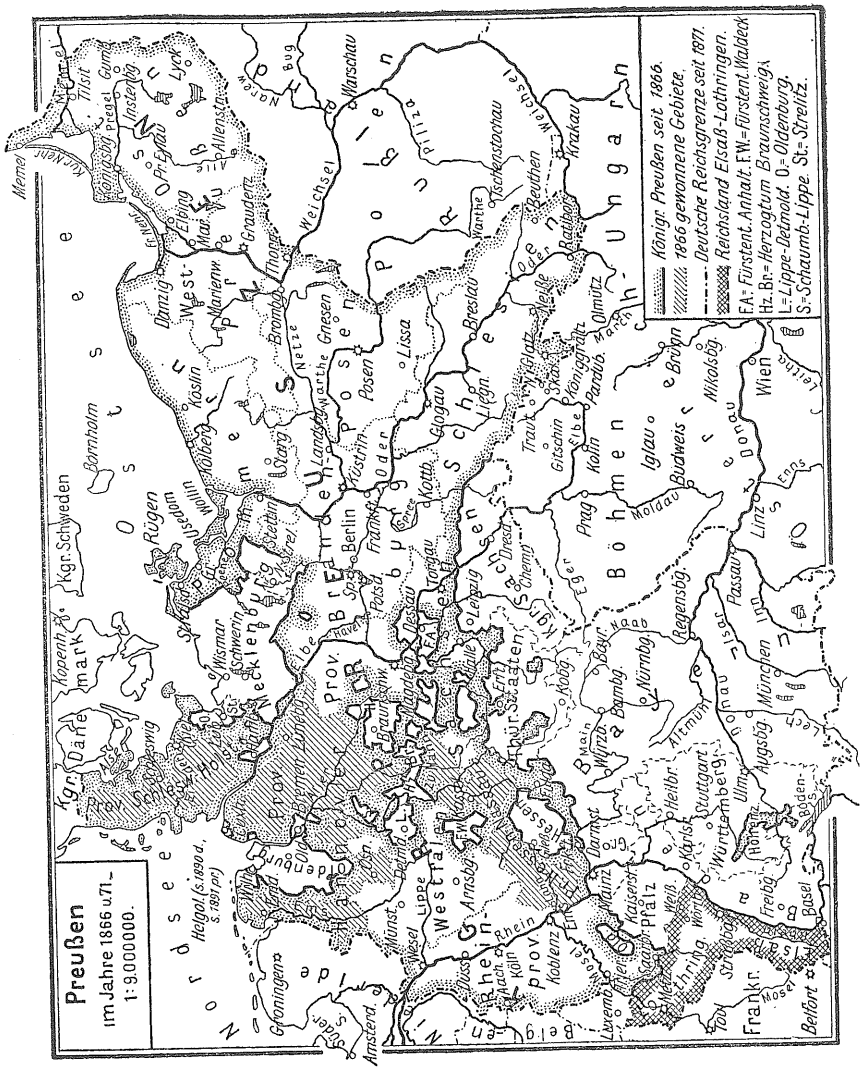
Der Krieg war zu Ende.

Und nach langen Verhandlungen kam am 26. Februar der Friedens-Präliminar-Vertrag von Versailles zustande.

Das Elsaß mit Straßburg (nur Belfort blieb ausgenommen) und Deutsch-Lothringen mit Metz fielen an das deutsche Reich, und 5 Milliarden Franks zahlte Frankreich an Deutschland. Eine Anzahl französischer Departements blieben bis zur Erfüllung der Friedensbedingungen von deutschen Truppen besetzt. Am 1. März zogen die deutschen Truppen nach einer glänzenden Parade bei Longchamps in Paris ein, durch den Triumphbogen hindurch, ein Volk von Siegern.

Der Friede zu Frankfurt schloß am 10. Mai 1871 das herrlichste Kapitel im Buche Preußen-Deutschlands.

„Und ein Kaiser war wieder auf Erden!“



Sedan.

Um Tod und Leben das höchste Spiel...
Eine Kaiserkrone vom Haupte fiel,
Und aus Feuer und Rauch, in dem sie schwand,
Eine andere Kaiserkrone entstand.
Schon schwebt sie empor und sucht ihren Herrn,
Steht über Frenois still wie ein Stern —
Auf Frenois' Höhe, von früh bis spät,
Hält des Königs von Preußen Majestät.

Und die Schlacht wird ein letztes, ein blut'ges Gerauf.
Mit den Kolben schlagen die Bayern drauf.
Ist hier altbayrischer Kirchweihtag?
Halt, Bruder Bayer, mir auch einen Schlag!
Sachsen macht mit von A bis Z!
Drauf mit dem sächsischen Bajonett!
Wetter, wer rauft dort mit solchem Genie?
Preußische Garde und Infanterie.

Norddeutsch und süddeutsch schlingt heute den Kranz.
Engagieren, Herr Bruder, zum Kehraustanz.
Eins zwei drei — tanzt der Berliner nicht fein?
Eins zwei drei — ha, das ist bayrisch Gebein!
Eins zwei drei — Sachse, du hast einen Schwung —!
Brüder: im Kreise den letzten Sprung!
Artillerie, schweigt deine Musika?
Ist ja kein einziger Franzmann mehr da!

Von Sedans Mauern weht weißes Tuch.
In Sedans Gassen hallt Hohn und Fluch.
Da reitet der Mann, dem die Krone entfiel,
Dem Land und Leute ein Würfelspiel;
Der die Völker trieb in des Krieges Graus,
Er reitet verachtet zum Tore hinaus.
Hoffärtig im Glück, wo blieb dir der Mut?
Glücksritter haben kein Königsblut.

Der König von Preußen wendet sich um.
„Parole: Paris" — horcht ergriffen und stumm
Und reitet im Schritt durch das jubelnde Heer,
Durch klingende Säbel, geschwungen Gewehr;
Mit Fackeln drängt's an von fern und nah,
„Es lebe der König! Der König hurra!"
Und die Spielleut' beginnen beim Sternenglanz
Feierlich: „Heil dir im Siegerkranz . . ."

Schlaf ruhig, König und Vaterland.
Ein Mann wacht am Ambos, den Hammer zur Hand.
Der kennet nicht Tag und kennet nicht Nacht,
Hell schürt er die Esse, schlägt zu mit Macht.
Das Eisen glüht, und der Hammer klingt,
Das Eisen rundet zum Reif sich und singt:
„Zum deutschen Reich ward neu ich geschweißt,
Mein Reichsschmied Otto von Bismarck heißt!"

König und Kaiser.

Der König von Preußen war deutscher Kaiser geworden.

Bindender als alle Bundesverträge hatte sich das gemeinsam vergossene Blut bewiesen, und waren schon nach der Schlacht von Sedan die süddeutschen Staaten bereit, dem bisherigen Norddeutschen Bunde beizutreten, so griff bald unter den Fürsten ein größerer deutscher Gedanke Platz, und König Ludwig von Bayern lieh ihm Worte. Im Namen der deutschen Fürsten und freien Städte trug er König Wilhelm die Wiederherstellung des deutschen Reiches und der Kaiserwürde an.

Der norddeutsche Reichstag und die süddeutschen Stände genehmigten die Verfassungsverträge des neuen deutschen Reiches, und schon am 18. Dezember 1870 konnte der Präsident des Reichstages, Dr. Simson, derselbe, der einst umsonst dem Könige Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone angetragen hatte, in Versailles dem Könige Wilhelm I. eine Dankes- und Huldigungsadresse überreichen.

König Wilhelm leistete dem Rufe der Fürsten und des Volkes Folge. Und er legte die feierliche Verkündigung des Kaisertums auf den 18. Januar, den Krönungstag der preußischen Könige.

Zu Versailles, im Königsschlosse Ludwigs XIV., des ländergierigen, fand die in ihrer Schlichtheit gewaltig ergreifende Feier statt. Vor dem Altare saß der König. Hinter ihm der Kronprinz, die Fürsten und Prinzen. Ringsumher standen hochaufrecht die Generale und Minister, Offiziere und Mannschaften des Belagerungsheeres mit 56 rauschenden Fahnen. Nur ein Feldaltar war aufgebaut, mit dem Zeichen des eisernen Kreuzes geschmückt. Divisionspfarrer Rogge hielt den Gottesdienst. Choral, Gebet und Segen waren verklungen. Da erhob sich der König und betrat eine wenige Stufen hohe Bühne. Und in die lautlose Stille hinein sprach Wilhelm I., deutscher Kaiser und König von Preußen:

„Durchlauchtigste Fürsten und Bundesgenossen!

In Gemeinschaft mit der Gesamtheit der deutschen Fürsten und freien Städte haben Sie sich der von des Königs von Bayern Majestät an mich gerichteten Aufforderung angeschlossen, mit Wiederherstellung des deutschen Reiches die deutsche Kaiserwürde für mich und meine Nachfolger an der Krone Preußens zu übernehmen. Ich habe Ihnen, durchlauchtigste Fürsten, und meinen anderen hohen Bundesgenossen bereits schriftlich meinen Dank für das mir kundgegebene Vertrauen und meinen Entschluß ausgesprochen, Ihrer Aufforderung Folge zu leisten. Diesen Entschluß habe ich gefaßt in der Hoffnung, daß es mir unter Gottes Beistande gelingen werde, die mit der kaiserlichen Würde verbundenen Pflichten zum Segen Deutschlands zu erfüllen. Dem deutschen Volke gebe ich meinen Entschluß durch eine heute von mir erlassene Proklamation kund, zu deren Verlesung ich meinen Kanzler auffordere."

Und Bismarck, der eiserne Kanzler, der Schmied des Reiches, trat vor. Auge in Auge seinem geliebten Herrn stehend, las er mit tönender Stimme:

„An das deutsche Volk! Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an uns gerichtet haben, mit Herstellung des deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, bekunden hiermit, daß wir

es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden wir und unsere Nachfolger an der Krone Preußens fortan den kaiserlichen Titel in allen unseren Beziehungen und Angelegenheiten des deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Kirchenstille herrschte. Erschüttert standen die starken Männer ringsum von der Weihe des Augenblicks.

Da rief Großherzog Friedrich von Baden und reckte hoch den Arm:

„Seine Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch!"

Und umbraust von dem Jubel der Versammelten beugte vor Kaiser Wilhelm als Erster huldigend der Kronprinz das Knie.

Am 17. März 1871 traf Wilhelm der Siegreiche, auf Weg und Steg von seinem Volke jubelnd begrüßt, in seiner Hauptstadt Berlin wieder ein, als höchsten Siegespreis mit der Kaiserkrone das geeinte Vaterland von Frankreichs Schlachtfeldern heimbringend. Am 21. März 1871 eröffnete der Kaiser den ersten Reichstag des neuen deutschen Reiches und erhob am selben Tage Bismarck, den ersten Reichskanzler, in den Fürstenstand.

Preußen hatte den Weg vollendet. Aus grauen Wendentagen war es aufgestiegen aus den Niederungen der Havel, und in steter herrlicher Steigerung war seine Entwicklung vor sich gegangen aus der Markgrafschaft zum Kurfürstentum, aus dem Kurfürstentum zum Königreich, aus dem Königreich zur Präsidialmacht des deutschen Reiches mit der erblichen Kaiserkrone für Preußens Könige. Glorreich der Weg durch die Jahrhunderte, durch Stürme und Schlachtendonner und werktätige Arbeit an allen Enden zum Ehrenplatz an der Sonne.

Seine Geschichte aber schreitet vorwärts mit der Geschichte des großen deutschen Vaterlands. Der Pflichtenkreis der preußischen Könige dehnte sich aus und wuchs über die Grenzen Preußens hinaus und hinein in den allumfassenden Pflichtenkreis der deutschen Kaiser. Was von Stund an an Großtaten geschah und geschieht für Preußen und sein Volk, es besitzt deutsche Wertung, und was das Deutsche Reich wirkt in der Welt und unter den Nationen, in ihm ist Preußens Geist mit am Werk. Deutscher Kaiser und König von Preußen ist zum untrennbaren Begriff geworden.

Groß und echt fürstlich faßte Wilhelm I. von der neuen Höhe aus seinen Herrscherberuf auf. Vater des Vaterlandes zu sein, dünkte den Unermüdlichen jetzt das höchste

Ziel. Und wie er die ganze Macht seiner ehrfurchtheischenden Persönlichkeit dem Reichstage gegenüber einsetzte, durch eine neue Heeresorganisation, durch erhebliche Verstärkung und immerwährenden Ausbau der Armee die wirksamen Mittel zu gewinnen, den Feind von den Grenzen und den Frieden im Lande zu halten, so war sein Wesen nicht weniger erfüllt vom Denken und Trachten, das Los der unbemittelten Klassen zu heben und ihnen eine frohere Zukunft zu schenken, sollte Not und Krankheit, Alter und Arbeitsunfähigkeit nahen. Die soziale Fürsorge Wilhelms I. steht der Bedeutung der auf den Schlachtfeldern gewonnenen Siege nicht nach, und seine Gesetzgebung auf dem weiten Gebiete der Arbeitsregelung, der Arbeiter-Unfall-, Kranken-, Alters- und Invaliditätsversicherung, die von seinem Enkel Wilhelm II. großzügig zu Ende geführt wurde, würde allein hinreichen, ihm den Ehrennamen „Vater des Vaterlands" für ewige Zeiten zu sichern. Gebührt doch ihm der Ruhm, bahnbrechend vorangeschritten zu sein auf diesem Wege, der zu unübersehbarem Segen führt, auf einem Wege, den nach ihm erst die Führer der anderen Nationen beschritten.

Ein wirtschaftlicher Aufschwung ging vor sich, den das neidvolle Staunen der Welt begleitete. Die Kaiserliche Post wurde zur Musteranstalt. Das Institut der Staatsbahnen trat an die Stelle der oft willkürlich geleiteten Privatbahnen und steigerte in rascher Folge Handel und Verkehr. Die Schiffahrt blieb nicht dahinter. Bald begann die Regulierung der großen Ströme, der die Schiffbarmachung der mittleren und kleineren Flüsse folgte, um immer neue Verkehrsadern, immer neue Straßen für den Siegeszug von Handel und Industrie zu öffnen. Und die

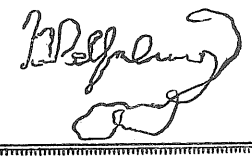
Grundsteinlegung zum Bau des Nord-Ostsee-Kanals, der den Weg zu den beiden deutschen Meeren unabhängig machte von fremden Gewässern, ihn kürzte und sicherte und der deutschen Kriegsmarine Gelegenheit schuf, ihre Kräfte unbeobachtet und ungehindert vom Feind in Stundengeschwindigkeit aus einem Meere in das andere zu werfen, krönte das Lebenswerk Wilhelms des Großen, dessen gewaltiger Kanzler Otto von Bismarck schon neue wirtschaftliche Möglichkeiten durch den Erwerb von Kolonien vorbereitete. Noch war es Wilhelm I. vergönnt, die Inangriffnahme des Bürgerlichen Gesetzbuches vor sich gehen zu sehen, das ein einheitliches Recht für ganz Deutschland zu schaffen berufen war, als der Tod dem Nimmermüden die Hand auflegte.

Wilhelm I., Deutscher Kaiser und König von Preußen, wurde am 9. März 1888, 91 Jahre zählend, abberufen zu seinen Vätern.

✧ ✧ ✧

An seinem Bette stand sein Enkel. Ihm galten die letzten Schwingungen seines Geistes, die er in Worte einzukleiden trachtete. „Ich habe jetzt keine Zeit, müde zu sein," hauchte er, als die Tochter, Badens Großherzogin, ihn um Schonung der enteilenden Kräfte bat. In diesen seinen letzten Worten spiegelt sich noch einmal sein ganzes Leben wieder. — —

Und Millionen Kinder weinten um ihren Vater....



Der Todgeweihte.

Millionen weinten um den Erben.
Die jubelndsten Worte der deutschen Volkshymne:

✧ Liebling des Volks zu sein, ✧
✧ Heil, Kaiser, dir!“ ✧

sie klangen wie ein Schmerzensschrei zum umwölkten Himmel.

Vom Schneesturm umbraust, traf der Liebling des Volkes, Friedrich III., Wilhelms Sohn, am Abend des 11. März in Charlottenburg ein, der Väter Erbe zu übernehmen. Aus San Remo an der Riviera kehrte er heim, wo er vergeblich Genesung von unheilvollem Kehlkopfleiden erhofft hatte. Dem Tode geweiht war der heldenhafte Mann, der als Kronprinz Friedrich Wilhelm der Abgott seiner Soldaten, der Liebling des ganzen deutschen Volkes gewesen war. Und das trauernde Vaterland wußte es.

99 Tage nur zählte Friedrichs III. Regierung. Ein Martyrium.

Mit übermenschlicher Kraft hatte der Kaiser die furchtbaren Schmerzen ertragen, die ihn Tag und Nacht nicht mehr verließen. Blieb ihm nicht mehr Zeit, die Hoffnungen, die sein Volk auf seine Herrschertugenden setzte, zu erfüllen, so wollte er ihm doch als ein Beispiel im Gedächtnis bleiben, als ein Vorbild männlichen Duldens in Not und Tod.

Seine Gemahlin, die er so heiß geliebt hatte mit seinem starken, schlichten Herzen, Kaiserin Viktoria, die unermüdliche Pflegerin, wich nicht von seinem Lager.

Am 15. Juni 1888 verschied der königliche Dulder.

99 Tage nur zählte Friedrichs III. Regierung, und doch wird sein Bild nie vergehen, solange ein Deutscher seine Helden nennt. Zum Siegfried war er dem Volke geworden, zu einer Lichtgestalt, umgürtet mit allen Rittertugenden.

Sie wird es bleiben.

Wo und wann auch immer Preußen seiner Könige, Deutschland seiner Kaiser gedenkt und des zum Beweis die Klänge der deutschen Hymne brausend emporsteigen: bei der Jubelstrophe

✧ „Fühl in des Thrones Glanz ✧
✧ Die hohe Wonne ganz, ✧
✧ Liebling des Volks zu sein, ✧
✧ Heil, Kaiser, dir!“ ✧

wird Kaiser Friedrichs Bild vor aller Augen stehen.

Kaiser Friedrichs, des Unvergeßlichen. — —

Während der Regierung Wilhelms II.

Lehrmeisterin ist die Geschichte.
Nicht die Zahl der Jahre, der hohe Wille macht den Fürsten.
Jung kam Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, jung Friedrich der Große zur Krone. Ein Neunundzwanzigjähriger, bestieg Wilhelm II. den jäh verwaisten Thron. Zu Berlin geboren. Am 27. Januar 1859.
Und das Goethesche Wort:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen"

feierte in ihm eine lebendige Auferstehung. Denn Wilhelm II. kam nicht, um die Früchte zu ernten, er kam, um selber Obstbäume zu pflanzen für neue Generationen.

Selten hatte ein Fürst eine so schwere Aufgabe zu lösen wie der junge König und Kaiser. Die Aufgabe, im Bewußtsein seines Volkes, in der Wertung der Welt als eine Persönlichkeit zu gelten! War er doch beschattet von der Größe der eben erst Dahingeschiedenen, Wilhelms des Siegreichen und Friedrichs des Geliebten.

In tiefer Pietät vor den großen Toten, aber auch in starkem Glauben an sich selbst und die eigene Kraft hat der Sohn und Enkel, hat Wilhelm II. diese Aufgabe gelöst. Werktätig wie kein anderer, unerbittlich gegen sich selbst, zeigte er, was eiserne Energie, eiserner Fleiß vermag, wurde er ein Fürst, der allen Fürsten voran seine Zeit begriff und sie lehrte, auch ihn zu begreifen.

Daß seines Vaters klarer Blick die rechte Entwicklungslehre für den Sohn herausgefunden, einseitige Prinzenerziehung von ihm ferngehalten und ihn, nach gründlicher Vorbereitung durch den Erzieher Dr. Hinzpeter, die Oberklassen des Kasseler Gymnasiums hatte absolvieren lassen wie einen Bürgerssohn: das sollte der Segen seines Lebens werden. Als Schüler zu Kassel, als Student in Bonn am Rhein, als Soldat in Potsdam war er in so innige Berührung mit dem Leben des Volkes getreten, daß er als Regent nicht mehr nötig hatte, sich die Volkspsyche von seinen Räten erörtern zu lassen. Von früh an hatte er ins Leben hineingegriffen, und das Leben hatte sich ihm offenbart.

Am 20. März 1890 schied Bismarck, der gigantische Reichsschmied, aus seinen Ämtern. Es war, als ob eine Bresche in den festen Turm des Vaterlandes gelegt würde durch das Ausscheiden des Riesen. Ein Frohlocken ging durch die Welt des Neides. Und temperamentvoll stellte sich der junge Kaiser selber in die Bresche.

Die Stürme rauschten daher und dahin. Die Gewitter grollten und vergrollten. Der Kaiser hielt aus auf seinem Posten.

Nur eines dachte er: Deutschland in der Welt voran! Und so war sein Handeln.

Ein Friedensfürst wollte er werden, aber ein Friedensfürst in Wehr und Waffen, das blitzende Schwert hoch aufgerichtet als Wahrzeichen stets bereiter Kraft, das lüsterne Feinde in respektvolle Entfernung wies. Und so mehrte und stärkte er unablässig das Landheer und hob es zu immer höherer Stufe, so wurde er der eigentliche Schöpfer der neuzeitlichen deutschen Kriegsmarine, die nur des Kaisers energischem Vorwärtsdrängen ihre mitgebietende Stellung auf den Meeren dankt, jene Stellung, die den Stolz jedes echten Deutschen bildet, weil sie uns

endlich, endlich befreite von der Vormundschaft draußen in der Welt und an den fernen Küsten, die noch des Besitzers harrten.

Denn Deutschlands erstarkte Macht, Deutschlands Volksstellung bedurfte längst überseeischer Gebiete zur Ausdehnung und Sicherstellung seines Handels sowohl, wie zur Ansiedlung seiner Söhne, die nicht untergehen sollten in fremden Nationalitäten, sondern ein neues Stück Vaterland bilden sollten in fernen Erdteilen. Nicht zuletzt auch, um der wachsenden Flotte Stützpunkte und Kohlenstationen zu schaffen und — um mitgehört zu werden im Rate der Völker bei etwaigen Veränderungen der Landkarte. Das war schon des Großen Kurfürsten weitausschauender Plan gewesen, der unter seinen Nachfolgern nicht weitergeführt worden war aus Mangel an Machtmitteln und aus Mangel an kolonisatorischem Interesse. Jahrhunderte galt es nachzuholen. Schon glaubte man die Welt verteilt unter den herrschenden Nationen, als in letzter Stunde noch Bismarck den Finger deutend auf die Weltkarte legte. Es war unter der Regierung Wilhelms I., im April des Jahres 1883.

Nördlich vom Oranjefluß in Südwestafrika hatte die Bremer Firma Lüderitz in Angra-Pequena Handelsniederlassungen errichtet und weite Gebiete von den Häuptlingen käuflich erworben. Um jedem englischen Einspruch einen Riegel vorzuschieben, stellte Bismarck das Land unter den Schutz des Deutschen Reiches. Wenige Monate später hißte der Afrikareisende Dr. Nachtigall die deutsche Flagge in Togo und Kamerun. Im Jahre darauf berief Bismarck die interessierten Nationen zu einer Kongo-Konferenz nach Berlin, in der die freie Schiffahrt auf dem Kongo und dem Niger gewährleistet und

Unter der Regierung Kaiser Wilhelm II

die Bedingungen festgelegt wurden, unter denen Besitzergreifungen in Afrika zulässig sein sollten. Und schon im Februar 1885 wurde von Wilhelm I. der Schutzbrief für die von Dr. Carl Peters in Ostafrika erworbenen Gebiete, die sich von der Sansibarküste bis zu den afrikanischen Seen erstrecken, ausgefertigt, im Mai desselben Jahres das von der deutschen Neu-Guinea-Compagnie erworbene Kaiser-Wilhelms-Land in deutschen Schutz genommen, dem die Inseln des Bismarck-Archipels, ferner die Salomonen und Marshallinseln folgten.

So weit war Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte eingerückt, als Wilhelm II. die Regierung übernahm, scharfen Blickes die weittragende Bedeutung der Kolonien erkannte und diese Frage gemeinsam mit der Flottenfrage entwickelte und ausbaute. Zunächst drängte es ihn, eine deutsche Ehrenfrage zu lösen, die den deutschen Strommündungen vorgelagerte Insel Helgoland durch Austausch aus englischem Besitz an Deutschland zurückzubringen. Am 1. Juli 1890 wurde der Vertrag vollzogen, ein verloren gegangenes Kind der Mutter zurückgegeben. Und weiter ging's. Das chinesische Pachtgebiet Kiautschou gliederte sich im Jahre 1898 den deutschen Schutzgebieten an und wurde bald zu hoher Blüte erhoben. Von Spanien erwarb Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1899 durch Kaufvertrag die Karolinen-, Palau- und Marianen-Inseln. Und im selben Jahre gewann Deutschland durch ein Abkommen mit England und Amerika die Hauptgruppe der Samoa-Inseln. Rechnen wir das an Kamerun anschließende und von Frankreich im Jahre 1912 abgetretene Kongogebiet hinzu, so ergiebt sich eine Gesamtländerstrecke von zirka 3 Millionen Quadratkilometern mit einer Bevölkerungsziffer von ungefähr 13 Millionen. Nur

Englands und Frankreichs Kolonien übertreffen an Ausdehnung die deutschen Schutzgebiete. Wahrlich ein Zeichen deutscher Spannkraft!

Doch nicht nur draußen in der Welt, nicht minder im eigenen Lande „erwarb" Wilhelm II. das Erbe seiner Väter, um es zu besitzen. Schon ein Jahr nach seiner Thronbesteigung wurde das Gesetz, das die Invaliditäts- und Altersversicherung der Arbeiter bestimmte, in Kraft gesetzt. Am 18. Juni 1895 konnte der bedeutungsvolle Bau des Nordostseekanals als Kaiser-Wilhelm-Kanal dem Verkehr übergeben werden. Am 1. Januar 1900 wurde das Bürgerliche Gesetzbuch einheitlich für ganz Deutschland zur Einführung gebracht. Drei Höhepunkte vaterländischer Geschichte.

Das deutsche Schwert aber flog aus der Scheide, als im Jahre 1900 der Boxeraufstand China verheerte und der deutsche Gesandte in Peking, von Ketteler, verräterisch ermordet wurde. Unter dem Oberbefehl des Generalfeldmarschalls Graf von Waldersee, dem auch die Truppen der anderen Großmächte unterstellt waren, wurden in zahlreichen Gefechten die Boxer wie die regulären chinesischen Soldaten vernichtend geschlagen und China gezwungen, seines Kaisers Bruder als Sühneprinzen an den deutschen Kaiser zu entsenden.

Heldenmütig aber waren die Kämpfe, in denen die tapferen deutschen Schutztruppen die blutigen Aufstände der Hereros und Hottentotten in Südwestafrika in den Jahren 1904 und 1906 zu Boden schlugen. Kein Lob klingt hell genug für die todesmutigen Braven, die in den Wildnissen und Durststrecken des fernen Landes ihr Blut verspritzten unter Gefahren, Anstrengungen und Entbehrungen, wie sie kein anderer Krieg aufzuweisen hatte, um

Unter der Regierung Kaiser Wilhelm II

auch hier das Wort ihres Kaisers und obersten Kriegsherrn wahr zu machen: Das Land bleibt deutsch, in das der deutsche Aar seine Fänge schlug.

✧ ✧ ✧

Fünfundzwanzig Jahre hält Wilhelm II. die Regierung in seinen Händen. Er, der über das gewaltigste Landheer und eine mächtige Flotte gebietet, hat mit diesen seinen Waffen in der Hand den Frieden erzwungen von Europa. Das ist der Ruhmeskranz auf seinem Haupt: über kriegerischen Lorbeer das steigende Wohl des Vaterlandes zu stellen. Unter seiner Regierung hat die deutsche Technik ihren Siegeszug begonnen zu Lande, zu Wasser und in den Lüften, die Graf Zeppelin dem deutschen Unternehmungsgeist erschloß, hat Handel und Industrie eine ungeahnte Blüteperiode erreicht, sind die Künste und Wissenschaften mehr und mehr Allgemeingut des ganzen Volkes geworden. Und immer noch führt der Weg hinauf!

Seit dem 27. Februar 1881 mit Auguste Viktoria, der Erstgeborenen Herzog Friedrichs zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg in überaus glücklicher und vorbildlicher Ehe vermählt, der sechs Söhne und eine Tochter entsprossen, hat Wilhelm II. den deutschen Völkern und seinen Preußen zumal gezeigt, daß der Nährboden aller Kräfte und Erfolge die Familie ist. Wer die Seinen liebt, liebt und verteidigt die Scholle, auf der sie atmen, liebt und verteidigt das Vaterland.

Die Millionen aber, die sich in heißem Stolze um das schwarzweiße Banner scharen, sie werden es von Generation zu Generation als heiligstes Vermächtnis und Bekenntnis im Herzen und auf den Lippen tragen:

✧ Ich bin ein Preuße! ✧

Anker auf!

Die Sehnsucht ist es nach der heil'gen Ferne,
Stehst du am Strand und hörst des Meeres Lied.
Die Sehnsucht ist es, die dich drängt und zieht
Nach neuem Glück auf unbekanntem Sterne.
Bald tönt es süß wie von Sirenenlippen,
Die Kunde tun von goldnem Meeresgrund.
Jetzt raubtierschrill! Und zorniger Drachen Schlund
Speit seinen Gischt todbringend an die Klippen.

Träum, Deutscher, nicht! Du sollst die Zeichen deuten!
Gott schuf zugleich das Wasser und das Land
Und gab die Waffen in des Menschen Hand,
Im Arbeitsschweiß die Schätze zu erbeuten.
Nicht wer behaglich bei Phäakenfesten
Den Sängern horchend seine Zeit verbringt:
Wer täglich neu in Gottes Schöpfung dringt,
Den liebt der Vater als der Söhne besten!

Schon will das Land die Menschenflut nicht tragen.
Der Muttererde Brüste sind erschlafft.
Zeigt euch als Männer, zeigt die eigne Kraft!
Einst werden Kinder nach der Mutter fragen!
Nun wohl, so soll die See die Amme werden,
Die wilde See, die es zu zähmen gilt,
Bis ihre Brust an Nahrung überquillt
Für Männerrecht auf Meeren und auf Erden.

Träum, Deutscher, nicht! Steh in der ersten Reihe!
Die Völker werfen werbend sich aufs Meer.
Die Segel los, und zeig die blanke Wehr,
Und wo sie fehlt, da schaffe sie aufs neue!
Sei nachts der Letzte, sei bei Tag der Früh'ste,
Daß hell dein Hammerschlag die Spanten streckt.
Denn jeder Schiffsrumpf, der die See bedeckt,
Macht urbar uns die weite Wasserwüste!

Trägt Deutschlands Namen werbend durch die Fluten,
Die jungfräulich erregt der Hochzeit harr'n,
Zu Küsten, die seit Ewigkeiten starr'n
Und namenlos in Sonnenglut verbluten.
Dampf auf! Dampf auf! Und in die Wanten, Maaten!
Mit Freiersaugen über See geschaut!
Das deutsche Volk, das seine Schiffe baut,
Schuf sie zum Prunke nicht, schuf sie zu Taten!

Und jede Flagge grüßt in allen Zonen
Und jeden Kiel, der friedlich Wogen kämmt.
Doch wo sich Übermut entgegenstemmt,
Auch dort, Matrosen, grüßt. Doch mit Kanonen!
Ihr tragt an Bord des Vaterlandes Ehre,
Die reichste Ladung, die ein Schiff geführt.
In Grund mit jedem, der sie scheel berührt!
Die deutsche Flotte kennt nur freie Meere!

Schwarze und farbige Bilder
von Professor Arthur Kampf in Berlin

Buchschmuck und Einbandzeichnung
von Professor Georg Belwe

Druck des Werkes
von Oscar Brandstetter

Druck der farbigen Tafeln
von der Spamer'schen Buchdruckerei

in Leipzig

Von
Rudolf Herzog

erschienen im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. ⋄ Stuttgart ⋄ Berlin

Das goldene Zeitalter
Roman. 9. und 10. Auflage. Geheftet M. 2.50, in Leinenband M. 3.50

Der Adjutant
Roman. 7.—10. Auflage. Geheftet M. 2.50, in Leinenband M. 3.50

Der Graf von Gleichen
Ein Gegenwartsroman. 19.—23. Aufl. Geheftet M. 3.50, in Leinenbd. M. 4.50

Die vom Niederrhein
Roman. 41.—45. Auflage. Geheftet M. 4.—, in Leinenband M. 5.—

Das Lebenslied
Roman. 53.—60. Auflage. Geheftet M. 4.—, in Leinenband M. 5.—

Die Wiskottens
Roman. 91.—95. Auflage. Geheftet M. 4.—, in Leinenband M. 5.—

Der alten Sehnsucht Lied
Erzählungen. 10.—12. Auflage. Geheftet M. 2.50, in Leinenband M. 3.50

Der Abenteurer
Roman. Mit Porträt des Verf. 31.—35. Aufl. Geh. M 4.—, in Leinenband M. 5.—

Hanseaten
Roman. 66.—70. Auflage. Geheftet M. 4.—, in Leinenband M 5.—

Es gibt ein Glück . . .
Novellen. 26.—30. Auflage. Geheftet M. 3.—, in Leinenband M. 4.—

Die Burgkinder
Roman. 76.—80. Auflage. Geheftet M. 4.—, in Leinenband M. 5.—

Ausgewählte Novellen
Mit Einleitung von J. G. Sprengel. Geheftet M. 1.—, in Leinenband M. 1.30

Gedichte
3. und 4. Auflage. Geheftet M. 2.50, in Leinenband M. 3.50

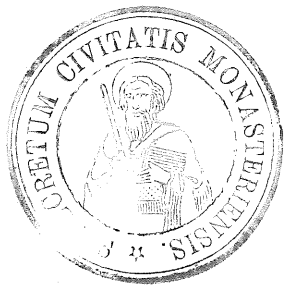
Die Condottieri
Schauspiel in vier Akten. 3. Auflage. Geheftet M. 2.—, in Leinenband M. 3.—

Auf Nissenskoog
Schauspiel in vier Akten. 2. Auflage. Geheftet M. 2.—, in Leinenband M. 3.—

Herrgottsmusikanten
Lustspiel in vier Akten. 1.—3. Auflage. Geheftet M. 2.50, in Leinenband M. 3.50

Ferner im Verlag Ullstein & Co. in Berlin

Die Nibelungen
Des Heldenliedes beide Teile neu erzählt. 4. Tausend. In Halbpergament geb. M. 6.—



27. Feb. 1936
10. Sep. 1936
16. Okt. 1936
25. 4. 40.
30. 5. 40.

SB 20119

Nr. 15 c. 50000. 8. 34.